Störck

P.o.germ. 2051 n/2

P.o. germ. 2051 u/(2
<36614156160010

<36614156160010
Bayer. Staatsbibliothek

Der confiscirte

Eulenspiegel,

oder

das Buch der

Hundertundachtundzwanzig.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortges. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.
Brentano, C., Ponce de Leon, Lustspiel. 1 Rthlr. — Gr.
Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. 5 Rthlr. 8 Gr.
— — Nachträge zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol, dramatisches Gedicht, 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 6 Gr.
— — die Verkleidungen, Lustspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.
— — Kaiser Friedrich II, Trauerspiel. 1 Rthlr. — Gr.
Maltitz, Freih. G. A. v., der alte Student, Schausp. 8. — Rthlr. 12 Gr.
— Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
— das Pasquill, Schauspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.
Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.
— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp., 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Schleichhändler, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.
— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — der Wechsler. Lustspiel, 8. 16 Gr.

Der confiscirte Eulenspiegel,

oder

das Buch der

Hundertundachtundzwanzig.

Nebst

Briefen an und von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

Herausgegeben von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Td/69/304

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

72.

Gespräch zwischen Pater Rinaldo Lump und Till Eulenspiegel.

Pater. Weißt Du, Eulenspiegel, was heute für ein froher Tag ist?

Eulenspiegel. Heut ist des Königs Geburtstag.

Pater. So, Du weißt es und hast trotz dem kein Gedicht auf dieses Fest gemacht?

Eulenspiegel. Nein.

Pater. Das dachte ich mir. Eulenspiegel, Eulenspiegel, Du bist doch ein schlimmer Patron, ein Erz-Demagoge.

Eulenspiegel. Wie so, Pater?

Pater. Du fragst noch? Wenn Du kein Demagoge wärest, wenn Du Deinen König liebtest, so wie ich ihn liebe, so würdest Du mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, an Seinem

Geburtsfeste Wünsche für Sein Wohl an den Tag zu legen.

Eulenspiegel. Glaubst Du denn, Pater, daß ich meine Gefühle, wie Du, zur Schau tragen kann? Glaubst Du denn, Rinaldo, daß ich, wie Du, Loblieder und Hymnen auf alle Fälle vorräthig habe? Glaubst Du denn, Lump, daß ich meiner Muse befehlen kann: am ersten August sei begeistert, denn am dritten ist des Königs Geburtstag und da muß ein Gedicht fertig sein.

Pater. Warum war denn meine Muse begeistert, als es galt, die Geburtsfeier meines Königs zu besingen?!

Eulenspiegel. Solch ein Gedicht, wie das Deinige, hätte ich wohl auch zu Stande bringen können, ich dachte mir aber, daß es besser sei, meine Leier lieber schweigen zu lassen, als ihr Mißtöne zu entlocken. Wer ihn nicht würdig kann besingen, thut weit klüger, wenn er gar nicht in die Saiten greift.

Pater. Aber warum thaten es doch alle Andern?

Eulenspiegel. Wenn Könige besungen werden, so pflegt dies gewöhnlich nicht aus reiner, ungeheuchelter Liebe, sondern nur aus Eigennutz zu geschehen. Der Eine will sich dadurch eine Anstellung, der Andere eine Busennadel, der Dritte eine Tabatiere, der Vierte ein Wartegeld, der Fünfte eine Pension und der Sechste eine Ehren-Medaille ersingen. Ich will weder das Eine noch das Andere.

Pater. Sprich, was Du willst, ich glaube es nimmer, daß Du Deinen König liebst.

Eulenspiegel. Vielleicht lieb' ich ihn reiner und inniger, als Alle, welche heute ihre unlautere

Laute zu Seinem Lobe erklingen ließen. Nicht Worte, sondern Thaten können den Beweis liefern. Gebt mir Gelegenheit zur That — so werdet ihr meine Liebe erkennen.

73.

Der Esel.

Ein Esel gras'te auf der Wiese. Seine Taille, sein Benehmen und sein ganzes Wesen verriethen mir, daß er kein gewöhnlicher Esel sei, sondern ein ungewöhnlicher, ein außerordentlicher Esel, ein Esel erster Classe war.

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit nahte ich mich dem Esel, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: Wohlgeborener Esel!

Der Esel schnitt ein malitiöses Schafsgesicht und schwieg.

Ich vermuthete, daß ihn das Wort „Wohlgeboren" choquirt habe, machte also abermals meine tiefe Verbeugung, und sprach: Hochwohlgeborener Esel!

Der Esel schnitt ein malitiöses Schafsgesicht und schwieg.

Wie, dachte ich, sollte dieser Esel vielleicht ein Graf sein? Ich machte zum dritten Male eine tiefe Verbeugung und sprach: Hoch- und Wohlgeborener Esel!

Der Esel schnitt ein malitiöses Schafsgesicht und schwieg.

Sein Schweigen beunruhigte mich. Wie, dachte ich, sollte dieser Esel vielleicht ein excellenter Esel sein?

— Ew. Excellenz belieben zu scherzen . . .

— Wir Esel pflegen niemals zu scherzen, zumal wenn wir Minister sind. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß Er mir fremd sei. Ich kenne Ihn, Er ist der erbittertste Feind der Esel, Er haßt unser Geschlecht und hat ihm den Untergang geschworen.

— Sehen Ew. Excellenz die Thränen, die jetzt in meinen Augen schwimmen? Ich weine, weil ich fühle, daß Sie mich, mich, den wärmsten Anhänger der Esel, verkennen. Ich sollte der erbittertste Feind Ihres hochgeöhrten Geschlechtes sein?!? Ew. Excellenz thun mir Unrecht. Kein Mensch lebt auf der Erde, der Ihre Brüder aufrichtiger achtet und inniger liebt als ich. Ein Esel ist mein Ideal, wenn ich nicht Mensch wäre, so möchte ich Esel sein.

— Wirklich?

— Ohne Spaß, Excellenz. Jeder Esel flößt mir einen Fuder von Respect ein, ich erkenne in ihm das lebendige Symbol der Duldsamkeit und huldige seinen Tugenden mit aller Kraft meiner Seele. So oft ich einen Esel sehe, ziehe ich ehrfurchtsvoll meinen Hut und schreie Vivat.

— Wirklich?

— Welche Frage, welches Mißtrauen! Nur Thoren können sich gegen Esel auflehnen. Wie Vieles verdanken wir einem Esel! Wenn es keine Esel gegeben hätte, so würden auch keine Eselskinnbacken existirt haben. Hätte es keinen Eselskinnbacken gegeben, so würde Simson die Philister nicht erschlagen haben; und wenn Simson die Philister nicht erschlagen hätte, so lebten sie vielleicht heute noch, denn Stockfische und Philister haben ein gar zähes Leben.

— Da hat Er vollkommen Recht, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Er liebt also die Esel!

— Und wie!!! Wer wird denn die Esel nicht lieben?! Wie schlecht stände es mit unserer Weisheit, wenn es keine Esel gäbe. Wenn keine Esel existirten, so existirten auch keine Eselshäute, existirten keine Eselshäute, so existirte auch kein Pergament, existirte kein Pergament, so existirten auch keine Diplome, und existirten keine Diplome, so existirten auch keine Doctores, und existirten keine Doctores, so existirte auch keine Weltweisheit, folglich existirte, wenn es keine Esel gäbe, auch keine Weisheit.

— Wahr, sehr wahr. Sein Scharfsinn rührt mich. Er hat in der Beweisführung dieses Grundsatzes so viel Gelehrsamkeit und Logik entwickelt, daß ich mich verpflichtet fühle, ihn dafür eselig zu belohnen! Bitt' er sich eine Gnade aus.

— Excellenz, Sie machen mich schamroth . . .

— Schamroth hin, schamroth her. Bitt' Er sich eine Gnade aus.

— Noch niemals, Excellenz, habe ich um Gnade gefleht. Ich bin zufrieden, wenn ich mein Recht erhalte.

— Es soll Ihm werden. Was will Er?

— Erlauben Sie mir, Excellenz, daß ich von nun an jeden Esel bei seinem rechten Namen nennen, auch fernerhin der Wahrheit treu bleiben und die Falschheit entlarven dürfe.

— Es sei Ihm erlaubt, jedoch nur unter der Bedingung . . .

— Daß . . .

— Daß Er mich nicht angreift. Die andern Esel mag er touchiren, satyrisiren und maltraitiren, so viel und so lang' er will. Vergreift Er sich aber auch an meiner Person, so will ich Ihm zeigen, was ein aufgereizter Esel vermag.

Der Esel warf sich aufs Gras und schlief ein. Ich verbeugte mich drei Mal und rief, von der Weisheit und Großmuth dieses Thieres gerührt: „Vivat, es lebe Seine Excellenz, der Herr Esel!"

74.

Der Hund.

Sah einen Hund auf der Straße. Es ist zwar nichts Seltenes, einen Hund zu sehen, denn Hunde trifft man überall, auf Bällen und in Gärten, in Conditoreien und Theatern, in Bibliotheken und Gerichtshöfen, warum also nicht auch auf der Straße. Der Hund aber, von dem ich jetzt rede, war kein gewöhnlicher Hund, sondern ein Hund, der einzig in seiner Art ist. Urtheile selbst, lieber Leser, ob ich nicht Recht habe.

Der Hund (es war ein dürrer Bullenbeißer) hatte zwar vier Füße, wie jeder andere rechtschaffene und solide Hund, zwei davon konnte er aber wie Hände gebrauchen. Er konnte knurren, bellen und klaffen, die Zähne fletschen, zwicken und beißen, wie jeder andere wohlerzogene und unterrichtete Hund; er konnte aber auch reden, reden wie ein Mensch, wenn gleich nicht wie ein vernünftiger.

Da ich bei guter Laune war, ließ ich mich mit diesem Hund in ein Gespräch ein.

— Woher kommt es, hochverehrter Hund, daß Sie weder Halsband noch Zeichen haben?

— Das wundert Sie? Es laufen ja viele Hunde ohne Halsband und Zeichen herum.

— Bedenken Sie aber, daß jetzt die Hundstage

sind und daß Sie sehr leicht gefangen und todtgeschlagen werden können . . .

— Ich fürchte mich nicht.

— Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich heiße C. H. F. Packan.

— Und womit beschäftigen Sie sich?

— Bin Buchhändler.

— Ah, ein schönes Metier. In der technischen Sprache werden Sie Autorenschinder genannt?

— Ganz recht.

— Sind Sie vielleicht noch etwas Anderes?

— O ja!

— Etwa ein Mitglied irgend einer gelehrten Gesellschaft?

— Das nicht. Aber ich bin weit mehr. Bin Verleger und Redacteur zweier Journale.

— So? Wie heißen diese Journale?

— Das eine ist unter dem Namen „Sudelblatt," das andere unter dem Namen „Hundezeitung" bekannt.

— Schreiben Sie diese Blätter ganz allein, oder haben Sie auch Mitarbeiter?

— Das Meiste schreibe ich allein. Ich habe aber auch Mitarbeiter.

— Und wer sind diese?

— Hunde und Hündchen von verschiedenen Racen, z. B. Windhunde, Kettenhunde, Lumpen- und Schweinehunde; Bullenbeißer, Pintscher, Pudel, Spitze und Bologneser Möpse. Auch arbeiten einige Vögel mit, ein Rabe, ein Rohrsperling, ein Storch und ein Kakadu.

— Das sind sehr bekannte Namen. Wie viel Honorar zahlen Sie?

— Für jeden Bogen verspreche ich 24 Thaler sächsisch Courant.

— Bezahlen Sie auch pünktlich Ihre Mitarbeiter?

— Das Bezahlen kenne ich nur dem Namen nach; ich bleibe ihnen das Honorar immer schuldig. Denn Schuldigbleiben ist eine meiner Hauptleidenschaften.

— Wenn aber Ihre Mitarbeiter Sie mahnen?

— Dann beiße ich sie.

— Und wenn sie klagbar werden?

— Dann beiße ich sie noch mehr. Aus dem Verklagen mache ich mir nichts. Schon mehr als ein Mitarbeiter hat mich wegen rückständigen Honorars verklagt. Was liegt daran? Ich bin ein Hund, der bereits acht Mal banquerott gemacht. Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Ich lasse mich verklagen, in contumaciam verurtheilen und zahle doch nicht.

— Hund, hochverehrter Hund, was haben Sie für edle Grundsätze! Was enthalten denn Ihre Blätter?

— Pamphlete, Libelle, Pasquille und dergleichen Aufsätze. Fast in jeder Nummer finden Sie einen Ausfall, bald auf einen verdienstvollen Künstler, bald auf einen ehrenwerthen Staatsdiener, bald auf einen beliebten Schriftsteller. Männer, wie Gleich, Saphir, Herloßsohn, Spazier, Alvensleben, Lotz ꝛc. habe ich in meinen Blättern schon dergestalt besudelt, daß es eine wahre Freude für mich war . . . Auch Sie habe ich schon mehrere Male ganz gehörig gefaßt . . .

— Wirklich?

— Auf Ehre, es ist wahr. Erst neulich habe ich Sie dergestalt schlecht gemacht, daß kein Hund ein Stück-

chen Brod von Ihnen nehmen wird, wenn er nur ein Fünkchen Ehre im Leibe hat.

Zufällig hatte ich einen Kuchen in der Tasche, den ich für die kleine Pauline, für das schöne Töchterchen meiner Nachbarin gekauft hatte. Ich zog ihn aus meiner Tasche und warf dem Bullenbeißer ein paar Brocken hin. Der Hund war so herablassend, sie zu fressen. Er wollte mir dadurch beweisen, daß er zu jenen Hunden gehöre, die kein Fünkchen Ehre im Leibe haben, sonst hätte er ja nichts von mir angenommen.

— Darf ich fragen, verehrter Hund, warum Sie mich verunglimpft haben? That ich Ihnen etwas zu Leide?

— Nein.

— Nun, warum haben Sie mich dennoch mit Ihrem Geifer besu — beehrt will ich sagen.

— Soll ich aufrichtig sein?

— Ja, wenn ich bitten darf.

— So erfahren Sie denn, daß ich es aus Neid that. Mein Blatt, das, wie gesagt, fast täglich ein Pamphlet, ein Libell, ein Pasquill oder sonst etwas dergleichen enthält, hat wenig, und Ihr Blatt, das niemals ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, hat viel Leser. Sehen Sie, das schmerzt mich.

— Also blos deshalb haben Sie mich zu sich in den Schlamm gezogen?

— Nicht blos deshalb, sondern auch darum, weil Sie's mit jenen Leuten halten, die ich verfolge. Ich bin wüthend darüber, daß Sie diejenigen, welche ich herunterreiße, in den Himmel erheben.

— Armer Hund, wie jammern Sie mich! Apropos! Sie haben wohl jetzt recht viele Leser?

— O ja! Im vergangenen Quartal hatte ich 9 Abonnenten, und in diesem habe ich 13 Leser.

— 13 Leser! Sehr viel, fast zu viel! Woher kommt es aber, daß man Ihr Sudelblatt und Ihre Hundezeitung nirgend findet, selbst nicht an jenen Orten, wo doch fast alle Journale gehalten werden?

— Sehen Sie, das ist es eben, was mich so wüthend macht. Ein Blatt, das täglich ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, ein Blatt, das in jeder Nummer entweder den Saphir oder Spazier, den Gleich oder Herloßsohn, den Lotz oder Sie herunterreißt, ein solches Blatt soll nicht mehr als 13 Abonnenten haben! Ist das nicht schändlich?!

— Sehr schändlich von Ihnen.

— Von mir?

— Nein, von den Lesern.

— Was mich aber noch mehr aufbringt, ist das, daß Niemand, von Allen, die ich herunterreiße, von mir Notiz nimmt; daß sie mich ruhig knurren, bellen und klaffen lassen, ohne mir aufs Maul zu schlagen, daß sie sich ruhig von mir zwicken und beißen und besudeln lassen, und gelassen ihre Wege gehen.

— Sie denken vielleicht: „wer Koth anrührt, besudelt sich."

— Herr, was sagen Sie da?

Der Hund machte vor Wuth die allertollsten Sprünge und fing erschrecklich zu klaffen an.

— Warte, das sollst Du mir theuer bezahlen, so klaffte der wuthentbrannte Hund und wollte mich beißen.

Einem Betrunkenen, einem Heuwagen und einem tollen Hunde geht man gern aus dem Wege. Ich flüchtete in das nächste Haus und schlug hinter mir die Thür zu.

Der Hund klaffte zwei Stunden en suite ohne aufzuhören. Und er stände vielleicht noch in diesem Augenblicke vor der Thür und klaffte vielleicht noch jetzt so stark, wenn nicht zum Glück ein Mensch dazugekommen wäre, der das Privilegium hat, Hunde, welche kein Zeichen und kein Halsband tragen, zu fangen und gemüthlich vor den Kopf zu schlagen, damit sie keinen Schaden anrichten.

So endete C. H. F. Packan, ein Hund, wie's deren Gottlob! Wenige in der Welt gibt.

75.

Bankier A. und Madame B.

Madame B. Habe ich das Vergnügen, Herrn Bankier A. zu sprechen?

Bankier A. Mein Name ist A. Darf ich fragen, Madame . . .

— Ich bin die unglückliche Gattin eines Ihrer Schuldner und heiße Emma B.

— Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Darf ich Sie bitten, auf meinem Sopha Platz zu nehmen . . .

(Beide setzen sich.)

— Sie wissen, daß mein Gatte, wegen eines Wechsels von 2000 Thalern, den er an Sie zu bezahlen hat, schon seit sechs Monaten im Gefängniß schmachtet.

— Es thut mir leid, schöne Frau, daß Umstände mich gezwungen haben, so hart gegen Ihren Herrn Gemahl zu verfahren. Hätte ich gewußt,

daß ich ihn aus den Armen einer so liebenswürdigen Gattin reiße, ich würde ganz anders gehandelt haben. Allein . . .

— Ich sehe ein, daß Ihre Strenge nur gerecht ist . . .

— Sie zürnen mir. Ich hoffe Vergebung zu erhalten, wenn ich Ihnen sage, daß ich ernstlich gesonnen bin . . .

— Meinem Gemahle die Freiheit wiederzugeben . . .

— Sie wissen das schon?

— Gestern Abend habe ich's zufällig erfahren. Und deshalb bin ich hier, um . . .

— Mir etwa dafür Ihren Dank abzustatten?

— Ja und auch Nein . . . . wie Sie wollen!

— Wie soll ich das verstehen?

— Erlauben Sie, daß ich mich ganz unverholen erklären darf. Ich habe erfahren, daß Sie meinen Gemahl blos deshalb freilassen wollen, um die Alimente zu ersparen . . .

— Gern gestehe ich Ihnen, daß dies eines der Hauptmotive war, die jenen Entschluß in mir zur Reife brachten. Ich bin auch übrigens zu wenig rachsüchtig, um einen Mann, der, wie ich erst jetzt erfahren, durch unglückliche Zeitumstände um sein Vermögen gekommen, noch länger zu verfolgen, ihn noch länger seiner Freiheit zu berauben. Sogleich will ich beim Gerichte darauf antragen, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelassen werde. Ich schmeichle mir, der zärtlichen Gattin dadurch einen Dienst zu erweisen, der ihr gewiß nicht unlieb sein wird . . .

— Uebereilen Sie sich nicht . . . Verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offenherzig mit Ihnen rede. Mein Gemahl ist ein alter, unverträglicher Murrkopf, der mit

Argusaugen jeden meiner Schritte bewacht. Eifersüchtig, wie der Mohr von Venedig, sieht er in jedem meiner Blicke, welche ich mit Andern wechsele, eine Uebertretung meiner ehelichen Pflichten. So kam es, daß es beständig Zank und Hader gab. Eben war ich im Begriff, bei den Gerichten auf Scheidung anzutragen, als er durch Ihr Machtgebot von mir getrennt wurde. Sie ersparten mir also dadurch, daß Sie ihn gefangen nehmen ließen, einen Proceß, der vielleicht zwei, drei Jahre geschwebt, und den ich am Ende doch verloren hätte. Ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, daß ich Ihnen für diesen Gefallen vielen Dank schuldig bin. Sie würden sich aber noch weit größere Ansprüche auf meine Dankbarkeit erwerben, wenn Sie einer kleinen Bitte Gehör geben wollten, die mir sehr am Herzen liegt . . .

— Wer könnte wohl einer so liebenswürdigen Dame etwas abschlagen. Reden Sie, Madame. Womit kann ich mich Ihnen dienstbar beweisen?

— Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten . . . wenn Sie die Gefälligkeit haben möchten . . . von mir . . . die Hälfte . . .

— Von der Schuld Ihres Gatten anzunehmen? Nicht so?

— Nein . . .

— Was sonst? Reden Sie sans gêne . . .

— Soll ich? Nun denn, es sei! Ich will Ihnen nämlich die Hälfte . . . der Alimente bezahlen, wenn Sie die Güte haben wollten, meinen Gemahl . . . noch länger sitzen zu lassen.

— Madame, Sie scheinen Scherz treiben zu wollen . . .

— Nein, durchaus nicht. Ich betrachte die Haft meines Mannes als eine Wohlthat, für die ich meinem

Schöpfer und Ihnen nicht genug danken kann. Mein Gemahl und ich . . . wir passen nicht zusammen . . . er ist alt . . . ich bin jung . . . ich bin lebenslustig . . . er ist ist abgestorben . . . Unsere Denkungsweise, unsere Neigungen und Wünsche divergiren, wie Nord- und Südpol. Urtheilen Sie selbst, ob bei so bewandten Umständen an wahre Vereinigung zu denken ist . . . Schenken Sie meinem Gemahle die Freiheit, so sehe ich mich gezwungen . . . meine Scheidungsklage wieder hervorzusuchen . . .

— Ich soll ihn also noch ein ganzes Jahr im Kerker schmachten lassen?

— Es wäre unbillig von mir, wollt' ich Ihnen etwas vorschreiben. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, daß ein Jahr zu schnell vorüber ist. . . Geht ihm denn etwas ab in seinem Gefängnisse . . . Erinnere ich mich nicht seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt . . . Schicke ich ihm nicht täglich eine Flasche St. Julien . . . schicke ich ihm nicht an jedem Sonntag Kapaun, Truthühner, Trüffeln, Austern, Torten und Bisquits . . . habe ich ihm nicht erst vor vier Wochen ein Pfund vom feinsten Varinas geschickt. Glauben Sie mir, das Leben der Bewohner unseres Schuldgefängnisses ist nicht so traurig, als man sich's einbildet.

— Haben Sie ihn während der sechs Monate seiner Gefangenschaft schon oft besucht?

— Bis jetzt noch niemals. Ich gestehe, daß ich ihm schon längst einen Besuch abgestattet hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es der weiblichen Delicatesse zuwiderlaufe, einen Gatten zu besuchen, der, Gott weiß in welch' einer Gesellschaft eingesperrt ist. Vorgestern war sein Geburtstag. Ich habe bei dem Gefängnißwärter eine Visitenkarte und eine Meerschaum-

pfeife für meinen Gemahl abge . . . Ei! Sie sehen mich ja mit so sonderbaren Blicken an! Mißfällt Ihnen meine Aufrichtigkeit? . . .

— Nein, nicht im mindesten. Im Gegentheil, ich freue mich, ich bin entzückt über das Glück, die Bekanntschaft einer Dame gemacht zu haben, die so warmen Antheil an dem Unglück ihres Gatten nimmt. Um Sie zu trösten, gebe ich Ihnen noch einmal die Versicherung, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelassen wird. Einer Gattin, die so theilnahmvoll um seine Freilassung gebeten, muß man Alles zu Liebe thun. In 2 Stunden eilt Ihr Herr Gemahl in Ihre offenen Arme. Leben Sie wohl, Madame.

76.

Der Dey langweilt sich.

(Nach dem **Furet de Londres.**)

— Ach, Giboul, es gibt doch kein unglückseligeres Geschöpf als ein abgesetzter Monarch!

— Trage Dein Unglück in Geduld. Sei Philosoph. Denke an Jacob II., an Christine von Schweden, an Carl X., an den Herzog von Angouleme, an Heinrich V., an den Herzog von Braunschweig, an Don Pedro I. Sei also Philosoph! Bist Du nicht so glücklich als früher? Italien hat Dir seine Sonne, seine Theater, seine Gärten und seinen Himmel geliehen, der so rein ist, daß Du, rauchend, eine Viertelstunde den Capricen der Wolke folgen kannst, welche Deiner Chibouque *) entschlüpft.

*) Lange Pfeife.

— Schmeichler! Hast Du denn vergessen, daß der Himmel von Algier eben so blau, eben so milde ist?! Aber wer gibt mir jene süßen Morgen wieder, an denen ich durchs offene Fenster die Segelstange des Seeräubers waschen sah, welcher mir den Zucker und den Kaffee der Ungläubigen brachte. Ach, wo ist die Cassauba, wo sind die Keller, in welchen wir die Venetianischen Zechinen und Piaster zählten und wieder zählten? Giboul, wirst Du mir's glauben, daß man mir verwehrt hat, einen meiner Sclaven an den Füßen aufzuhängen?

— Beim Mahomet, das ist frech! Aber wer kann es Dir verbieten, Zucker und Kaffee zu haben, so viel Du willst? Wer kann sich Dir widersetzen, wenn Du acht Stunden des Tages Deine Zechinen und Piaster zählen willst? Zähle und trinke .....

— Ich kann ja aber den Zucker und den Kaffee, die Zechinen und Piaster nicht mehr stehlen. Kennst Du nicht die süße Wollust, die das Stehlen gewährt?

— Da hast Du freilich recht. Stehlen ist die Freude aller Freuden.

— Ach, wie schön sind die Frauen von Algier, wie häßlich dagegen die Frauen Italiens. Ich bin zwar schon so alt wie der Storch der Moschee, gekrümmt wie eine Schildkröte, aber noch immer erinnere ich mich unserer Frauen, die so fett wie Mastochsen sind, die so fett sind, daß sie hinfallen können, ohne sich Schaden zu thun. Und dann ihre sammtenen Busen und ihre musselinenen Beine, ihre gemalten Augenbraunen, die Figuren, welche sie mit Eigelb gezeichnet und ihre Tänze und ihre Parfüms und ihre bemoschusten Achseln. Giboul! Hast Du den Schnupfen, daß Du diese Achseln nicht riechen kannst?

— Wenn Du willst, so kann ich ihn gleich bekommen. Ja, großer Dey, ich habe den Schnupfen. Indessen wollte mich bedünken, daß doch die Italienerinnen . .

— Sprich mir nicht von diesen dürren Spindeln. Man brachte mir eine Italienerin, welche man für die schönste der Jahreszeit ausgab. Die Elenden! Sie hatten mir eine Frau ausgewählt, welche einen kleinen Fuß, kleine Hände und eine kleine Taille hatte. Alles war klein an dieser Frau! Welch eine Mißgeburt! Enfin voyons! sagte ich. Zuerst ein Kleid, dann wieder ein Kleid, dann ein Corset und alsdann noch vier Kleider. Giboul, ich fand vor lauter Kleidern die Frau nicht. Endlich . . . . doch genug davon . . . Es genüge Dir zu wissen, daß die Europäerinnen nur aus Seide, Wäsche und Koketterie zusammengesetzt sind. Ueberdies hat es die kleine Mißgeburt gewagt, sich über meinen Bart lustig zu machen. Denke Dir, Giboul, diese Courage!

— J! das ist ja ganz abscheulich.

— Ja, Giboul, mein Bart hat sie pikirt. O welches Land! Wenn mich wenigstens die Freuden der Tafel für die übrigen, deren ich jetzt entbehren muß, entschädigten . . . . Aber man ißt in Italien mit Gabeln. Ich frage Dich, Giboul, kann das Essen schmecken, wenn man es mit Gabeln aufspießen muß? Jeder hat seinen eigenen Teller, sein eigenes Glas und man setzt sich nicht auf die Erde — sondern auf Stühle. Das nennen die dummen Europäer Civilisation! Sprichst Du jetzt noch von der Tabackspfeife, von dem Himmel, von den Gärten und von der Freiheit Italiens? Kann man in einem Lande glücklich sein, wo der Herr keinen seiner Sclaven an den Füßen aufhängen darf, in einem Lande, wo man mit Messer

und Gabel und nicht mit den Fingern ißt, in einem Lande, wo keine Frau nach Moschus und Ambra riecht, in einem Lande, wo sie der Bart der Männer pikirt??? O Giboul! Italien ist mein Tod — bald werde ich hinsterben, reibe mir unterdessen die Füße . . . . Du sollst auch bei Gelegenheit ein Paar Roßschweife bekommen.

77.

Gefundener Brief einer Primadonna an ihren Bräutigam.

Buxtehude, am 4. Mai 1831.

Süßer Nepomuck!

Ich beeile mich, Dir anzuzeigen, daß ich in Buxtehude schön angekommen und gleich einen Tag nach meiner Ankunft als Molinara aufgetreten bin. Der Enthusiasmus, den ich durch meinen mezza-voce-Gesang hervorgebracht, grenzt an Wahnsinn. Anbei erhältst Du 6 Kränze und 8 Gedichte, womit mich, auf Geheiß des Wirthes, die Marqueure des Gasthofes, in welches ich eingekehrt bin, überschüttet haben. Die Gedichte hat ein armer Teufel gemacht, den ich dafür einmal zu Tische geladen habe. Sei so gut, kleiner Nepomuck, und laß die acht Gedichte in das bewußte Blatt einrücken; die Verse sind zwar sehr miserable, aber für das bewußte Blatt doch noch gut genug. Will er die Dinger nicht umsonst aufnehmen, so laß ein Paar Flaschen Champagner springen. So was zieht, süßer Nepomuck! — — —

An Courmachern fehlt es mir auch hier nicht; sei aber unbesorgt — mein Herz und meine Gage gehören keinem Andern als Dir, lieber Nepomuck.

Grüße von mir Deine dreizehn kleine Würmer, den Kleidermacher und den Director. Der Marchande des Modes sage, daß sie sich wegen der Bagatelle von 184 Thalern bis zu meiner Rückkehr gedulden soll.

Zehntausend Millionen Küsse von

Deiner ewig treuen

Jenny.

P. S. Süßer Nepomuck! Sei doch so gut, mir mit Extrapost meinen Cul de Paris nachzuschicken. Beim Einpacken habe ich ihn in der Eile vergessen. Er liegt unten in meiner Waschtoilette, neben meinem Taufschein. Ich habe den Taufschein deshalb in den Waschtisch gesteckt, damit ihn Niemand finden soll. Denke Dir meine Verlegenheit: In ganz Buxtehude ist kein Cul de Paris zu haben!! Wenn mir nicht eine Choristin den ihrigen geliehen, ich hätte nicht gewußt, was ich anfangen soll.

P. S. Apropos! Man hat mir gesagt, daß Du Dich treulos von mir abgewendet und Dein Herz einer andern Alt-Stimme geschenkt hast. Nepomuck, sei nicht dumm, ich bitt' Dich um Gottes willen, sei vernünftig, wenn es möglich ist. Bedenke, daß sie nur 800 Gulden hat, daß ich hingegen 5000 Gulden Gage habe. Vergiß nicht, Deine dreizehn Würmer von mir zu grüßen. Leb wohl und sei gescheidt.

(In Eile.) Jenny.

78.

Der Redacteur und seine Colporteurs.

Redacteur. Wenn nur der Erste schon vorüber wäre. Ich habe so eine gewisse Ahnung, daß in dem neuen Quartale eine Masse von Abonnenten abspringen wird. Erst im vorigen Trimester habe ich 316 Abnehmer verloren . . . . Goddam, wenn das so fortgeht, so bin ich in einem halben Jahre ein ruinirter Mann . . . Man klopft. Herein!

(Der Colporteur Hastig tritt ein.)

Hastig. Wünsche guten Morgen, Herr Doctor.

— Guten Morgen, Hastig, was bringen Sie mir . . . .

— 58 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück.

— 58 Exemplare! Goddam!

— Goddam hin, Goddam her . . . . Das Ding geht nicht zu ändern.

— Geben denn die dummen Leute keinen Grund an, warum sie nicht mehr pränumeriren wollen?

— Geben allerlei Gründe an. Die Einen beklagen sich darüber, daß Sie die Polen schlecht machen, die Andern, daß Sie's mit den Russen halten. Beides kommt auf Eins heraus, aber Beides scheint sie gewaltig zu verdrießen. Jetzt muß ich wieder gehen; habe heut noch viel herumzulaufen.

— Hastig, reden Sie den Leuten zu, daß sie meine Zeitung behalten. Es ist ja auch für Sie nicht gut, wenn ich meine Abonnenten verliere . . . .

— An mir soll's nicht liegen. Ich empfehle mich, Herr Doctor.

(Hastig geht ab.)

— Wußt' ich nicht im Voraus, daß es so kommen wird? Goddam! Wenn ich's mit den Polen halte, so bekomme ich den bewußten Orden nicht, und wenn ich's mit den Russen halte, so verliere ich alle meine Abonnenten. Goddam! Was soll ich thun? Man klopft schon wieder. Herein!!

(Der Colporteur Lustig tritt ein.)

Lustig. Gun Moorgen, Herr Doctor.

Redacteur. Guten Morgen, Lustig. Was bringen Sie mir ....

— Eine Kleinigkeit. 64 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück. Erschrecken Sie nicht .... es werden wohl noch mehr abspringen .....

— Aber warum denn ....? Sie haben doch für die paar Thaler sehr Vieles.

— He, he. Sie wollen nicht sehr Vieles (serviles), sie wollen lieber Alles (liberales). He, he.

— Goddam! Macht der Mann auch schon Wortspiele. 'S ist nicht zum Aushalten.

— Nichts für ungut, Herr Doctor. He, he. Es war nicht so bös gemeint. Jetzt geh ich ..... vielleicht bringe ich heute noch mehr Exemplare zurück. Unterthänigster Diener, Herr Doctor.

(Lustig geht ab.)

— Dieser Colporteur wird abgeschafft — er ist mir zu lustig. Leute, welche Witze reißen, kann ich nicht brauchen. 48 und 64 macht 122. Also 122 Abonnenten weniger. Mich trifft der Schlag. Was soll ich thun? Soll ich umsatteln? Soll ich mich zu den Liberalen schlagen? Soll ich's mit den Polen halten? Goddam! Man klopft schon wieder. Herein!!!

(Der Colporteur Traurig tritt ein.)

Traurig. Unterthänigster Knecht, Herr Doctor.

Redacteur. Guten Tag! Warum weint er, Traurig? Ist ihm ein Unglück zugestoßen?

— (Weint.) Mir nicht, aber einem Andern.

— Wem denn? Wein' er doch nicht — red' er lieber. Was ist vorgefallen? Er macht mich ängstlich .....

— Ich fürchte, daß Sie einen Schreck bekommen werden, wenn ich's Ihnen sage.

— Sind vielleicht auch bei ihm Abonnenten abgesprungen?

— Leider ja! (Fängt furchtbar zu heulen an.)

— Wie viel, Unglücksbote?

— Vier . . (wird vom Weinen unterbrochen.)

— Blos vier . . . ?

— Und neunzig. (Fährt schrecklich zu heulen fort.)

— 94 Abonnenten. Goddam you . . . .

— Habe heute schon viel Thränen darüber vergossen, daß meine Augen ganz geschwollen sind.

— Ich unglückseliger Mensch! Ich geschlagener Redacteur. 58 und 64 und 94 macht 216 Abonnenten.

— Der Laufzu bringt auch 37 Exemplare zurück. Ich bin ihm begegnet . . . . er wird gleich hier sein. Einem Abonnenten hat er das Blatt mit Gewalt aufdringen wollen. Was geschieht ihm? Der Mann wirft ihn die Treppe hinunter. Er hat sich die Nase blutig geschlagen und ist jetzt zum „Chirorjus" gegangen.

— Haben denn die infamen Leute keine Gründe angegeben, warum sie meine Zeitung nicht mehr lesen wollen?

— Sie haben gesagt, sie wollen sich auf eine andere Zeitung pränumeriren, welche unparteiisch ist und die Polen in Ruhe läßt. Man klopft.

— Herein!

(Die Zeitungsträgerinnen Olimpia und Euphrosine treten ein.)

Redacteur. Ihr bringt wohl auch Zeitungen zurück?

Olimpia. Ja, Herr Doctor. Ich bringe 56 . . .

Euphrosine. Und ich blos 54 zurück.

— (In höchster Verzweiflung.) Hastig 58, Lustig 64, Traurig 94, Laufzu 37, Olimpia 56 und Euphrosine 54. Goddam! Nun ist es hohe Zeit, umzusatteln. Von Morgen an gehöre ich zu den Liberalen.

79.

Madame †††.

Sie ist die Frau eines Redacteurs. Früher war sie eine jener ausgezeichneten Tänzerinnen, deren Triumphwagen Tausende von Enthusiasten zogen. Ihr Gemahl war früher ihr abgesagtester Feind, der die gefeierte Priesterin Terpsichorens mit eben so vieler Malice als Consequenz verfolgte. Warum that er das? Um ihren Stolz zu beugen! Der Journalist liebte sie und was sich liebt, das neckt sich. Er neckte die Künstlerin so lange, bis ihr Stolz gedemüthigt war. Drauf machte er auf einem Balle ihre Bekanntschaft und 6 Monate später war Hochzeit.

Madame ††† ist eine Schönheit, deren Reize unzählbar wie die Sterne am Himmel sind. Ihr

Auge ist ein Arsenal, in welchem alle Waffen Amors ruhen. Ihr Mund ist eine Schatzkammer, deren Reichthümer selbst die Götter beglücken können. Ihre Wangen — kann ich nicht beschreiben. Mir fehlen Pinsel und Farben dazu. Auf rosigrothem Pfirsichflaum ist blendender Lilienschnee gebettet, der von dem Tausendschön lieblicher Anmuth übergossen ist. Ihr Mignon-Fuß ist so reizend klein, daß ihn Niemand sehen kann .. ohne sich in ihn zu verlieben. Ihre Gestalt hat etwas Imposantes, Majestätisches, das alle Blicke, alle Herzen fesselt. Ihr — doch genug davon. Ihr Gatte liebt sie und sie liebt ihren Gatten; so etwas gehört heut zu Tage zu den Seltenheiten, um so mehr, da sie Tänzerin und er Journalist ist.

Madame ††† lebt die frohesten Tage. Juno im Himmel kann nicht glücklicher sein.

Ein Vergnügen verdrängt das andere. Als die Gattin eines Redacteurs hat sie in jedem Theater eine Freiloge. Jeder Concertgeber, jeder Kunstreiter, jeder Gaukler, jedes Wesen, das sich in irgend einer Kunst producirt, sendet Freikarten. Fremde Künstler machen dem Redacteur ihre Aufwartung. Er stellt sie alle seiner Gemahlin vor. Wer sich bei ihr einzuschmeicheln versteht, der hat auch bei ihm einen Stein im Brett; denn seine gefürchtete Feder ist ihres Willens Unterthan. Wer der Madame ††† gefällt, wird gelobt; wer ihr mißfällt, wird getadelt. Die Kritiken ihres Gemahls wandern dann erst in die Druckerei, wenn sie von der Frau Gemahlin das Imprimatur erhalten haben. Madame kann das Urtheil mildern oder schärfen, je nachdem es ihr beliebt. Die Künstler, die das wissen, sind so vernünftig, der Dame den Hof zu machen; dies kann ihnen um so weniger schwer fallen, da sie, wie gesagt, eine der schönsten Frauen der Seinestadt ist.

Madame fühlt sich durch die Aufmerksamkeit, die man ihr angedeihen läßt, nicht wenig geschmeichelt. Ihrer Eitelkeit wird dadurch auf das Glänzendste Genüge geleistet. Schon dies allein ist hinreichend, die Frauen glücklich zu machen. Hab' ich nicht recht, schöne Leserin? Jede Dame ist entzückt, wenn sie einen Hofstaat von Verehrern um sich sieht, der ihr zu gefallen sucht. Nicht wahr, anmuthige Leserin, ich täusche mich nicht?!

Reich' mir die Hand, mein Leben, und folge mir. Ich will Dich in das Boudoir der Madame ††† führen. Wir sind schon da. Hier siehst Du eine kleine Handbibliothek. Der schöne Glasschrank mit den goldenen Löwentatzen, und die 500 Bücher mit Goldschnitt, die in grünem Maroquin eingebunden sind, hat sie von einem Künstler zum Cadeau erhalten, der sich dadurch die Gunst ihres Gatten erkauft hat. Den Papagoy in dem Mahagony-Käfig mit den Silberstäben hat sie von einem Menagerie-Eigenthümer erhalten, dessen Thiere ihr Herr Gemahl dem Publicum empfehlen mußte. Die kostbaren Kupferstiche, womit die Wände ihres Boudoirs behangen sind, hat sie von Kunsthändlern erhalten, die ihre Verlagsartikel gelobt wissen wollten. Ihre Toilette, von Silber, ist ein Geschenk von einer Künstlerin, die durch die Protection des Hrn. Redacteurs ein Engagement erhalten hat. Die herrlichen Odeurs und Parfüms, die köstlichen Seifen und Pomaden kommen von einem Parfümier, für dessen neues Etablissement sie ein gutes Blättchen ins Blatt eingelegt hat.

Wir gehen in ein anderes Zimmer. Der prächtige Flügel ist ein Souvenir von einem Instrumentenmacher, dessen Claviere durch die lobpreisende Empfehlung des Herrn Redacteurs reißenden Abgang gefunden. Das

große Notenmagazin haben Musikhändler aufgespeichert, die von dem Journalisten einen Vorschub verlangten. Den kostbaren Teppich, der sich über dem marmornen Fußboden ausbreitet, hat eine Tänzerin gestickt, die den Zorn der Redactrice und den Witz des Redacteurs einschläfern wollte. Der Glasschrank mit dem chinesischen und japanischen Porcellain kommt von einem Buchhändler, dessen neueste Verlagsartikel liegen geblieben wären, hätte nicht der Herr Redacteur in die Lob-Posaune gestoßen. Der süperbe Lüstre ist ein Cadeau von einem Komödianten, der durch den Beistand des Journalisten illustre wurde.

Rasch in ihr Garderobe-Zimmer. Drei echte Shawls. Von wem? Den rothen von einer fremden Schauspielerin, die, als sie dem Journalisten einen Empfehlungsbrief überreichte, ihn in Gedanken auf dem Sopha liegen und, wie vorauszusehen war, nicht abholen ließ. Den blauen erhielt sie von einem Virtuosen, der Concerte gab und den weißen von einem Taschenspieler.

Der Herr Gemahl ist unbestechlich, er nennt sich journaliste incorruptible. Wehe dem, der sich erdreisten möchte, ihn durch Champagner oder andere captationes benevolentiae bestechen zu wollen. Seiner Frau Gemahlin kann der Künstler Geschenke machen, so viel er will. Das kann er Niemandem wehren!

Es vergeht kein Tag, an welchem sie nicht zehn bis zwölf Visiten von Leuten erhält, die um ihre Gunst sich bewerben. Es versteht sich von selbst, daß sie ihre Gründe dazu haben. Es vergeht aber auch kein Tag, an welchem sie nicht wenigstens ein Cadeau erhält. Morgens empfängt sie Besuche, Nachmittags fährt sie ihr Gemahl im Cabriolet bald da-, bald dorthin, Abends

besucht sie entweder ein Theater oder ein Concert, einen Ball oder eine Theegesellschaft.

Sprich, holde Leserin, lebt diese Dame nicht wie Gott in Frankreich? Es gibt kein Fest, zu dem sie nicht eingeladen wird, es gibt kein Vergnügen, an dem sie nicht Theil nimmt. Möchtest Du, reizende Leserin, nicht auch so leben? Du lächelst und nickst mit dem Köpfchen. Das heißt so viel als Oui! Eh bien, höre meinen Rath. Nimm auch Du Dir einen Redacteur zum Mann; ich würde hinzusetzen: „nimm mich, wenn Du so gut sein willst," so eben fällt mir aber ein, daß ich schon versagt bin.

80.

Merkwürdige Experimente.

Es war einmal . . . . .

Aus einem alten Zaubermährchen.

. . . . Ein junger Mann kam zu mir. Ich fragt' ihn, wer er sei, und war um so neugieriger, ihn kennen zu lernen, da seine einnehmende Gesichtsbildung und sein anziehendes Benehmen mich lebhaft interessirten. Der junge Mann gab mir zur Antwort, daß er schon gestern bei mir gewesen, mich nicht zu Hause getroffen und deshalb bei meinem Bedienten eine Karte zurückgelassen habe. Er bat mich mit lieblicher Stimme, ich möchte die Güte haben, vor den Spiegel zu treten — ich würde da seine Visitenkarte stecken sehen und durch sie Alles erfahren, was ich von ihm zu wissen wünschte. Ich machte den Einwand, daß an meinen Spiegeln eine solche Unzahl von Karten hinge, daß es

mir unmöglich wäre, aus so viel Hunderten die Seinige herauszufinden, ohne seinen Namen zu wissen. Er lächelte und wiederholte seine Bitte, hinzufügend, daß mir seine Visitenkarte vor allen Andern in die Augen springen werde. Um mir das Suchen zu ersparen, fragte ich ihn, ob an diesem oder jenem Spiegel seine Karte stäke. An welchem Sie wollen, meinte er. Ich trat also vor einen meiner Spiegel. Mit neugierigem Auge durchflog ich die Karten-Phalanx. Himmel, was sah ich da?! Ein blaues Wunder. Ich rieb mir die Augen (denn ich glaubte, geträumt zu haben) und durchflog noch einmal die Karten. Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler und wiederum Döbler. Ich ging zum andern Spiegel, musterte auch da die Karten. Aber neues, blaues Wunder! Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler, wiederum Döbler und überall Döbler. Auf allen meinen Karten stand der Name Döbler. Parbleu! was ist das, rief ich verwundert aus. Herr, sind Sie vielleicht der Teufel? Nein, antwortete er. Also seine Großmutter? Auch das nicht.

In dem nämlichen Augenblick erinnerte ich mich, daß es jener Döbler sei, für den sich unser Vater Göthe so lebhaft interessirt hatte.

Sein Entrée war höchst überraschend. Ich bat ihn Platz zu nehmen. Wir sprachen von Göthe, vom Tivoli, von den Polen, von der Cholera und von Austern. Da brachte man mir mein Frühstück. Ich fragte Herrn Döbler, ob es ihm gefällig wäre, ein Täßchen Chocolade zu trinken. Er war so artig, mein Anerbieten anzunehmen. Mein Bedienter brachte ihm eine Tasse.

Zuerst goß ich ihm, dann mir die Tasse voll. Und das abgebrochene Gespräch begann von Neuem.

Wir sprachen von Constitution, Cajaputöl, Häusersperren, Maulsperren und von mehr dergleichen Dingen. Mitunter that ich einen Zug aus meiner Tasse. Noch niemals hatte mir die Chocolade so gut geschmeckt, als an jenem Morgen. Aber Herrn Döbler schien sie nicht zu behagen, denn er rührte immer mit dem Theelöffelchen herum und schnitt bisweilen einige sonderbare Mienen.

— Warum trinken Sie nicht? Schmeckt Ihnen meine Chocolade nicht? Sagen Sie es mir, geniren Sie sich nicht.

— Sie scheinen . . . sich geirrt zu haben. Das was Sie mir eingeschenkt haben, ist nicht Chocolade!

— Nicht?! was denn?

— Es ist . . .

— Na, was ist es?

— Es ist . . .

— Geniren Sie sich nicht, reden Sie! Es ist . . .

— Blos Kaffee.

— Was, Kaffee? nicht möglich! Ich habe ja beide Tassen aus ein und der nämlichen Kanne eingeschenkt. Wenn ich nun Chocolade habe, so müssen Sie doch schlechterdings ebenfalls Chocolade haben. Erlauben Sie, daß ich aus Ihrer Tasse kosten darf.

Ich trank aus seiner Tasse und überzeugte mich — o neues Wunder — daß in dieser Tasse nicht Chocolade, sondern Kaffee war.

— Aber, wie geht das zu, daß in Ihrer Tasse: Kaffee und in der meinigen: Chocolade ist?

— Wissen Sie denn gewiß, daß in Ihrer Tasse Chocolade ist? Mir scheint, Sie irren sich. Erlauben Sie mir wohl, daß ich nun auch Ihre Tasse versuchen darf?

— Sehr gern; trinken Sie . . .

Er trank nun auch aus meiner Tasse und — fing zu lachen an.

— Worüber lachen Sie?

— In Ihrer Tasse ist ja auch keine Chocolade.

— So? Was denn?

— Camillenthee.

— Wie, Camillenthee! Wollen Sie mich zum Besten haben?

— Versuchen Sie nur einmal.

Ich trank und wog jeden Tropfen auf meiner Zunge — kostete, trank wieder, kostete abermals — und — Was sagst Du dazu, lieber Leser, in einem Nu hatte er meine Chocolade in Camillenthee verwandelt. Du kannst, wenn Du so gut sein willst, Dir mein Erstaunen vorstellen. Ich bat ihn, mir dieses Experiment zu erklären. Ein ander Mal (sagte er) will ich Sie einweihen in dieses kleine Mysterium der natürlichen Magie. Es wäre unbescheiden von mir gewesen, wenn ich durch meine Bitten noch länger versucht hätte, ihm ein Geheimniß zu entreißen, um meine und vielleicht auch Deine Neugier zu stillen.

In diesem Zauberbüchlein (er holte eine gestickte Brieftasche mit einem kleinen Schlößchen aus der Seitentasche seines Fracks hervor), in diesem kleinen Zauberbüchlein habe ich mir einige meiner kleinen Experimente aufnotirt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so lesen Sie es. Er reichte mir die Brieftasche; ich nahm sie, konnte sie aber nicht öffnen.

— Ich brauche wohl einen Schlüssel, um dieses Schlößchen zu öffnen.

— Bewahre. Sagen Sie: ouvrez la porte und es springt von selbst auf.

Ich sagte: Ouvrez la porte, und die Brieftasche öffnete sich.

Mit gespannter Neugier blätterte ich in den beschriebenen Rosablättchen herum. Mort de ma vie, was fand ich da für merkwürdige Experimente!!! Wenn das Alles wahr ist, was in seiner Brieftasche stand, wenn er all' diese Kunststücke ausführen kann, so ist Herr Döbler ein Bosco-Pettorelli, ein zweiter Philadelphia, ein Teufelskerl, ein Tausendsassa.

Hr. Döbler wird es nicht übel nehmen, wenn ich einige Sachen ausplaudere, um meinen Lesern zu sagen, was sie von seinen Productionen zu erwarten haben.

Erstes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt einen kerngesunden Menschen, dem so wohl wie einem Fisch im Wasser und einem Gesandten beim Weine ist. Diesen kerngesunden, kräftigen Menschen wickelt er in ein paar Nummern der Preußischen Staatszeitung. Er ruft: Eins, Zwei, Drei! Was geschieht? Der arme Mann bekommt die Cholera. Bon!

Zweites Kunststückchen.

Der Künstler nimmt einen Cholera-Kranken, der schon in den letzten Zügen liegt und so zu sagen nicht mehr pipsen kann. Er nimmt diesen armen Teufel beim Kragen nnd wirft ihn ohne Umstände in ein Faß, worin Burgunder aus der **schen Weinhandlung ist. Wie die Cholera einen Schluck von diesem Burgunder im Magen hat, bricht ihr der Angstschweiß aus. Sie bekommt das Manchettenfieber und nimmt Reißaus. Eins, Zwei, Drei. Was geschieht? Der Cholera-Kranke ist wieder ganz gesund. Bon!

Drittes Kunststückchen.

Der Künstler bittet sich von den verehrten Herren und Damen ein Paar obscure Dichter-Namen aus. Jeder der Anwesenden gibt ihm den seinigen und so bekommt der Künstler über hundert solcher Obscuritäten zusammen. Was thut er? Er ladet sie alle in eine Pistole und — schießt sie los. Aus den lumpigen Maculatur-Namen wird plötzlich ein Ausschuß! Bon!

Viertes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt die Treue einer Frau, die Ehrlichkeit eines Advocaten, das Gewissen eines Ministers, die Kenntnisse eines Gesandten, die Unschuld einer Primadonna, den Muth eines großen Schreiers, den Patriotismus eines Heuchlers und die Sparsamkeit eines kleinen Fürsten; reicht diese Sachen Stück für Stück herum, zeigt, daß nichts dahinter steckt und wirft dann Alles in eine Pot-de-chambre-ähnliche Casserolle. Er deckt sie zu, ladet abermals eine Pistole und schießt sie los. Was geschieht? Eins, Zwei, Drei und — die Treue der Frau, die Ehrlichkeit des Advocaten, das Gewissen des Ministers, die Kenntnisse des Gesandten, die Unschuld der Primadonna, der Muth des Schreiers, der Patriotismus des Heuchlers und die Sparsamkeit des Fürsten sieht man an einem Nagel hängen. Vielleicht haben die Personen selbst diese Eigenschaften an den Nagel gehängt. Bon!

Fünftes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt unsern wohlbekannten Pater Rinaldo Lump, zerreißt ihn, wie einen alten Wisch, in Millionen kleine Stücke und wirft sie alle durch das

Fenster in eine (sit venia verbo) Mistgrube. Drauf reißt er die Sonne vom Himmel herunter und wirft sie ebenfalls in diese Grube. Es wird stockfinster, ein scheußliches Gewürm reckt seine Hälse empor und alsbald wimmelt die Erde von Millionen Rinaldo-Lümpchen. Drauf holt der Künstler aus seiner Schublade eine wahrheitliebende Feder hervor. Diese sendet furchtlos einen schwarzen Kugelregen auf das Ungeziefer ab und bohrt es in den Sand. Bon!

Sechstes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt Raupach's „Frauen von Elbing,“ „Gliedermann,“ „König Friedrich,“ „Nasenstüber,“ „Harfenmädchen,“ „Schleichhändler“ und noch ein halbes Dutzend andere Lust- und Trauerspiele von diesem Dichter, dann die sämmtlichen Vaudevilles der Herren v. Holtei und Angely, und die sämmtlichen Rellstab'schen Recensionen, ladet all' diesen Plunder in eine große Pistole, füllt sie mit Pulver, und will damit die Literatur, die Dichtkunst und die Kritik todtschießen. Es will aber nicht gehen; es brennt und knallt nicht. Der Künstler beweis't dadurch, daß all' die Sachen, die er in die Pistole geladen, keinen Schuß Pulver werth sind.

81.

Meine Damenbekanntschaften.

Emil sagte mir, er beneide mich. Um was? Vielleicht um meine Schulden? Nein, um meine Damenbekanntschaften! Ich gab ihm zu verstehen, daß nicht Alles, was da glänzet, Gold sei.

Bekanntschaften mit schönen Damen haben zwar etwas Süßes, etwas Reizendes, das allerdings neidenswerth ist, allein — sie haben zuweilen auch etwas Unangenehmes.

Umgang mit schönen, geistreichen Frauen, ist die Hochschule, auf der man feine Bildung und zarte Gesittung aus dem Fundamente lernt; wir Männer müssen aber manchmal diese Collegia sehr theuer bezahlen.

Von Einer geistreichen Frau lerne ich mehr als von fünf geistreichen Männern, drum gehe ich millionenmal lieber mit Frauen als mit Männern um. Und dennoch bekenne ich es frei, daß der Umgang mit dem schönen Geschlechte zuweilen etwas Drückendes hat.

Ich zweifle, ob es einen jungen Mann in Berlin gibt, der mehr Damenbekanntschaften hat, als meine geringe Wenigkeit. Meine Freunde nennen mich Damenknecht. Immerhin! Sie möchten es ja auch sein! Ist doch Emil nicht der Einzige, der mich um dieses schöne Glück beneidet.

Augenblicke gibt es aber, in denen ich dieses Glück herzlich gern einem meiner Neider leihen möchte, damit er sich überzeuge, daß auch diese Rose ihre Dornen, daß auch dieser Honig seine Bitterkeit habe.

Höre zu, lieber Leser.

Wenn ich zur Frau von S. komme, muß ich meine Arme zu einem Zwirnhaspel hergeben. Wenn ich der Madame M. meine Aufwartung mache, muß ich mit ihr Schach spielen. Wenn ich der Frau von H. einen Besuch abstatte, muß ich ihr Etwas aus ihren Lieblingsschriftstellern, aus dem Tromlitz oder Clauren vorlesen. Wenn ich mich beim Fräulein S. anmel-

den lasse . . . , muß ich ihr Charpie zupfen helfen. Wenn ich zum Fräulein A. komme, so wartet ein Knäuel auf mich, der von mir entwirrt sein will. Wenn ich bei Madame E. meine Visite mache, muß ich Stickmuster für sie zeichnen. Wenn ich mich in der Gesellschaft der Frau von M. erholen will, muß ich ihr Unterricht in der Botanik ertheilen. Wenn ich zu Madame Z. komme, so muß ich ihrem Hunde und nebenbei auch ihrem Gemahle schön thun. Und warum das Alles? Damit ich mich rühmen dürfe, Eintritt in das Boudoir vieler Frauen zu haben.

Die Damen setzen meine Geduld nicht selten auf eine allzuharte Probe. Heißt es nicht zu viel von mir verlangt, wenn meine beiden Arme eine Viertelstunde wie Windmühlenflügel arbeiten müssen? Wozu gibt es denn Zwirnhaspel und Zwirnmänner auf der Welt? — Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich drei Stunden hindurch mit einer Dame Schach spielen, mein Gehirn anstrengen und am Ende doch die Partie verlieren muß, um die Pflichten eines Galanthomme zu erfüllen?

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich, der abgesagte Feind aller Romane, bongré malgré eine Novelle von Clauren oder Tromlitz hinunterschlucken muß. Die Buchstaben kommen mir wie Mohnköpfchen vor, meine Augen fallen zu. Ich darf aber weder gähnen, noch einschlafen, denn Eines wie das Andere hieße sich gegen den Bonton versündigen.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich ein Paar Stunden Charpie zupfen muß? Ja, wäre die Charpie für Polen bestimmt, so ließ ich's mir gefallen; Fräulein S. braucht aber die Charpie, um andere Wunden zu vernarben.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn

ich mich mit einem verwirrten Zwirnknäuel abplagen muß? Lieber wollte ich doch zehn gordische Knoten als einen Zwirnknäuel lösen, den man, blos aus Malice, vorsätzlich verwirrt und verknotet hat.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Stickmuster zeichnen muß? Ließ mich deshalb mein Papa im Zeichnen unterrichten, damit ich einst auf meine alte Tage, Muster für Halskragen, Schnupftücher und dergleichen Utensilien angeben könne. O malheureux que je suis!

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Lectionen in der Botanik ertheilen muß. So eine neugierige Dame kann oft mehr fragen, als ich zu beantworten im Stande bin. Neulich verlangte Frau von M. zu wissen, wieviel Arten von Pelargonium es gäbe. Vor fünf Jahren hätte ich hundert Species von dem Genus aufzählen können — jetzt aber Parbleu! man vergißt so Manches in der Welt, mithin auch wohl ein paar Pflanzen.

Emil fragte mich, wie ich es anfange, daß mir die Damen nicht abhold wären.

Ich gab ihm, aufrichtig genug, die bekannte Lehre: „Suche zu gefallen und Du wirst gefallen.“

Um den Frauen zu gefallen, muß man aber sehr wenig von Liebe mit ihnen reden. Wenn wir zu schmachten und zu schwärmen anfangen, so werden wir Männer fast stets etwas langweilig. Das wirst Du, guter Leser, vielleicht schon aus eigener Erfahrung wissen. Nichts aber ist den Damen unerträglicher, als ein langweiliger Mann. Sie wollen von uns unterhalten sein. Wer das kann, dem werden sie den Orden ihrer Gunst ins Knopfloch stecken und ihn zum Ritter ihres Herzens krönen.

Unsere Zierbengel glauben sehr angenehm zu er-

scheinen, wenn sie das Ohr der Schönen mit Liebesfloskeln vollstopfen. Sie wissen sich mit den Damen von keinem andern Gegenstande als von Liebe zu unterhalten. Manchmal nehmen sie nur deshalb die Miene eines Verliebten an, damit sie Stoff zu Gesprächen finden. Die Bengelchen fangen zu seufzen, zu schwärmen, zu heulen und zu winseln an und sind der Meinung, die Dame dadurch unterhalten zu haben.

Ich kenne einen vielblätterigen Kranz von Frauen, aber keine von Allen incommodire ich mit Geständnissen meiner Liebe. Ich unterhalte eine Jede auf andere Weise, aber Keine von Allen langweile ich durch die Ach- und O-Leier zärtlicher Gefühle.

Folge meinem Beispiel, Emil, und die Frauen werden Dich weit lieber als jene lieberöchelnde Grasmücken haben, die sich Frauengunst erseufzen wollen.

82.

Der Affe und das Billetdoux.

(Factisch.)

Gabriele konnte diesen Affen nicht leiden. Sie war deshalb so gegen ihn eingenommen, weil eine Kartenlegerin (gleich nach der Hochzeit) ihr prophezeiht hatte, dieser Affe werde einmal Ursachen zu einer Ehescheidung herbeiführen.

Gabriele (wie alle Frauen ein klein wenig abergläubig) war seit jener Weissagung dem armen Affen so gram, daß sie wer weiß was darum gegeben,

wenn ihr Jemand diesen Affen gestohlen oder umgebracht hätte.

Wohl hundert Mal bat sie ihren Gatten, dieses „abscheuliche Vieh“ zu verkaufen.

Der Gatte fragte sie, was sie gegen dieses anständige und solide Thier einzuwenden habe?

Sie könne es nicht sehen, antwortete sie, es wäre ihr furchtbar zuwider, sie würde krank werden, wenn er dieses „abscheuliche Vieh“ nicht bald aus dem Hause schaffe.

Der Gemahl ließ sich dadurch nicht wankend machen. Für ihn hatte der Affe einen großen Reiz, denn eine seiner frühern Liebschaften hatte ihm einmal dieses Vieh zu seinem Namenstage geschenkt. Man wird es ihm also nicht verargen können, daß er den Affen als ein Souvenir ansah, an dem sein Herz und seine Seele hing.

Unser Pärchen, wiewohl erst drei Jahre verheirathet, fing schon lau zu werden an. Der Gemahl renovirte seine alten Damenbekanntschaften, suchte neue und machte nicht Einer, sondern Zehnen die Cour.

Gabriele grämte sich Anfangs, später aber wollte sie seine Untreue mit gleichen Waffen schlagen und ließ sich daher die Huldigungen einiger ihrer Hausfreunde gefallen, unter denen der junge Herr von F. sie am meisten ansprach.

Herr von F. gehörte zu jenen Gewächsen, die der Franzose roué aimable nennt.

Weißt Du lieber Leser, was ein **Roué** aimable ist? — Es ist ein Wesen, das, wenn gleich blutarm, doch alle Moden mitmacht. Es hat gewöhnlich nur einen Anzug, aber dieser eine Anzug ist höchst elegant und durch und durch nach der jüngsten Mode. Ein aimable roué sieht wie ein Modekupfer aus, das man

aus einem Journal herausgeschnitten. Der Roué ist, wie gesagt, arm; so lange er lebt, bleibt er ein Schuldner des Schneiders, des Schuh- und Hutmachers. Der Roué müßte verhungern, wenn es nicht Frauen auf der Welt gäbe, die sich ein Vergnügen daraus machen, einem jungen, schöngewachsenen Mann dann und wann (hinter dem Rücken ihres Gemahls) ein Paar Louis zufließen zu lassen, damit er sich an sie attachire. Für ein Paar Louis entfaltet der Roué so viel Liebe und Zärtlichkeit, als man nur immer verlangen kann. Für ein Paar Louis stellt er sich in jede Frau, und wäre sie noch häßlicher als eine Nachteule und älter als eine der Berliner Primadonnen, bis zum Wahnsinn verliebt. Der Roué kann seufzen, schmachten und schwärmen, ohne auch nur im mindesten verliebt zu sein; kurz für ein Paar Louis macht er den Frauen den Hof, auf welche Art sie wollen.

Herr von F. wußte sich durch sein geschmeidiges Betragen so tief in Gabrielens Herz einzunisten, daß sie ihm allmählig die Rechte zugestand, auf die sonst nur der Gemahl Ansprüche machen dürfte. Dabei wußte sie seine liebenswürdige Zärtlichkeit und seinen unermüdlichen Diensteifer bald durch dieses bald durch jenes Cadeau zu belohnen und wohlweislich von Neuem anzuspornen.

Schon manches Goldstück war in des Roué's nimmersatte Börse geflossen. Dafür wurde Herr von F. mit jedem Tage zärtlicher und zutraulicher gegen sie.

Eines Tages sandte er an Gabrielen (durch die Stadtpost) ein Billetdoux, welches dergestalt von Liebesfloskeln und Treueversicherungen wimmelte, daß Gabrielen als sie las, eine Thräne ins Auge kam.

Mehr als zehn Mal las sie das Liebesbrieflein unentschlossen, was sie mehr bewundern sollte, den

poetischen Gedanken-Schwung oder die unauslöschliche Liebe, die sich so klar und deutlich in jenen Zeilen abspiegelte.

In einem kurzen Postscriptum hatte sie Herr von F. um 20 Louis ersucht. Wie hätte ihm Gabriele eine solche Kleinigkeit abschlagen können! Sie steckte das Brieflein in das unzugängliche Heiligthum ihres Busens, ging über ihre Chatulle, nahm 20 Louis heraus und sandte sie durch einen ihrer Diener, dessen Verschwiegenheit sie in ähnlichen Fällen schon oft erprobt gefunden, an Herrn von F.

Vier Tage waren verflossen. Gabriele hatte das Liebesbrieflein sorgfältig ins Toilettenkästchen gesteckt, damit es den Augen ihres Gemahls verborgen bleibe. Der Zufall wollte aber, daß sie die Toilette eines Tages zuzuschließen vergaß.

Da sie nicht zu Hause war, hatte der Affe freien Spielraum in ihrem Boudoir. Er machte die Toilette auf, beguckte sich in dem Spiegel, bürstete sich die Zähne, parfümirte sich und äffte überhaupt Alles nach, was er so oft von Gabrielen gesehen, wenn sie Toilette machte.

Endlich fiel ihm auch das Billetdoux in die Augen. Er hatte es so oft in den Händen Gabrielens gesehen und wollte es nun auch einmal lesen. Er setzte sich aufs Canapee, drückte sich in eine Ecke, öffnete den Brief und that grade so, als ob er ihn wirklich lesen könne. Er machte es wieder zu und bald wieder auf — denn Gabriele hatte es ja auch so gemacht.

Unglückseliger Weise kam der Herr Gemahl dazu. Er sah, daß der Affe mit einem Brieflein spiele und entriß es neugierig seinen Händen.

Der Affe fletschte die Zähne, kratzte mit der lin-

ken Hand seine linke Hüfte und nahm eine schadenfrohe Miene an, gleichsam, als ob er wüßte, daß er der armen Gabriele, seiner Feindin, einen Schabernack gespielt.

Der Gemahl gerieth, als er das Billetdoux gelesen, in eine kolossale Wuth. Wer kann ihm das verdenken? Wenn Du Dich, lieber Leser, jemals in einer ähnlichen Lage befunden hast, so wirst Du wissen, daß Zorn und Rache in solcher Aufregung ans Viehische streifen.

Er biß sich vor Wuth fast die Zunge ab, tobte und fluchte, zerschlug verschiedene Spiegel und diverse Stühle und brütete mörderische Plane aus.

Der Monolog, den er hielt, verdient erzählt zu werden:

„Gabriele hat also einen Courmacher und noch dazu einen Courmacher, den sie für seine Zärtlichkeit besolden muß; hätte sie ihm blos ihr Herz geschenkt, hätte ich das Auge zugedrückt und als Philanthrop durch die Finger gesehen. Sie hat ihm aber auch 20 Louis geschenkt. Das fordert Rache! Aus diesem Billetdoux geht überdies nur zu klar hervor, daß es nicht das erste Mal ist, daß Gabriele mit meinem Golde seine Börse gefüllt. 20 Louisd'or! Wie kann man bei so schlechten Zeiten so splendid, so generös sein. Ich mache 10 Frauen die Cour, aber für Alle zusammen gebe ich nicht 20 Louis aus. 20 Louis! Unerhört! Wuthentbrannt warf er sich aufs Sopha und — schlief ein."

Gegen Abend kam Gabriele nach Hause. Ihr Gatte fing zu sticheln an, hielt ihr endlich das Billetdoux unter die Nase und fing von Neuem zu rasen an. Das Trauerspiel endete sich damit, daß der er-

zürnte Gatte den Schwur that, morgen in aller Frühe eine Scheidungsklage anhängig zu machen.

Er hielt Wort. Die Weissagung der Kartenlegerin ist wirklich in Erfüllung gegangen. Der Affe hat eine Ehescheidung herbeigeführt. Gabriele ist seit drei Monaten von ihrem Gatten geschieden und lebt auf ihrer Villa, von Gewissensbissen gequält.

* *
*

Edle Frauen, betrachtet Gabrielen als ein warnendes Beispiel. Haltet Euch keine Affen und keine Courmacher!

83.

Scenen in der Pariser Theater-Garderobe. (Vor Anfang der Oper.)

(In Berlin geschieht so etwas niemals.)

Eine junge Sängerin steht vor dem Spiegel und kleidet sich an. Die Mutter schnürt das Mieder so fest, als es die Tochter ertragen kann, dann reicht sie ihr das Spitzenkleid, das auf dem Sopha liegt. Die Sängerin schlüpft eben mit dem einen Arme in den Gigot — da klopft es.

Sängerin. Mutter, sehen Sie doch einmal nach, wer draußen ist.

Mutter. Gleich, liebes Kind. (Die Mutter riegelt auf, steckt den Kopf zur Thür hinaus, sieht, wer draußen ist, murmelt: Guten Abend, zieht den Kopf zurück und

riegelt wieder die Thür zu.) Der Lieutenant ist draußen, liebes Kind. Soll ich ihn hereinlassen?

Sängerin. Alphons? Ich bin zwar noch nicht ganz angezogen, vor Alphons hat dies aber nichts zu sagen. Machen Sie ihm auf, Mutter!

Mutter. Gleich, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Officier herein.)

Offizier. Guten Abend, Zerlinchen . . .

Sängerin. Guten Abend, lieber Alphons. Wie geht's? Ich hoffte, Sie heute Nachmittag bei mir zu sehen. Wer nicht kam — war mein Alphons. Wo haben Sie denn gesteckt, Sie Loser?

Offizier. War bei meinem Alten zum Diner. Kann ich Ihnen bei Ihrer Toilette behülflich sein, Zerlinchen . . .?

Sängerin. O ja! Häkeln Sie mir hinten das Kleid zu.

Offizier. Auf der Stelle. (Der Lieutenant legt Hut und Degen ab, zieht die Handschuhe aus und häkelt der Sängerin das Kleid zu.)

Mutter. Sieh nur, wie schnell das geht. Herr Lieutenant, Sie müssen in Ihrem Leben schon viele Kleider zugehäkelt haben.

Offizier (lacht). Das will ich meinen.

Sängerin. Alphons weiß überall Bescheid . . Wie spät ist es wohl jetzt?

Offizier. Schon halb Sieben vorbei.

Sängerin. Herr Gott, da muß ich mich tummeln. Mutter, schnell den blauen Seidengürtel her.

Mutter. Wo liegt er denn, liebes Kind? Ich such' ihn schon überall, kann ihn aber nicht finden.

Sängerin. Alphons, lassen Sie jetzt die Neckereien, Sie sehen ja, daß ich eilen muß. Vielleicht liegt der Gürtel im Korbe?

Mutter. Auch da ist er nicht!

Sängerin. Sie haben ihn wohl gar zu Haus gelassen?

Mutter. Es kann wohl sein, liebes Kind.

Sängerin. So? Da können Sie hübsch nach Haus gehen und ihn holen. Alphons, Sie können sich keinen Begriff von der Nachlässigkeit meiner Mutter machen. Bald vergißt sie die Schminke, bald die Pomade, bald das Baret, bald die Handschuh mitzunehmen. Der Gürtel ist also wirklich nicht da? (Fängt zu suchen an.) Aber liebe Mutter, sind Sie denn blind? Da liegt er ja ganz breit auf der Sophalehne.

Mutter. Verzeih, liebes Kind. Es ist etwas dunkel im Zimmer; die Lampe brennt nicht hell — Du weißt, ich kann nicht mehr gut sehen.

Sängerin. Immer Ausreden. Was Sie sehen wollen, das sehen Sie sehr gut. Nicht wahr, Alphons?

Mutter. Sei nicht böse, liebes Kind.

Sängerin. Alphons, lassen Sie die Neckereien. — Schnell den Blumenstrauß!

Mutter. Hier, liebes Kind.

Sängerin (steckt den Blumenstraus in den Busen und beguckt sich in dem Spiegel von allen Seiten). Nun, Alphons, wie gefällt Ihnen mein neues Kleid?

Offizier. Es steht Ihnen magnifique.

Sängerin. Schmeichler! Und der Kopfputz?

Offizier. Ist göttlich!

Sängerin. Und das Blumen-Bouquet?

Offizier. Ist himmlisch! Sind das echte Blumen? (Riecht an dem Blumenstrauß.)

Sängerin. Freilich sind es echte Blumen!

An mir ist gar nichts falsch. (Giebt ihm einen kleinen Backenstreich und bald darauf einen Kuß.)

(Man klopft.)

Sängerin. Wer da?

Director. Machen Sie nur auf, ich bin es, der Director.

Mutter. Soll ich aufmachen, liebes Kind?

Sängerin. Ja wohl! Das versteht sich ja von selbst.

Mutter. Nu, nu, werde doch nicht gleich böse, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Director herein.)

Director (tritt ein, ohne Hut, die Hände in der Seitentasche und den Zahnstocher im Munde.) Guten Abend. Schon angezogen?

Sängerin. Fix und fertig. Werden wir bald anfangen?

Director. Wir haben noch ein gutes Viertelstündchen Zeit.

Sängerin. Wird es voll werden?

Director. Ich glaube. (Er setzt sich aufs Sopha, lehnt sich in die Ecke, legt einen Fuß über den andern, spielt mit der einen Hand in seinen Haupthaaren und mit der andern mit seinen Uhr-Berlocques.)

Offizier. Fräulein, ich werde mich empfehlen.

Sängerin. Adieu, Alphons. Sie gehen doch ins Theater?

Offizier. Das versteht sich.

Sängerin. Nach der ersten Arie bitt' ich zu applaudiren.

Offizier. Das versteht sich.

Sängerin. Nach dem Duett ersuche Sie, da capo zu rufen.

Officier. Das versteht sich. (küßt ihr die Hand, grüßt den Director und will gehen.)

Sängerin. Sie kommen doch morgen?

Offizier. Um 9 Uhr ganz bestimmt. (geht.)

Director. Wer war der junge Mann?

Sängerin. Ein reicher Cavalier.

Director. Sie thun ja sehr zärtlich mit ihm.

Sängerin. Das hat seine Gründe. Er ist reich — generös — ich stelle mich verliebt —

Director. Genug, . . . ist verstehe . . . . (steht auf) Jetzt muß ich zur Kasse gehen. In den Zwischenakten komme ich wieder ein Bischen herauf. (geht.)

Sängerin. (beguckt sich abermals im Spiegel, macht die Bracelets um und probirt einige Triller und Rouladen.)

Mutter. (räumt das Zimmer auf.)

(Man klopft.)

Sängerin. Herein!

(Der Journalist tritt ein. Er behält den Hut auf, hat eine Reitgerte in der Hand und eine Rose im Munde.)

Journalist. Guten Abend, mein Engel.

Sängerin. (sieht ihn an.) Ach, Sie sind es, ich hielt Sie anfangs für meinen Legationsrath. Es freut mich, daß Sie kommen. Hören Sie, theuerster Freund, ich habe heute ein Bischen Angst.

Journalist. Warum, mein süßer Engel.

Sängerin. Ich habe die Partie etwas vernachlässigt.

Journalist. Aengstigen Sie sich nicht. Was kann Ihnen geschehen. Ihre Garde schützt Sie vor jeder Gefahr.

Sängerin. Aber die Journale . . .

Journalist. Kind, dafür lassen Sie nur

mich sorgen. Ich bin Mitarbeiter an 25 Journalen, liefere unter allen Buchstaben Kritiken für die Blätter . . .

Sängerin. (Hält ihm den Mund zu.) Freund, reden Sie nicht so laut. Gleich nebenan ist das Ankleidezimmer der rothköpfigen Tänzerin. Sie horcht immer, und kann jedes Wort hören, was in meinem Zimmer gesprochen wird. Man muß sich in Acht nehmen vor dieser neidischen Plappermühle.

Journalist. Auf diese Tänzerin habe ich schon lange einen Zahn. Ich werde sie nächstens in zwölf Journalen herunterreißen, daß sie an mich denken soll.

Sängerin. Freund, thun Sie das, aber je eher je lieber. Sie wissen gar nicht, wie hochmüthig dieser Rothkopf ist. Reißen Sie sie nur recht stark herunter.

Journalist. Verlassen Sie sich darauf. Wem meine Feder zu Leibe geht, der . . . .

Sängerin. Das weiß Niemand besser als ich. Früher haben Sie mich ja so maltraitirt . . .

Journalist. Blos deshalb, weil Sie spröde gegen mich waren . . . .

Sängerin. Aber jetzt?

Journalist. Jetzt bin ich vollkommen zufrieden mit Ihnen.

Sängerin. Horch — so eben beginnt die Ouvertüre.

Journalist. Nun geh' ich. Machen Sie sich auf einen stürmischen Applaus gefaßt. Bekomm' ich einen Kuß?

Sängerin. Zwei für Einen. Apropos, wann sehe ich Sie bei mir.

Journalist. Morgen Mittag esse ich bei Ihnen.

84.

Die verhängnißvolle Enveloppe.

. . . Denn die Damen lieben mich. Ich weiß zwar nicht, weshalb? allein, was liegt daran; sie lieben mich einmal und damit Punctum und — wenn Du willst — Gedankenstrich.

Auch Frau von R. (warum soll ich es verheimlichen) ist mir nicht gram. Erst neulich gab sie mir einen neuen Beweis ihrer warmen Freundschaft.

Ich war einer ihrer letzten Gäste. Schon mehr als ein Viertelstündchen wartete der Wagen, der mich nach Hause bringen sollte. Es war schon Mitternacht — mithin hohe Zeit, mich zu empfehlen. Mit einem enormen Aufwand von Liebenswürdigkeit küßte ich ihre kleine, zarte Hand und wollte gehen.

— Sie haben keinen Mantel mitgenommen?

— Nein, schöne Frau.

— Sie wollen in einem Frack nach Hause fahren?

— Ja, schöne Frau.

— Das geht nicht, das erlaube ich nicht.

— Und warum nicht, meine Gnädige.

— Freund, Sie können sich erkälten. Die Nachtluft, das feuchte Regenwetter, Ihre schwache Constitution, die Cholera! Gott! ich würde mir Gewissensbisse machen, wenn Ihnen ein Unglück zustieße.

— Ich soll also . . . .

— Hübsch artig sein und thun, was ich Ihnen heiße. Ich will Ihnen eine meiner Enveloppen leihen. Da ist ein Wickler, hüllen Sie sich darin ein und kommen Sie gut nach Hause.

— O Prachteremplar der Schöpfung! wie sehr

wetteifern bei Ihnen Schönheit und Güte um den Preis des Sieges.

Ich küßte zum zweiten Male ihre liebe Hand und ließ einen Seufzer los, mit dem ich Thüren hätte einrennen können. Ich warf die Enveloppe um und Frau von R. häkelte mir das Halskettchen zu. Dormez bien, sagte sie, rêvez de moi sagte ich. Und zwei Minuten später rollte der Wagen fort.

Die Rosse durchkreuzten die Straßen, als ob ihnen unser Herrgott auf ein halbes Stündchen ein Paar Flügel geliehen hätte. Dicht in die Enveloppe gehüllt, drückte ich mich in die Ecke des Wagens und dachte — an wen anders, als an die liebenswürdige Frau von R.

Kaum fünf Minuten brauchte ich, um meine Wohnung zu erreichen. Aussteigen, dem Kutscher ein silbernes Vergißmeinnicht in die Faust zu drücken und das Hausthor öffnen — das Alles ging so schnell als Döbler's Volteschlagen.

Ermüdet warf ich Frack und Enveloppe auf das Sopha hin, entkleidete mich in einem halben Nu und überflog einige eingelaufene Briefe und Beiträge, um — desto schneller in Morpheus Mohn-Hotel anzukommen.

Wenn es Dich interessiren könnte, so würde ich Dir sagen, daß ich von Onze et demie, 17 Thaler 16 Groschen, von Frau von R. und einer neuerfundenen Mehlspeise geträumt habe — allein, was geht das Dich an, ob ich von Diesem oder Jenem geträumt habe; Dir ist so etwas ganz gleichgültig, drum Punctum und — wenn Du nichts dawider hast — Gedankenstrich.

Am andern Morgen — schon um 9 Uhr — — besuchte mich die kleine Clementine. Weißt Du,

wer Clementine ist? Eine von jenen eilf Glücklichen, denen ich in Augenblicken eines gelinden Wahnsinns das Heirathen versprochen habe.

Als Clementine die Enveloppe auf dem Sopha sah, fuhr sie erst auf und dann zusammen. Ihre Eifersucht schob ihr einen Gedanken in den Kopf, der ganz geeignet war, sie auf 8 Tage, wenn auch nicht untröstlich, doch ganz desperat zu machen.

— Darf man fragen, wie Sie zu diesem Meubel kommen? Enveloppen pflegen sonst nur Frauen zu tragen. Haben Sie heute schon Damenbesuche empfangen?

— Nein, süße Clementine.

Sie nahm den Wickler beim Wickel und sah mich und ihn mit vielsagenden Augen an.

— Der Mantel liegt also schon seit gestern Abend auf Ihrem Sopha?

— Ja, bittere Clementine.

— Nun weiß ich Alles. Wo Enveloppen sind, müssen auch Damen sein und wo Damen sind, müssen auch — nun, Sie werden wohl wissen, was ich sagen will.

— Nein, süße Clementine, ich weiß es nicht, was Sie sagen wollen . . . .

— O pfui! Sie haben Ihre Treue gebrochen. Leben Sie wohl, nie sehen Sie mich wieder.

Sie eilte wie ein Blitz davon. Ich wäre ihr sicher nachgelaufen, wenn ich zum Unglück nicht noch in einem barbarischen Negligee gesteckt hätte. Sie ging und kam (was sonst nie geschehen) nicht wieder.

O Enveloppe, Enveloppe, Du hast mich um Clementinens Liebe gebracht! Du hast meine Unschuld verdächtigt und einen Verdacht auf meine Solidität geworfen, der mich unendlich rührt. O

Enveloppe, Enveloppe, das werde ich Dir niemals vergessen!

Zehn Minuten später kam einer meiner Hausfreunde — der Executor. Ich sollte 73 Thaler Gerichtskosten zahlen oder — ausgepfändet werden. Da meine Börse seit einigen Tagen an der Cholera morbus litt, so hatte ich nicht einmal soviel Goldsand, um meinen Hausfreund damit blind zu machen.

Ich zündete mir eine Havanna an, er schritt zur Pfändung. Nachdem er mit der rührendsten Gemüthlichkeit meine Garderobe in Beschlag genommen, wollte er auch die Enveloppe mitgehen lassen.

— Halt, verehrter Gönner! Diese Enveloppe gehört nicht mir.

— Wem denn?

— Kleiner Schelm! so forscht man die Leute aus. Ich darf es nicht sagen, wem sie gehört.

— Wenn Sie nicht beweisen können, daß die Enveloppe einer andern Person gehört, so muß ich...

— Nicht keck, edler Mäcen! Mein Ehrenwort mag Ihnen die Versicherung geben, daß die Enveloppe nicht mir, sondern einer Dame gehört.

— Welcher Dame?

— O Sie kleiner Vocativus! Wie kann man so neugierig sein. Kurz und gut: Sie gehört nicht mir, mehr brauchen Ew. Wohlgeboren nicht zu wissen. Der Executor ging und ließ all' meine Sachen mit sich gehen.

Wäre mir so ein Malheur (man könnte es allenfalls auch Pech oder Unglück nennen) zum ersten Male arrivirt — ich wäre perplex gewesen. Da aber kein Trimester vergeht, in welchem ich nicht zwei bis drei Mal rein ausgepfändet werde, so wird man's nicht übel nehmen, wenn ich mich über diese Kleinigkeit ruhig hinwegsetzte.

Der malitiöse Gerichtsdiener! Er ließ mir nichts als die Enveloppe und ein Paar Pantalons von weißem Englischleder. In diesem Anzug konnte ich doch unmöglich in einem kalten Herbsttage ausgehen, an welchem es noch obendrein (o Pech mit Nachguß) sehr stark regnete.

Ich mußte also zu Hause bleiben und fertigte mit diplomatischer Eile und lakonischer Kürze Depeschen an einige meiner Freunde ab, worin ich sie um Geld-Vorschüsse ersuchte; mein Bedienter wurde sofort als Chargé d'affaire abgesendet.

Unterdessen erhielt ich den Besuch einer fremden Schauspielerin, die mir ein Empfehlungschreiben von einem meiner Hamburger Collegen einhändigte. Da mir der vermaledeite Häscher keinen einzigen Rock (nicht einmal meinen Schlafrock gelassen) so mußte ich, um mir keine Blößen zu geben, die Enveloppe umnehmen. Die Dame lachte über meinen barocken Anzug. Hätte sie die Ursache gekannt, sie würde vielleicht geweint haben. Sie hielt mich für einen Sonderling und das war gut.

Wir hatten uns in ein Gespräch verwickelt — da trat das Kammermädchen der Frau von R. ein.

— Eine Empfehlung von der gnädigen Frau: Sie möchten die Güte haben, ihr die Enveloppe zurückzuschicken.

— Ich werde die Enveloppe heute Abend selbst zurückbringen.

— Nein, ich muß sie gleich mitnehmen.

— Hat denn die Sache so große Eile?

— Ja, freilich, ich soll sie zum Schneider tragen und neue Shawl-Borten ansetzen lassen.

— Das kann auch morgen geschehen.

— Nein, die gnädige Frau hat mir befohlen, ihn noch heute — jetzt gleich hinzutragen.

Geliebter Leser, stelle Dir meine Lage vor! Das Kammermädchen verlangte die Enveloppe und ich — ich konnte sie, ohne mich vor der fremden Dame bloßzustellen, nicht zurückgeben.

— Gehen Sie nur, liebes Kind, ich werde Alles bei Ihrer gnädigen Frau verantworten.

— Brauchen Sie denn noch die Enveloppe?

— Ja — nein — ja doch — ich habe etwas zerrissen daran, das muß ich repariren lassen.

— Das werd' ich schon besorgen — ich muß ja ohnedies zum Schneider hin.

Das Kammermädchen war nicht zum Wegbringen; erst nach vielem Reden gelang es mir, sie zu entfernen.

Bald darauf verließ auch die Actrice mich und überfroh war ich, endlich allein zu sein. Doch fünf Minuten später führte der Teufel einen Bedienten zu mir, der mich zu einem Souper bei dem Banquier M. einlud.

— Viele Empfehlungen von Herrn und Madame M., sie bitten sich das Vergnügen aus, Sie heute Abend . . .

— Tausend Grüße, ich werde kommen, wenn mich notabene nichts Wichtiges davon abhält.

Etwas später kam auch mein Chargé d'affaire zurück. Er brachte mir Antwortschreiben, Entschuldigungen, Vertröstungen, Freundschaftsversicherungen — Alles — nur kein Geld. Vor Zorn konnte ich nicht zu mir selbst kommen und aus Garderobe-Mangel zu keinem Andern gehen.

Was war da zu thun? Nichts. Ich mußte die Sachen ruhig abwarten, ergab mich mit stoischer Ge-

duld in meine Lage und wollte eben die Feder ergreifen, um ein kleines Lustspiel zu entwerfen (zu welchem mir die Wirklichkeit einen so dankbaren Stoff gegeben hatte) da trat — der Briefträger ein.

Ein Brief! Aus Frankfurt am Main. Von wem? Von meinem Buchhändler! Er schickt mir einen Wechsel von 600 Thalern. Honorar für geliefertes Manuscript zu einem Almanach. Wann ist der Wechsel zahlbar? Gleich nach Sicht. Victoria! meine Qual ist geendet.

Noch waren nicht volle drei Stunden verstrichen, da war der Wechsel zu Geld und ein Theil des Geldes zu Kleidern gemacht. Der Schneider brachte mir ein Paar neue Anzüge, ich kleidete mich an und fuhr in einer Droschke zur Frau von R., um ihr die sehnlich erwartete Enveloppe zurückzustellen.

Ich wollte rasch aussteigen, da blieb unglücklicher Weise der Kragen der Enveloppe an dem Tritt hängen — ich merkte es erst dann, als schon der Kragen heruntergerissen war.

Man denke sich meinen Schreck — die Enveloppe war ruinirt. In solchem Zustande konnte ich sie unmöglich der Frau von R. zurückgeben; ich stieg also wieder in die Droschke ein und ließ mich zu dem Damenschneider in der **straße bringen, bei welchem ich erst vor Kurzem ein Atlaskleid machen ließ, das ich meiner Clementine zum Geburtstags-Geschenk verehrt hatte.

Ich trat in das erste Zimmer des Kleidermachers, Niemand war zugegen — ich trat in das zweite Zimmer, auch dieses war leer — ich trat in das dritte Zimmer — Himmel! Was sah ich! Eine junge Frau lag ächzend und stöhnend im Bette, ihr Mann, der Schneider, und drei seiner Gehülfen frottirten das arme

Weibchen. Am Tische saß ein Arzt, der ein Recept schrieb.

Bei der armen Schneiderfrau hatten sich vor einer Viertelstunde Symptome jener Seuche eingestellt, die jetzt so unbarmherzig in unsern Mauern wüthet. Der Arzt wurde geholt, und erklärte — in meiner Gegenwart — die arme Frau habe die Cholera!

Der Schreck machte mich ganz perplex. Ich wollte mich eben aus dem Staube machen, um nicht Zeuge einer solchen Krankenscene zu sein, da trat ein Polizei-Commissär und ein Vorsteher der Schutz-Commission ein, um, auf den Bericht des Arztes, die Wohnung zu sperren.

Es war zu spät, ich konnte nicht mehr entfliehen, die Herren ließen mich nicht fort.

Man brachte mich in eine Dachstube, ich mußte darin, laut polizeilicher Verordnung, zehn Tage Quarantaine halten und wurde in dieser engen Dachstuben-Contumaz-Anstalt dergestalt geräuchert, daß ich mich ganz bequem als Pökelfleisch hätte aufessen können. Täglich wurde ich drei Mal mit Chlor beräuchert. Ich hätte nie geglaubt, daß jemals aus mir ein so chlorreicher Mann werden würde.

Zehn Tage mußte ich in einer kleinen, engen, feuchten Dachstube campiren. Gott, was mußte Frau von R. von mir denken! Sie wußte nicht, wo ich geblieben war. Darüber hätte sie sich vielleicht getröstet; sie wußte aber auch nicht, wo ihre Enveloppe hingekommen. Das war's, was sie ohne Zweifel sehr betrübte. Ihr schreiben, in welch eine Klemme mich ihre Enveloppe gebracht — das wollte ich nicht. Die Sache hätte ihr gutes Herz am Ende doch beunruhigen können.

Ich fügte mich also mit Geduld in die zehntägige

Haft und schrieb einen Cyklus von Satiren, der später unter dem Titel „zehn Tage in einer Contumaz-Anstalt" erscheinen wird.

Mit Vergnügen vernahm ich am fünften Tage meiner Quarantaine, daß die Schneiderfrau gerettet und schon auf dem Wege der Besserung sei; doch am sechsten Tage vernahm ich mit Schrecken die Hiobspost, daß ihr Mann erkrankt sei. Er starb an demselben Tage. Sein letztes Werk, der Schwanengesang seiner Nähnadel, war die glückliche Ausbesserung der Enveloppe.

Nach Verlauf von 10 Tagen wurde ich meiner Haft entlassen. Mein erster Gang war, Du kannst es Dir leicht denken, der Gang zur Frau von R. Ich brachte ihr die Enveloppe und erzählte ihr all' die traurigen Fata, in die sie mich verwickelt hatte. Frau von R. hörte ganz aufmerksam zu, stützte ihr rundes Kinn auf die linke Hand, sah mich ernsthaft an und — brach am Schluß meiner Erzählung in ein Lachen aus, das gar nicht enden wollte.

Ihre Enveloppe wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

85.

Augengläser.

. . . Doch nun zu dem Thema zurück. Es gibt, wie gesagt, sehr verschiedene Arten Augengläser. Man trägt Brillen, Nasenquetscher, Lünettes, Lorgnettes, Lorgnons, Loupen, Perspective und Doppelperspective.

Wie man den Vogel an seinen Federn erkennt, so kann man den Mann an den Augengläsern, die er

trägt, erkennen. Man kann durch sie seinen Stand und seine Neigungen erfahren.

Die eigentlichen Brillen werden von verschiedenen Ständen getragen. Brillen mit Stahlbügeln werden größtentheils von Studenten, Recensenten und Schullehrern; Brillen mit silbernen Beschlägen, von Referendarien und andern Windbeuteln, die nur der Mode halber nicht gut sehen können; Brillen mit Horneinfassungen von älteren Beamten und Aerzten getragen. Viele von diesen Brillenträgern pflegen lange Haare zu haben, die sie hinters Ohr legen.

Nasenquetscher sind schon seit geraumer Zeit aus der Monarchie der Mode exilirt. Sie werden nur noch von angehenden Matronen und Greisen, und vorzugsweise von Betschwestern und Kartenlegerinnen, von alten Quacksalbern und Todtengräbern getragen. Die Alten, welche Nasenquetscher tragen, pflegen die Gottesfurcht und den Kaffee zu lieben. Auch haben sie meistentheils einen Mops oder eine Katze an Kindesstatt adoptirt. Die Nasenquetscher werden auch als Marken gebraucht, die sie in die Bibel legen, um zu wissen, wo sie im Lesen stehen geblieben.

Lünettes, deren Einfassung von Schildkröten-Schale werden von alten Militärs, deren Einfassung aber von Silber oder Gold ist, von Rentiers getragen. Lünettenträger pflegen in der Regel kreuzbrave Leute und gutmüthige Schwätzer zu sein.

Lorgnetten sind die Augengläser, die man jetzt am häufigsten sieht. Perlmutter-Lorgnetten mit Goldeinfassung werden von der weiblichen Beaumonde, von Fürstinnen, Gräfinnen, Primadonnen und vornehmen Maitressen getragen. Perlmutter-Lorgnetten mit Silbereinfassung trägt die männliche Beaumonde, junge Cavaliere und andere Herrchen, deren Devise: dolce

far niente heißt. Die meisten der Lorgnettenträger haben den Bonton und das savoir vivre, wie getaufte Juden das Vaterunser weg.

Ein Lorgnon ist eine halbe Lünette, es hat nur ein Glas, das gewöhnlich in Gold und Silber eingefaßt und dessen Form bald rund, bald viereckig ist. Das Lorgnon pflegt gewöhnlich an einem breiten, schwarzen Seidenbande, oder an einem dünnen, goldenen Kettchen zu hängen.

Lorgnons werden von den Dandys, Elegants, Merveilleux, Stutzern, Legations-Attaché's und jungen Roués aimables geliebt, die von der Börse leichtsinniger Damen leben. Die Leutchen, welche Lorgnons und zumal viereckige Lorgnons tragen, pflegen gewöhnlich alle Moden mitzumachen, Sporen und Reitgerte, Schnurrbart und Casimirhosen zu tragen und sehr stark nach Parfüm und Dummheit zu riechen.

Loupe ist nichts Anderes, als ein altmodisches Lorgnon, dessen Glas eine Horneinfassung hat und größtentheils, wie ein Brennglas, in einem Futterale steckt. Die Loupe unterscheidet sich von dem Lorgnon dadurch, daß sie nie an einem Bändchen hängt, und stets vergrößert, während ein Lorgnon die Gegenstände in ihrer natürlichen Größe erblicken läßt, aus dem Grunde, weil es nur feines Fensterglas hat. Loupenträger pflegen meistentheils Pedanten, Schulfuchser und nebenbei kurzsichtig zu sein. Doctoren, Professoren, wenn sie in einer Conditorei Zeitungen, oder auf der Bibliothek Bücher lesen, pflegen sich der Loupen zu bedienen. Sie putzen diese Loupen entweder mit dem Zeitungsblatte oder mit dem Zipfel ihres Rockes, während der Elegant sein Lorgnon mit dem seidenen Schnupftuch, und die Beaumonde ihre Perlmutterlorgnette mit ihrem rosenrothen Glacéhandschuh reinigt.

Perspective oder sogenannte Operngucker sieht man am häufigsten bei Prinzen, Prinzessinnen, Ministern, Diplomaten, Bankiers, Journalisten, Buchhändlern und Schauspielern.

Doppelperspective sieht man sehr selten. Sie werden nur von alten, aufgeblasenen Rentiers und von jungen Quadrat-Stutzern getragen.

Dies sind ungefähr alle Arten von Instrumenten, womit sich das Auge bewaffnet, nicht so sehr, um gut zu sehen, als gesehen zu werden.

Willst Du haben, daß eine Schauspielerin von der Bühne herab einen Blick auf Dich werfe, so wende nicht eher Dein Perspectiv von ihr ab, bis sie es gewahr wird, daß sie das Ruhebett Deines Auges, die Zielscheibe Deines Blickes ist. Das Perspectiv macht sie aufmerksam auf Dich und sie fängt alsdann mit Dir zu kokettiren an.

Willst Du Jemanden ärgern und recht wüthend machen, so hole Deine Lorgnette hervor und betrachte mit ihr den, welchen Du ärgern willst, vom Wirbel bis zur Zehe, lächle dann und stecke die Lorgnette wieder ein. Das Messen mit einer Lorgnette hat schon mehr als Einen in Wuth gebracht.

Und aus diesem Grunde triffst Du, guter Leser, bei mir nicht nur ein Perspectiv, sondern auch eine Lorgnette an. Verstanden? Bon!

86.

Die Nachtvisite.

. . . Da höre ich plötzlich ein Gekritzel. Es kam mir vor, als ob Jemand an meinem Pulte sitze und schreibe. Ich springe aus dem Bette und mache Licht.

Richtig, ein junger Mann saß am Pulte, schrieb im Finstern und ließ sich gar nicht stören, als ich, mit Licht in der Hand und Angst im Herzen, ihn ansah.

— Wer sind Sie, junger Mann?

— Wie! Sie kennen mich nicht?

— Nein.

— Ich bin ja Ihr Collega . . .

— Sie sind?

— Der Teufel.

— Also der Teufel?! Freut mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Aber sagen Sie mir, lieber Teufel, wie sind Sie denn in mein Zimmer gekommen?

— Durchs Fenster.

— Und was schreiben Sie da, wenn ich fragen darf.

— Eine Recension übers Königstädter Theater. Ich war im Bernsteinring, mußte doppelten Eintrittspreis zahlen und habe mich furchtbar gelangweilt. Wollen Sie die Güte haben, diesem Recensiönchen einen Platz in Ihrem beliebten Blatte zu gönnen.

— Dies Recensiönchen scheint etwas lang zu werden?

— Es sind bis jetzt erst 54 Bogen, ich bin noch nicht ganz fertig damit, will mich aber ein wenig kurz fassen, damit sie höchstens 80 Bogen gibt.

— Wie soll ich dieses Riesenreferat in ein Blatt bringen?

— Sie können immer abbrechen und hinschreiben „Fortsetzung folgt.“ Sie finden ja solche lange Bandwürmer fast in allen deutschen Zeitungen. Es schadet ja nichts, wenn diese Kritik durch 40 — 50 Nummern geht . . .

— Nein, das geht denn doch nicht . . .

— Warum nicht?

— Erstens, ist Ihre Recension etwas zu lang, und zweitens, habe ich schon eine Recension über den Bernsteinring.

— So? Das thut mir leid. Es hat aber dessenungeachtet nichts zu bedeuten.

Der Teufel zerriß jetzt die 56 Bogen, die er mit seiner Recension vollgeklext hatte, warf die Papierfetzen zum Fenster hinaus und holte nun aus seiner Seitentasche ein ungeheuer dickes Manuscript hervor.

— Können Sie vielleicht lyrische Gedichte, humoristische Aufsätze, Rittergeschichten, Räthsel oder so was brauchen. Sie wissen, daß ich zu Gunsten meiner Großmutter abdicirt habe. Seit dieser Zeit privatisire ich und beschäftige mich mit der Literatur. Ich bin Mitarbeiter an 43 Oppositionsblättern und bin gesonnen, nächstens ein eigenes Blatt unter dem Titel: „Fra Diavolo“ mit dem Motto: Tremblez! . . . . herauszugeben.

— Auf eigene Kosten?

— Nein, das geht nicht, ich bin ein armer Teufel. Schon seit drei Monaten suche ich einen Verleger für mein Blatt, aber die Lumpen von Buchhändlern haben keinen Muth, etwas Neues zu unternehmen.

— Man kann es den Leuten nicht verdenken. Die schlechte Zeit, die Cholera . . Wüßten Sie, was ich in Ihrer Stelle thäte?

— Nun, was thäten Sie?

— Wenn ich der Teufel wäre, ich holte die Cholera.

— Ach, ich bin froh, daß sie mich nicht holt. Apropos, können Sie hübsche Xenien, frische Epigramme und infernalische Calembourgs brauchen? Ich laß Ihnen das Dutzend Witze für 10 Silbergroschen. Nicht wahr, ich bin billig.

— Sehr billig.

— Ich will Ihnen einige meiner Producte vorlesen. Hören Sie diese Ode an die Wanzen. Passen Sie auf!

O Wanze, die du der . . . .

— Freund, Teufel — halten Sie ein mit dem Vorlesen. Ich will die Sachen lieber selbst durchsehen. Wollen Sie mir eines Ihrer Manuscripte über Nacht dalassen? Morgen früh will ich Ihnen Bescheid sagen, ob ich sie für mein Blatt brauchen kann oder nicht.

— Hier haben Sie einstweilen eine kleine Probe.

Der Teufel, ein Vielschreiber erster Classe, holte nun aus alleu Taschen dickleibige Manuscripte hervor. In einem Nu hatte er eine Last von Schriften ausgepackt, die ganz bestimmt 30 preuß. Centner wogen. Sein Rock war ganz auswattirt mit Manuscripten; aus beiden Aermeln, ja sogar aus den Hosentaschen holte er Manuscripte hervor und warf sie auf die Erde nieder. Ich glaubte, er hätte sich nun ausgeleert, nein, da zieht er noch 24 Manuscripte heraus, die theils in seinen Reitstiefeln und theils unter der Weste staken. Jetzt glaubte ich ganz bestimmt, daß sich sein Manuscripten-Vorrath erschöpft habe — gefehlt, er zog noch aus seiner dicken Halsbinde ein halbes Dutzend Manuscripte hervor.

— Haben Sie jetzt genug?

— Mehr als zuviel. Mit diesen Manuscripten könnte ich ja 50 Jahrgänge meines Blattes füllen.

— Im Fall Sie noch mehr Manuscripte verlangen, so kann ich Ihnen noch einige Centner ablassen.

Er zog nun noch circa 60 Manuscripte aus seiner Uhrtasche hervor und machte Miene, noch mehr hervorzulangen, da gab ich ihm die freundschaftliche Versicherung, daß ich einstweilen genug hätte.

— Wie viel Honorar verlangen Sie, lieber Teufel?

— Zwei Silbergroschen.

— Für die Zeile?

— Nein, für den ganzen Bogen.

— Wie, zwei Silbergroschen für den ganzen Bogen?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Gut, so lasse ich Ihnen den Bogen für einen Silbergroschen und sechs Pfennige. So viel bekommt ja selbst Hr. Nork und Mad. S. für den Bogen. Und so dumm, wie diese sind, so dumm bin ich schon längst gewesen. Glauben Sie mir, Herr Redacteur, ich bin gar kein dummer Teufel, ich weiß so gut wie Einer, wo Barthel Most holt; ich habe auch ein Doctordiplom, von der Gießener Universität. Es kostet mich 54 Gulden Rheinisch. Hier ist es — ich habe etwas Schweizerkäse, den ich mir bei Sala Taroni gekauft, darin eingewickelt. Kann ich Ihnen damit ein Präsent machen?

— Mit dem Schweizerkäse?

— Nein, mit dem Doctordiplom.

— Danke recht sehr — ich mag nicht Doctor sein.

— Aber hören Sie, ein Frei-Exemplar Ihres Blattes muß ich haben.

— Wo soll es abgegeben werden?

— Werde es mir immer selbst abholen; ich erspare dadurch das Botenlohn.

— Sie sind doch ein sehr ökonomischer Teufel.

— Man muß sparen auf seine alten Tage. — Nun ist es Zeit, daß ich mich empfehle. Verzeihen Sie, daß ich Ihren Schlaf gestört. Morgen früh bin ich so frei, nachzufragen, was Sie von meinen Manuscripten der Aufnahme in Ihr Blatt würdig halten. Schlafen Sie wohl.

— Adieu, lieber Teufel, kommen Sie gut nach Hause. Nehmen Sie sich in Acht, es ist etwas finster auf der Treppe. Stoßen Sie sich nicht und fallen Sie nicht.

Ich leuchtete ihm und — ging wieder zu Bette.

* * *

Ich habe jetzt Einiges von den Schreibereien des Teufels gelesen, werde aber nur sehr wenig davon gebrauchen können, denn der Teufel ist mir zu langweilig, zu sentimental und — gemüthlich.

87.

Meine Bibliothek.

. . . Denn unser Streit wurde immer heftiger. Jeder von uns Beiden wollte Recht haben und 10 gegen 1 wetten, daß der Andere sich gewaltig irre, wenn er nicht einsehen wolle, daß er Unrecht habe.

Nach langem Spectakel kam eine kleine Wette zu Stande; eine Flasche Champagner (aber nicht von Timm) sollte der Preis sein, womit der Rechthabende gekrönt werde.

— Bestimme Victor, wer der Schiedsrichter sein soll?

— Das Conversations-Lexicon . . .

— Bon! Aber ich habe keins . . .

— Wie? Was? Du hast kein Conversations-Lexicon . . .

— Nein, lieber Bruder.

— Du spaßest nur.

— Auf Ehre nicht!

— Wie, ein gebildeter Mann, ein Schriftsteller und noch dazu ein Journalist sollte kein Conversations-Lexicon haben? Unerhört! mußt Du Dir nicht manchmal Rath aus diesem Born des Wissens holen.

— Niemals!

— Du willst mir wohl weiß machen, daß Du Alles im Kopfe hast.

— Das will ich nicht. Du weißt, was ich von sogenannten Vielwissern halte. Die meisten Vielwisser sind größtentheils Nichtswisser. Wozu brauche ich ein Conversations-Lexicon; ich schreibe nur über Gegenstände, die ich verstehe, ich mache es nicht, wie gewisse Andere, die über Astrologie schreiben, wiewohl sie nicht einmal darüber Rechenschaft geben können, ob der Morgenstern auch bei Abend scheint. Ich mache es nicht, wie gewisse Andere, die wöchentlich eine neue Brochüre über die Cholera schreiben, wiewohl sie noch keinen einzigen Kranken behandelt haben.

— Du stichelst . . .

— Nicht auf Dich!

— Du hast also wirklich kein Conversations-Lexicon?

— Noch einmal: Nein!

— Aber Mensch, wie kann man so unvorsichtig, ich möchte sagen, so dumm sein; wie leicht kann Dir

eine Verlegenheit zustoßen, wenn Du kein Conversations-Lexicon hast. Gesetzt, Du willst einmal über ein Trauerspiel schreiben und weißt nicht, was man z. B. unter dem Wort „Katastrophe" versteht.

— Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich nur über solche Gegenstände urtheile, die ich verstehe. Ich gehöre nicht zu jenen Leutchen, die über Opern aburtheilen, wiewohl sie nicht wissen, was eine ganze und was eine halbe Note ist; ich gehöre auch nicht zu jenen Leuten, die Bücher über Aesthetik zusammenklexsen, wiewohl sie nicht wissen, ob Aesthetik aus dem Griechischen oder Russischen herkommt . . .

— Du stichelst schon wieder . . .

— Aber nicht auf Dich! Noch mehr — meine ganze Bibliothek besteht aus 2 Büchern; aus dem elften Bande von Becker's Weltgeschichte und aus einer englischen Grammatik. Die Weltgeschichte habe ich blos deshalb, damit ich im Nothfall einen anständigen Fidibus requiriren kann und die Grammatik — die habe ich einem meiner Freunde geliehen, der blos deshalb englisch lernen will, damit er künftig den **Mirror of Fashion** in der Ursprache lesen könne.

— Du hast also jetzt gar keine Bücher.

— Gar keine! Schon von Jugend auf hatte ich eine Antipathie gegen Bücher. Ich ließ sie mir nur darum kaufen, damit ich sie acht Tage später wieder verkaufen könne. So oft man im Theater ein neues Stück gab, wanderte eines meiner Bücher zum Antiquar. Ich erinnere mich, daß ich an einem Tage, an welchem man zum ersten Male das Feenmährchen „Adler, Fisch und Bär" aufführte, die Weltgeschichte von Kohlrausch, die Anleitung zum Studium der Botanik von Willdenow und eine griechische Grammatik von Thiersch — alle 3 Bücher für 12

Groschen verkauft habe, um Abends ins Parterre gehen und 4 Groschen vernaschen zu können. Ich war damals ein Bengel von 10 Jahren. Die Prügel, die ich vom Papa bekam, als er diese Streiche erfuhr, die Prügel gingen ins Unendliche. Ach! wenn ich an diese Prügel denke, so wird mir noch jetzt ganz sonderbar zu Muthe.

— Und noch jetzt bist Du ein Bücherfeind!

— So ist's. Ich kaufe und leihe mir keine Bücher. Ein Schriftsteller, der ein Bischen Originalität behalten will, darf nur sehr wenig von andern Schriftstellern lesen; er eignet sich sonst, wider seinen Willen, ihre Gedanken an. Er findet sie schön und schenkt ihnen eine Freistube in seinem Gedächtnisse; zuletzt vergißt er, daß die Gedanken in einem andern Gehirn entsprungen und gibt sie am Ende für die seinigen aus.

— Du hast recht, so ist es schon Vielen gegangen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß das Lesen anderer Schriften doch auch vielen Nutzen gewährt. Man erwirbt sich dadurch einen größern Ideen-Reichthum und einen reichern Farben-Schatz. Wer nicht andere Schriftsteller lies't, wird vielleicht originell, aber gewiß sehr einseitig, sowohl in Form als Materie seiner Stoffe bleiben. Ein einziger fremder Gedanke kann oft hundert eigene Gedanken entzünden, er ist der Funke und unser Hirn der Zunder, der ihn auffängt. Schaffe Dir also Bücher an und — lese.

— Victor, laß mir meinen Eigensinn. Ich will durchaus nicht aus fremdem Born, sondern aus dem eigenen Gedankenquell das Wasser zu meinen Schriften schöpfen. Aus dem Worte „Wasser" magst Du entnehmen, daß ich weder eitel noch anmaßend, sondern nur etwas eigensinnig bin. Ich habe nur ein Buch,

welches ich studiere. Es ist das Buch, aus welchem man das Meiste lernen kann, denn dieses Buch ist — die Welt. Sie ist ein Werk in unermeßlichem Format, das Millionen und Millionen Bände hat, mithin die größte aller Bibliotheken bildet. Die Seiten in diesem Riesenbuche sind — die Menschen. Auf jeder Seite steht etwas Anderes. Die Leidenschaften des Menschen sind — die Druckfehler. Kennst Du die Welt, so kennst Du auch die Menschen, kennst Du die Menschen, so kennst Du auch Dich selbst, und kennst Du Dich selbst, so kennst Du auch Deine Fehler, und dann bist Du ein Weiser. Das lehrreichste aller Bücher ist also die Welt, und der Autor dieses erhabenen Werkes ist — Gott. Er hat das Werk nicht auf Subscription, sondern auf seine eigenen Kosten herausgegeben, und es auf seine Verantwortlichkeit ohne Censur emportauchen lassen aus der dunkeln Officin des Chaos. Wiewohl es ohne Censur gedruckt, darf es doch überall gelesen werden, denn nur Er kann es confisciren. Göthe hat für seine Werke von Cotta 100,000 Thaler Honorar, Gott hat für sein Werk keinen Pfennig Honorar bekommen. Er hat es auch keinem Könige dedicirt, denn unser Herrgott braucht keine Schnupftabacksdosen. Gott ist der größte, unsterblichste Schriftsteller aller Zeiten, sein Name lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

88.

Der Selbstmörder.

Gabriel war ein nicht unbeliebter Schriftsteller. Er hatte zwar nicht viel Humor, aber doch Laune, zwar

keinen Witz, aber doch eine gewisse Spaßhaftigkeit, die den Leser nicht selten zum Schmunzeln brachte.

Gabriel hatte, wie gesagt, Talent, d. h. mit andern Worten, es ging ihm schlecht; es ist leider nur eine allzubekannte Geschichte, daß talentvolle Leute in unserm lieben Deutschland verhungern, während hohlköpfige Stockfische zu Ehre und Reichthum gelangen.

Es ging dem armen Gabriel sehr schlecht und Alle sagten, es geschähe ihm Recht, denn er habe die niederträchtige Frechheit, dann und wann eine liberale Ansicht von sich zu geben. Ein Schriftsteller, der seine Feder nicht den Dogmen des Absolutismus verkaufen will, so ein Schriftsteller ist kein Mensch, sondern ein Hund, dem es vollkommen Recht geschieht, wenn er vor Hunger crepirt.

Gabriel hielt anfangs um ein Amt an. Er wurde aber abgewiesen, und zwar von Rechtswegen, denn Gabriel trug lange Haare, sprach frei von der Leber weg und nahm kein Blatt vor den Mund. Mithin war er ein zu jedem Staatsdienst durchaus unfähiges Subject.

Gabriel hielt auch um die Hand eines hübschen Mädchens an, das Adolfine hieß und, wenn ich nicht irre, blaue Augen und schwarze Haare und zwei echte Cashemirs hatte, auf die es sich nicht wenig zu gut that. Adolfine hatte nur einen Fehler, sie war die Tochter eines erzdummen Banquiers, der die Würde des Menschen stets nach den Geldsäcken maß. Gabriel warb um ihre Hand. Sie sagte Ja, doch ihr Vater sagte Nein. Gabriel, sprach er, bekommt nur dann mein Finchen zur Frau, wenn er die Schriftstellerei an den Nagel hängt und ein Beamter wird.

Gabriel liebte aber die Schriftstellerei eben so warm und aufrichtig, als er seine Adolfine liebte.

Lieber hängst du dich, als deine Muse an den Nagel; so sprach er zu sich selbst und kitzelte sich mit einem Papierdütchen in die Nasenlöcher, damit er niesen könne, denn ihm war Kopf und Herz recht schwer.

Drauf setzte er sich an den Pult und beendigte einen schwermüthigen Roman, den er, aus Geldmangel, je eher je lieber verkaufen wollte.

Am andern Tage ging er zu einem Buchhändler und trug ihm das Manuscript zum Verlage an. Die deutschen Buchhändler pflegen in der Regel enorme Lumpen zu sein. Es gibt zwar Ausnahmen von der Regel, aber unter 10 Buchhändlern sind wenigstens 9 Autorenschinder. Diese Autorenschinder sind ein dummes, aufgeblasenes Volk, das von der Literatur noch weniger versteht, als ein Stockfisch vom Whistspiele. Diese Autorenschinder ziehen den armen Schriftstellern das Fell über die Ohren und behandeln geistreiche Männer wie die Schuhputzer. Die Schriftsteller müssen antichambriren, sich bücken und ihnen zuckersüße Worte geben, wenn sie ihr Werk anbringen wollen.

Gabriel konnte aber weder kriechen noch schmeicheln, denn er war ein Mann und noch dazu ein Mann von Geist.

Er ging hin zu einem dieser Autorenschinder und sprach ohne lange Präambula: „Kaufen Sie mir dieses Manuscript ab, für 10 Louis sollen Sie es haben, denn ich brauche Geld.“

Der Autorenschinder sah ihn mit stolzen Blicken über die Achsel an und sprach: Ich kann so was nicht brauchen. Jetzt lies't man weiter nichts als Zeitungen. Gehen Sie zu einem Andern, ich kann Romane nicht gebrauchen.

Und Gabriel ließ es sich nicht verdrießen, zu einem andern Autorenschinder zu gehen. Allein auch dieser wies mit kaltem Stolz das Manuscript zurück.

Und Gabriel trug nun seinen Roman einem dritten Autorenschinder an. Allein auch dieser wollte von dem Manuscript durchaus nichts wissen.

Was that der arme Gabriel? Er steckte sein Manuscript in die Tasche und ging in ein nahes Dorf, setzte sich dort in eine einsame Gartenlaube, stützte das sorgenschwangere Haupt auf seine Hand und sah mit nassem Auge zum Himmel hinauf.

So saß er eine Weile, gedachte seiner Liebe und seiner Noth, und ging, als es zu dunkeln begann, auf die Landstraße hinaus.

Dort kämpfte er mit seinem Geist einen schweren Kampf. Was geschah? Er resignirte auf Liebe und Ruhm und alle eitlen Freuden dieses Lebens und — hing sich mit seinem schwarzseidenen Halstuche an einer Buche auf.

*

*   *

Frau v. R. und ihre Freundin, Mad. L., meine Clementine und ich — wir machten eine Landpartie. Unser Weg führte uns an dem Baum vorüber, an welchem der arme Gabriel als Leiche hing.

Man stelle sich meinen Schreck vor, als ich den Todten erkannte. Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus und ward fast ohnmächtig. Der Kutscher eilte ins Dorf und holte den Schulzen herbei. Er kam und ließ das Visum repertum aufnehmen.

In Gabriels Seitentasche fand man ein Blatt der Dresdner Abendzeitung, in welchem ein Aufsatz von ihm abgedruckt war, und ein Blatt der Halle'schen Literaturzeitung, in welchem eine Recension über eines

seiner neuern Werke stand. In der Rocktasche fand man den Roman, für den er keinen Verleger finden konnte. In der einen Westentasche stak eine goldene Capsel, worin Adolfinens Locke lag, und in der andern Westentasche stak — sein letzter Dreier.

*

* *

Armer, bedauernswerther Gabriel, Du warst nicht der erste deutsche Schriftsteller, der aus Noth Selbstmörder wurde; Du wirst auch nicht der letzte deutsche Schriftsteller sein, der sich aus Noth ums Leben bringen wird. Wenn die Zeiten und die Buchhändler nicht besser werden, so wird unser liebes, vortreffliches Deutschland in einigen Jahren eine ganze Gallerie von erhängten Schriftstellern aufzuweisen die Ehre haben.

Armer, beweinenswerther Gabriel, Du hast ausgerungen.

Friede Deiner Asche und Ehre Deinem Namen!

89.

Das Abenteuer im Parquet.

(Factisch.)

Man gab den „Arlequin in Berlin." Du weißt, daß Hr. Wiehl in dieser lustigen Pantomime meine Wenigkeit copirt. Er trägt, wie ich, einen weißen Rock und diverse schwarze Bärte, macht allen Frauen den Hof, küßt allen Mädchen die Hand und sieht mir so ähnlich, wie ein Kürbis einer Pomeranze.

Meine Freunde meinten, ich sollte es nicht ungerochen lassen, daß man mich auf die Bühne gebracht. Sie schrieben an mich, wie Wilhelm IV. von England an den Admiral Codrington: „Schlag zu, Eduard.“ Ich schlug aber nicht zu, denn es machte mir unendlich vielen Spaß, zuzusehen, welch eine unerhört große Rolle mein weißer Rock auf den Brettern spielt, die die Welt bedeuten. Nimm es nicht übel, guter Leser, wenn ich einmal unverschämt sein und Dir weiß machen will, daß eben dieser weiße Rock in Berlin jetzt so bekannt ist, wie in Paris jener Oberrock, den der große Corse in der Schlacht von Marengo trug. Napoleon und Oettinger — Adler und Spatz — Mammuth und Essigaal!

Ich ging ins Theater, um mich an meinem saubern Ebenbilde zu laben. Es war nur noch ein Sperrsitz im Parquet zu haben — Nr. 127. links auf der zehnten Bank.

Ich kam zwischen zwei junge Damen zu sitzen, betrachtete sie, fand die Dame rechts interessant und die Dame links sogar schön, und suchte also Stoff zum Anknüpfen eines Gesprächs.

Eben wollte ich ein Gespräch anfangen, da ersuchte sie mich, ihr zu sagen, wie der Komiker heiße, der den Schraube (in Devrient's Lustspiel: „Dlle. Bock“) spielt. Ich sagte ihr, daß es Gern, ein Liebling unseres Publicums, wäre, und erlaubte mir, die Frage hinzuzufügen, ob sie eine Fremde sei. Ich bin eine Hamburgerin, antwortete sie mir. Das Gespräch mit meiner rechten Dame war jetzt en traine.

Nun wandte ich mich an die Dame, die mir zur linken Seite saß. Um auch sie zum Reden zu bringen, that ich, als ob ich ein Fremder wäre, und fragte sie mit einer wirklich effectvollen Artigkeit, wie jener junge

Mann heiße, der mit so vieler Wahrheit und Laune den Stutzer spiele. Ich setzte hinzu, daß sie mir diese Frage verzeihen möchte, weil ich ein Fremder sei. Er heißt Schneider, sagte sie mir. Ist er vielleicht ein Sohn des Capellmeisters Schneider, fragte ich. Ich glaube, antwortete sie. Der junge Mann scheint viel Talent zu haben, sagte ich. O ja, antwortete sie. Er hat einige Rollen, die ihm Niemand nachspielt, fügte sie hinzu. Ich fragte sie um die Namen dieser Rollen und so war auch auf dieser Seite das Gespräch recht glücklich eingefädelt.

Das Vorspiel war zu Ende. Im Zwischenacte offerirte ich meinen Damen einige Cholera-Bonbons, die dankbar acceptirt wurden.

Bald darauf begann die Pantomime. Als Hr. Wiehl als weißrockiger Journalist erschien und das Publicum zu lachen anfing, fragte mich die schöne Hamburgerin, ob auch dieser Weißrock eine Figur aus dem Leben gegriffen sei. Ich wurde etwas verlegen. Glücklicher Weise hatte ich nicht meinen weißen Rock an (ich trug, da es Abends schon etwas kalt ist, einen blauen Pelzrock), überdies war meine schöne Nachbarin aus Hamburg, mithin hatte ich nicht zu befürchten, von ihr erkannt zu werden.

— Dieser Weißrock ist ein Journalist.

— Und heißt?

— Oettinger.

— Soll das der Oettinger sein, der den Eulenspiegel schreibt?

— Der Nämliche.

— Gott, den Menschen hab' ich mir ganz anders vorgestellt. Man sagte mir, er sei ein junger, liebenswürdiger Mann.

— Jung ist er freilich, aber nicht liebenswürdig, so viel ich weiß.

— Kennen Sie ihn vielleicht persönlich?

— So gut als mich selbst.

— Gott, ich möchte für mein Leben gern einmal diesen Menschen sehen. Ich habe in Hamburg und hier in Berlin schon so viel von ihm gehört, daß ich sehr neugierig bin, ihn persönlich kennen zu lernen. Wo sitzt er denn, wenn er im Theater ist?

— Gewöhnlich dort am Ofen.

— Ist er wirklich so häßlich, als der Mann da auf der Bühne?

— O, noch weit häßlicher.

— Er soll doch aber bei den Damen so viel Glück machen. Die sind ja, wie ich höre, ganz erschrecklich für ihn eingenommen.

— So? Davon weiß ich nichts. Im Gegentheil, ich kenne viele Damen, die seinen Anblick nicht gut ertragen können.

— Und warum denn?

— Weil er, wie gesagt, sehr häßlich ist. Seine Physiognomie hat etwas Abstoßendes, ja sogar etwas Abschreckendes. Ueberdies macht ihn noch seine Spottsucht sehr verhaßt. Er rümpft beständig die Nase, macht über Alle hämische Glossen und ist äußerst malitiös.

— Das liebe ich gerade. Ich möchte ihn wohl kennen lernen!

Ich war über diese Aeußerung der schönen Hamburgerin äußerst gerührt, freute mich aber nur inwendig und wandte mich nun zu meiner Nachbarin links, die, wie ich nur allzuklar aus ihrem Dialekte erfuhr, eine echte Berlinerin war.

— Darf ich fragen, mein Fräulein, wer dieser Weißrock sein soll, der jetzt die Pagode umarmt?

— Das ist ein gewisser Oettinger.

— Oettinger, Oettinger?! Ist das nicht ein Parfümerie-Händler?

— Kann wohl sein, denn er macht uns gar häufig blauen Dunst vor. Ich will's Ihnen nur sagen, — er ist ein Journalist.

— Ach, das ist der, der den Courier herausgibt.

— Ganz recht, mein Herr.

— Kennen Sie ihn vielleicht persönlich.

— Wie sollte ich den nicht kennen? Kennt ihn doch fast Jeder in Berlin, übrigens kommt er ja fast täglich zu uns?

Ich erschrack.

— Zu Ihnen, mein Fräulein?

— Zu meiner Tante. Gestern Abend spielten wir Whist mit ihm.

Die Dame wollte mich genau kennen, ich sollte mit ihr gestern Abend Whist gespielt haben und doch kann ich den härtesten Eid leisten, daß sie mir ganz fremd ist, daß ich sie heute zum ersten Male gesehen, daß ich gestern weder mit ihr noch mit ihrer Tante Whist gespielt habe — denn ich war gestern im Königstädter Theater. Um sie für diese Fanfaronade zu bestrafen, gab ich mir Mühe, ihr Schlingen zu legen.

— Ich möchte den Oettinger wohl mal sehen. Wie sieht er denn ungefähr aus?

— Wie ein Pavian.

— Wirklich? Und mir sagte erst heute eine Dame, er sei ein junger, äußerst liebenswürdiger Mann . . .

— Um Vergebung, die Dame muß sehr einfältig sein, die das gesagt.

Die gutmüthliche Berlinerin konnte froh sein, daß die schöne Hamburgerin diese Worte nicht gehört hatte, sonst — wer weiß, was daraus entstanden wäre.

Um sie noch tiefer ins Garn zu locken, um sie noch mehr auszuforschen, setzte ich das Gespräch mit ihr weiter fort.

— Die Dame sagte mir noch mehr. Sie rühmte seinen Geist, seine glänzende Bildung und sein einschmeichelndes Betragen.

— Die Dame muß wahrscheinlich verliebt gewesen sein. Dieser Mensch hat ein Bischen Geist, aber weiter auch nichts. Wer ihn so genau, wie ich kennt, der darf sich wohl ein Urtheil über ihn erlauben. Ich habe schon 100 Mal mit ihm gesprochen, aber noch nicht viel von seiner glänzenden Bildung und noch viel weniger von seinem einschmeichelnden Betragen wahrgenommen. Im Gegentheil — er ist malitiös, und mitunter auch grob — sehr grob, sag ich Ihnen.

Auch über die Aeußerung der gemüthlichen Berlinerin war ich nicht wenig gerührt und gab dem Gespräche schnell eine andere Richtung.

Da klopfte Jemand mit dem Finger auf meinen Rücken. Ich glaubte Anfangs, daß mich mein Hintermann für eine Stubenthür halte und wollte „herein" rufen. Ich drehte mich aber um und sah — daß gerade hinter mir einer meiner Freunde Victor saß.

— Ach — Du bist es, Victor?

— Ja freilich — wie geht's Dir, lieber Oettinger?

Ich wollte meinem Freund den Mund stopfen, allein es war zu spät!

Als meine beiden Nachbarinnen meinen Namen hörten, fuhren sie zusammen. Beide waren ganz verblüfft, die gemüthliche Berlinerin vor Schreck, die

schöne Hamburgerin vielleicht vor Freude oder Ueberraschung.

Die Damen sahen mich an und ich sah die Damen an. Die gemüthliche Berlinerin war leichenblaß und glich im ersten Momente Lots metamorphosirtem Weibe — einer Salzsäule; die schöne Hamburgerin hingegen war schamroth und glich jetzt einer üppigen Rose, die ihr schönes Antlitz halb zürnend, halb freudig von dem buhlenden Zephyre abwendete, der, ohne es zu wissen, auf sie einen süßen Eindruck gemacht hatte.

*

* *

Es wäre unzart von mir gewesen, wenn ich mich länger an der Verlegenheit meiner interessanten Nachbarinnen geweidet hätte. Um sie durchaus zu befreien, verließ ich bald nach der Erkennung-Scene meinen Platz, wünschte beiden Damen: Angenehme Ruhe, ging erst zu Stehely und dann in Gesellschaft. Und wen traf ich dort? Meine schöne Hamburgerin. Niemand war froher als ich.

90.

Die pseudonyme Recension.

(Factisch.)

. . . Auf Amalie laß' ich nichts kommen. Das Fräulein ist schön, geistreich, beißend und doch zuckersüß. Sie kann stricken und nähen, Kaffee kochen und die Nase rümpfen, zeichnen und malen, Whist spielen und Räthsel errathen, singen und Clavierspielen,

zärtlich sein und reiten, und sogar dichten und Theaterstücke schreiben.

Erst unlängst wurde ein Drama gegeben, das aus ihrer Feder geflossen. Sie that sehr klug daran, ihren rechten Namen mit der Larve der Pseudonymität zu verdecken, denn — das Stück ist total durchgefallen.

Pest! hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, d. h. hätte ich gewußt, daß Amalie v. S. und Sidonia v. A. (der pseudonyme Name der Dichterin) so synonym und identisch sind, als Amor und Cupido, meine Recension über das durchgefallene Schauspiel wäre ganz anders ausgefallen — ich hätte, dem Bonton und Amalien zu lieb, das Stück nicht in den Staub gezogen, sondern in die Sterne gehoben. Nicht wahr, lieber Himmel, diese Sünde hätte ich wohl verantworten können?!

Aber erst gestern erfuhr ich, durch Zufall, daß Fräulein Amalie, auf die ich nichts kommen lasse, die Verfasserin jenes Drama's gewesen, das durchgefallen ist und das ich im Leipziger Kometen durchgehechelt hatte, weil die Recension in meinem Blatte gestrichen wurde.

O! es geschieht dem Fräulein Amalie Recht, vollkommen Recht. Warum hat sie daraus ein Geheimniß gemacht! Hätte sie Vertrauen zu mir gehabt, hätte sie gesagt: „Hören Sie, Freund, das Drama ist von mir,“ ich wäre mit zwei Dutzend meiner Freunde ins Theater gegangen, wir hätten wüthend applaudirt und Jeden hinausgeworfen, der es gewagt, eine Opposition zu bilden. Ich hätte dann fünf lobhudelnde Kritiken geschrieben, die Eine in dieses, die Andere in jenes Blatt einrücken lassen . . . kurz es wäre mit dem Teufel zugegangen, wenn wir nicht reuissirt hätten.

Aber Fräulein sagte mir von Allem kein Wort, und somit hat sie sich selbst die Schuld zuzuschreiben, daß ich im Theater mitgezischt und eine Recension geschrieben habe, die, entre nous soit dit, verdientermaßen kein gutes Haar an diesem Machwerk ließ. Auch darf sie es nicht unartig nennen, daß ich, als sie mich am andern Tage um die Meinung des neuen Stückes fragte, ohne alle Umstände ihr ins Gesicht gesagt, daß das Drama miserabel und unter aller Kritik sei. Hätte ich gewußt, daß sie die Mutter dieser dramatischen Mißgeburt ist, ich würde nicht unterlassen haben, es wenigstens himmlisch oder göttlich zu finden.

Amalie ist eine Abonnentin des Fernbach'schen Journalcirkels. Sie lies't alle Blätter, mithin auch das Blatt, in das ich die gestrichene Recension unter pseudonymem Namen einrücken ließ.

Als Amalie diese Recension las, wäre sie vor Aerger beinahe in Ohnmacht gefallen. Sie riß das Blatt heraus, benetzte es mit ihren Thränen und steckte es in ihr Busentuch, das Gelübde thuend, nichts mehr für die Bühne zu schreiben.

Zwei Stunden später besuchte sie der junge Herr von Dintenklex, der ihr seit Jahr und Tag den Hof macht. Dintenklex gibt sich für einen Literaten aus, dem, nach seiner Aussage, alle Journale Deutschlands offen stehen, und der an mehr als 30 Blättern mitarbeitet. Jede witzige Correspondenz-Nachricht, jedes launige Gedicht, jeder pikante Aufsatz ist, wie er der schönen Amalie nur schon zu oft vorgelogen, aus seiner Feder geflossen. Das Fräulein glaubt es ihm um so eher, da er einmal zwei Gedichte auf sie gemacht, die ihr unendlich gefallen haben, die er aber (es hört doch Niemand ?!) aus einem alten Jahrgange der Penelope

und Aglaja abgeschrieben hat. Amalie hält ihn seit dieser Zeit für einen großen Dichter, für einen witzigen Satyriker und Gott weiß für was noch mehr. Ich aber halte Hrn. von Dintenklex nur für einen Dintenklex, der sich mit fremden Federn schmückt, um seine Blöße zu verdecken.

Auch ihm hatte Amalie nichts von ihrem Drama gesagt. Sie ist klug und wollte erst abwarten, wie das Publicum es aufnehmen werde. Gefällt es, dachte sie sich, so hast du ja noch immer Zeit, dich als Verfasserin dieses Drama's zu erkennen zu geben. Mißfällt es aber, so ist es gut, wenn es für Herrn von Dintenklex ein Geheimniß bleibe, daß die Dame, der er den Hof macht, die Schöpferin dieses Stückes ist.

Hr. von Dintenklex setzte sich eben zum Claviere nieder und spielte seiner Dame einen neuen Walzer vor, den er componirt haben wollte, da zeigte sie ihm das Blatt, worin meine Recension über ihr durchgefallenes Stück stand.

— Haben Sie, Herr von Dintenklex, die Recension gelesen, die im Kometen über das neue Drama steht, das eine Dame soll geschrieben haben.

— Ich habe sie gelesen. Wie gefällt ihnen die Recension?

— Sie ist zwar sehr scharf und bitter, man kann ihr aber weder Geist noch Witz absprechen. Ich möchte wohl wissen, wer der Pseudonymus ist, der sie geschrieben hat. Kennen Sie ihn vielleicht?

— Ha, ha!

— Sie lachen, was soll das bedeuten? Ich frage Sie, ob Sie den Pseudonymus kennen?

— Ob ich ihn kenne?! Ja freilich.

— Es läßt sich nicht läugnen, daß er ein Mann von Geist ist . . .

— Bitte!

— Das Recensiren aus dem FF versteht . . .

— Bitte recht sehr!

— Und kein Blatt vor den Mund nimmt . . .

— Bitte, bitte! Sie beschämen mich.

— Ich beschäme Sie, wenn ich diesen Pseudonymus lobe. Wie soll ich das verstehen?

— Mein Fräulein, Sie ertheilen mir Lobeserhebungen, die mich schamroth machen. Die Recension, die Sie gelesen, ist das flüchtige Werk von fünf Minuten — ich halte sie für eine der schwächsten, die ich geschrieben und doch . . . . .

— Wie, Herr von Dintenklex, diese Recension haben Sie geschrieben?

— Zu dienen, mein Fräulein. Ich habe die Sidonia von A. gehörig gezwiebelt; sie verdient es aber auch, denn ihr Drama ist das erbärmlichste von allen, die ich bisher gesehen habe. Meine Recension gefällt Ihnen also?

— O ungemein!

— Amalie, Sie werden blaß. — Was fehlt Ihnen?

— Nichts, gar nichts, Herr von Dintenklex. Die Freude hat mich so erschüttert. Also Sie sind der barbarische Recensent?

— Ja, liebes Fräulein. Aber warum alterirt Sie das?

— Wissen Sie, mein Herr, wer diese Sidonia von A. ist?

— Sidonia von A. kann keine Andere sein, als Sidonia von A.

— Mit Nichten, mein Herr, Sidonia von A. — bin ich.

Bei diesen Worten fiel sie auf einen Sessel hin. Herr von Dintenklex befand sich in furchtbar-schrecklicher Verlegenheit. Gesteht er ihr, daß er nicht der Verfasser der bösen Recension ist, so gibt er sich als Lügner zu erkennen, und bleibt er bei seiner Lüge stehen, so wird es ihm Amalie niemals vergeben können, daß er sie so lieblos durch die Hechel gezogen. Guter Rath war hier theuer. Er suchte seine Geliebte zu besänftigen; doch weder Bitten, noch Ausreden, noch Vorstellungen erreichten den erwünschten Zweck. Amalie blieb unerbittlich.

Nun kam ich dazu. Ich fragte um den Grund der allgemeinen Bestürzung. Da zeigte mir Amalie, mit Thränen in den Augen, das Zeitungsblatt und sprach: Da lesen Sie diese Recension. Sie werden meine Thränen begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß das Stück von mir und diese giftige Recension von ihm ist.

Ich erschrak — aus wohlbekannter Ursache.

— Von wem, mein Fräulein?

— Von meinem Geliebten?

Ich erschrak zum zweiten Male, denn ich glaubte, ich wäre ihr Geliebter.

— Von welchem Geliebten?

— Von wem anders, als von diesem Herrn —

— Wer hat Ihnen gesagt, daß diese Recension vom Herrn von Dintenklex ist?

— Er selbst hat's mir gesagt.

Zum ersten Male in meinem Leben sah ich einen Dintenklex, der so weiß, wie Kreide war.

Ich maß ihn mit meinen Blicken und schwieg. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Schon glaubte ich mich verrathen und meine Pseudonymität entlarvt. Doch, Dank sei es dem Himmel, die Sucht des alber-

nen Prahlhanses, sich mit fremden Federn schmücken zu wollen, riß mich aus einer Verlegenheit, die sich nicht beschreiben läßt.

Wie gern hätte ich Herrn von Dintenklex der Lüge gezeiht. Bot sich doch jetzt die trefflichste Gelegenheit dar, ihn für seine Windbeuteleien eclatant zu bestrafen, denn mehr als einen Beweis hatte ich in Händen, daß ich der Verfasser dieser Recension sei. Aber eben diese Beweisführung würde mich ohne Zweifel um Amaliens Gunst gebracht haben. Das Geständniß würde ihn nur beschämt, mich hingegen verhaßt gemacht haben. Ich hätte also bei dieser fatalen Geschichte unstreitig den Kürzern gezogen, gönnte ihm mithin die Freude: Verfasser der bösen Recension zu sein und war nicht im Geringsten neidisch auf die Vorwürfe, womit das Fräulein den vermeintlichen Missethäter regaliren wird, so bald sie mit ihm unter vier Augen ist.

Ich wollte Amalien in der Execution ihres Vorsatzes nicht stören, nahm meinen Hut und ging.

*

* *

Nachmittags schrieb ich an Herrn von Dintenklex ein Billet, worin ich mich als Verfasser der bewußten Recension zu erkennen gab und es seinem eigenen Gutachten anheim stellte, von meinem Geständnisse denjenigen Gebrauch zu machen, der ihn am schnellsten mit der erzürnten Geliebten auszusöhnen vermag.

Erst Morgen werde ich erfahren, ob das Fräulein ihm die Lüge oder mir die Wahrheit (id est: die Recension), oder ob sie vielleicht uns Beiden zugleich verziehen hat. Weit eher läßt sich der erste Fall

erwarten, denn die Damen sind viel geneigter, eine Lüge als eine Wahrheit zu verzeihen.

91.

Die Wäscherin.

(Die Primadonna sitzt auf dem blauseidenen Sopha — ihre Füßchen ruhen auf einem schön gestickten Polster. Neben ihr, am runden Tische, sitzt der Vicomte, in bloßen Hemdärmeln; sein Frack liegt auf der Lehne seines Stuhles. Die Primadonna und der Vicomte spielen Ecarté.)

Primadonna. An wem ist das Kartengeben?

Vicomte. An Ihnen, mon ange.

Primadonna. Heben Sie ab, mon papa.

Vicomte. Geben Sie mir ja gute Karten, mon idol.

Primadonna. Die Besten, mon petit chat.

Vicomte. Die Schlechtesten, wollten Sie sagen. Ich proponire.

Primadonna. Ich nicht. Spielen Sie aus.

Vicomte. Pique Bube.

Primadonna. Der gehört mir. Coeur Dame!

Vicomte. Die stech ich. Pique Zehn.

Primadonna. Die wird Ihnen abgetrumpft. Careau As.

Vicomte. Hier haben Sie Pique Acht.

Primadonna. Wie, Sie haben keinen Trumpf zuzugeben.

Vicomte. Nein.

Primadonna. So gehören auch die beiden andern Stiche mir. Vier Stiche und das As —

machen 2. Drei Stiche hatte ich — mithin bitte ich mir einen Ducaten aus.

Vicomte. Das ist schon die sechste Partie, die ich verliere. Ich habe Guingnon im Spiel.

Primadonna. Desto mehr Glück in der Liebe. (kneift ihm in die Wangen.)

Vicomte. C'est vrai! Nicht wahr, auch Sie lieben mich?

Primadonna. Wie können Sie mich nur so was fragen! Ein Vicomte, der so liebenswürdig ist . .

Vicomte. Und 500,000 Francs jährliche Revenuen hat.

Primadonna. Ich sehe nicht aufs Geld. Ich liebte Sie, und wenn Sie ein Bettler wären.

Vicomte. Wirklich?

Primadonna. Ihr Argwohn beleidigt mich, Marquis.

Vicomte. Pardon, mon ange. Es war nur ein kleiner Scherz, un petit badinage. Hier ist der achte Ducaten. Geben Sie mir einen Kuß.

Primadonna. Jetzt gleich?

Vicomte. Oui, sur-le-champ.

Primadonna. Spielen wir erst noch eine Partie.

Vicomte. Ich will nicht mehr Ecarté spielen, ich habe ein enormes Malheur in diesem Spiel.

Primadonna. Wollen Sie Piquet spielen?

Vicomte. Auch das nicht. Ich will mich mit Ihnen unterhalten.

Primadonna. Das kann ja auch während des Spielens geschehen.

Vicomte. Ich will aber nicht mehr spielen. Sie haben mir heute schon genug abgewonnen.

Primadonna. Marquis, hier sind die acht Ducaten zurück. Wenn Sie glauben, daß ich nur deshalb mit Ihnen spielen will, um Ihnen Geld abzugewinnen, so beleidigen Sie mein Ehrgefühl auf die empörendste Weise.

Vicomte. Pardon, ma chère, so war es nicht gemeint. Behalten Sie die acht Ducaten. Wir wollen wieder Ecarté spielen, wenn es Ihnen beliebt.

(Der Bediente der Primadonna tritt ein.)

Bedienter. Gnädiges Fräulein . . .

Primadonna. Was gibt's?

Bedienter. Die Wäscherin ist im Vorsaal. Sie hat Wäsche gebracht.

Primadonna. Sie soll warten.

Bedienter. Sie wartet bereits 1½ Stunde.

Primadonna. Ich kann sie jetzt nicht vorlassen — habe wichtige Geschäfte — muß mit dem Herrn Vicomte Ecarté spielen.

Vicomte. Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten. Wir können ja später Ecarté spielen. Die Karten laufen uns nicht davon.

Primadonna. (zum Bedienten.) So laß sie herein.

(Der Bediente geht ab. Die Primadonna steckt die gewonnenen 8 Ducaten in ihre Geldbörse und steckt diese in ihr Nähkästchen. Die Wäscherin tritt ein, mit einem großen Korb voll Wäsche.)

Wäscherin. Bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich gestört habe . . .

Primadonna. Schon gut, schon gut; (sie holt ihre Schreibtafel und sieht den Wäschzettel nach.) 18 Paar Strümpfe.

Wäscherin. (sucht die Strümpfe aus dem Korb hervor und zählt sie.) Hier sind die 18 Paar Strümpfe. (sie legt sie aufs Sopha.)

Primadonna. (zählt sie nach.) 8 Nachthauben.

Wäscherin. Hier sind die Nachthauben.

Primadonna. (besieht die Wäsche.) Schlecht, sehr schlecht gewaschen. Die Wäsche ist so gelb.

Wäscherin. Das schlechte Wetter. Die Wäsche hat nicht gut trocknen können . . .

Primadonna. Ausreden, nichts als dumme Ausreden. Wenn Sie mir noch einmal so gelbe Wäsche bringen, so werde ich ein Häuschen weitergehen. Verstanden?! 4 Nachtleibchen.

Wäscherin. Die Nachtleibchen sind noch zu Hause.

Primadonna. Warum?

Wäscherin. Ich habe noch die Spitzen anzunähen.

Primadonna. Warum haben Sie das nicht schon gethan!? Diese Saumseligkeit habe ich satt. Wenn Sie nicht ordentlicher werden, so muß ich mich an eine Andere wenden, die pünktlicher ist. 18 batistene Schnupftücher.

Wäscherin. Hier sind die 18 Schnupftücher.

Primadonna. Wie gelb das aussieht, und wie schlecht das zugelegt ist! bei Ihnen ist Alles unordentlich. 2 Hemden!

Wäscherin. Hier ist ein Hemde. Das andere bringe ich morgen.

Primadonna. Warum erst morgen?

Wäscherin. Es war etwas daran zerrissen; ich habe es ausbessern müssen.

Primadonna. Lügen Sie nicht so unverschämt. Eine Sängerin hat keine zerrissene Hemden. Sie werden es wohl erst zerrissen haben.

Wäscherin. Nein, es war schon zerrissen.

Primadonna. Ruhig, lügen Sie nicht.

Wäscherin. Es war wahrhaftig schon zerrissen, als ich es bekam.

Primadonna. Frau, wie können Sie so frech sein, mir so etwas ins Gesicht zu sagen.

Wäscherin. Aber, liebe . . . .

Primadonna. Ruhig! Mag nichts hören. Was bekommen Sie?

Wäscherin. Alles zusammen macht 19 Francs 16 Centimes.

Primadonna. (nimmt ihre Börse, sucht ein Goldstück und wirft es der Wäscherin, der die Thränen in die Augen kommen, vor die Füße hin.) Hier ist ein Napoleon, nehmen Sie ihn und machen Sie, daß Sie fortkommen. Schlecht waschen und obendrein noch so theuer sein; ich mag nichts mehr von Ihnen wissen; gehen Sie!

Wäscherin. Aber, liebe . . .

Primadonna. Ruhig, sage ich. Heulen Sie mir nicht die Ohren voll —

Wäscherin. (fängt furchtbar zu heulen an.) Aber — liebe . . .

Primadonna. Ruhig, sage ich Ihnen zum letzten Male. Und nun Adieu!

Wäscherin. Aber schämen Sie sich denn gar nicht vor diesem Herrn? Wer wird so grob gegen . .

Primadonna. Schweigen Sie!

Wäscherin. O pfui, das schickt sich nicht . . .

Primadonna. Fort, ich will nichts hören. Reizen Sie mich nicht!! Ich glaube, Sie sollten mich kennen!!!

Wäscherin. Du versündigst Dich gegen mich. Möge es Dir der barmherzige Richter im Himmel verzeihen! (Sie hebt das Goldstück auf, nimmt den Korb unter den Arm und geht tief gekränkt und mit Thränen in den Augen.)

Vicomte. Wie darf das Weib sich unterstehen, Ihnen Vorwürfe zu machen. Wie darf sie so impertinent sein, zu Ihnen „Du" zu sagen. Wer ist diese Person, mon ange.

Primadonna. Marquis, das brauchen Sie nicht zu wissen.

Vicomte. Mon ange, ich will, ich muß es wissen. Wer ist diese kecke Person, die sich so etwas erdreisten darf?

Primadonna. Sie ist ....

Vicomte. Nun was?

Primadonna. Meine .... Mutter!

*

* *

Dies, liebe Leserin, ist ein Vorgeschmack von den sogenannten Mutterfreuden. Hast Du eine Tochter, so erziehe sie zu einer Sängerin, und werde, wenn Du Freuden erleben willst, ihr Waschweib!

92.

Bilder, Bücher, Puppen.

. . . Denn ich bin beispiellos neugierig. Wenn mich Jemand bei Dir einführt, so muß ich wissen, weß Geistes Kind Du bist, wie Du, im Fall Du verheirathet bist, mit Deiner Frau lebst, und wie Deine Frau mit Dir lebt, d. h. ob Eure Ehe eine glückliche oder unglückliche ist; ferner muß ich wissen, was Dir Spaß und was Dir nicht Spaß macht; ich muß Deine Neigungen und Abneigungen, Deine Steckenpferde und Antipathien, und Dich, so zu sagen, von Innen und Außen kennen lernen.

Alles dies und noch mehr kann ich entweder durch die Bilder, die in Deinem Zimmer hängen, oder durch die Bücher, die auf Deinem Tische und Sopha liegen, oder auch durch die Puppen erfahren, mit denen Deine Kinder spielen.

Zuerst sehe ich mir Deine Wandbilder an. Diese Bilder sagen mir, ob Du ein Aristokrat oder ein Demokrat, ob Du ein Natur-Bewunderer oder Kunst-Enthusiast, ob Du ein Gottesfürchtiger oder Atheist, ob Du ein Freund vom Reiten oder Jagen u. s. w. bist.

In Alfreds Zimmer siehst Du die Portraits von Wilhelm Tell, Bolivar, Washington, Kosciuszko, Benjamin Constant, Lafayette u. s. w. Habe ich nicht Recht, wenn ich daraus den Schluß ziehe: Alfred gehöre zu den Liberalen?

Victors Zimmer ist mit den Portraits von Carl X., Polignac, Peyronnet und ähnlichen Gesichtern behangen. Thue ich Herrn Victor Unrecht, wenn ich ihn für einen eingefleischten Royalisten halte?

Julius hat seine Wände mit den Bildnissen großer Schauspielerinnen, ausgezeichneter Sängerinnen, berühmter Tänzerinnen und außerdem noch mit Scenen aus Hamlet, Wilhelm Tell ꝛc. geschmückt. Irre ich, wenn ich behaupte, daß Julius ein großer Theaterfreund, ein Kunst-Enthusiast und nebenbei ein verliebter Seladon ist?

Emils Zimmer sind mit großen Landschaftsgemälden, grauenerregenden See-Scenen, feuerspeienden Bergen, diversen Schiffbrüchen, mit einem imposanten Sonnen-Auf- und Sonnen-Niedergang, mit allerhand Fruchtstücken u. s. w. tapezirt. Bist Du nicht auch der Meinung, daß Emil wahrscheinlich ein Freund der schönen Natur und ein Bewunderer ihrer Phänomene ist?

In Bertholds Zimmer gewahrst Du weiter nichts, als Gemälde, die der Historienmalerei angehören: große Schlachten, bunte Kriegsscenen, Paraden, Bildnisse großer Helden, berühmter Feldherren, als Napoleon, Blücher ꝛc. Vermuthlich ist Berthold ein Bewunderer großer Kriegsthaten und ein feuriger Anhänger des Mars.

In Gustavs Zimmer siehst Du größtentheils Gemälde aus der Mythologie: (eine Venus, die vom Jupiter in Gestalt eines Schwanes besucht wird; eine Danae, auf die sich Zeus in der einschmeichelnden Maske eines Goldregens herabläßt; eine Europa, die vom Jupiter in Gestalt eines Stiers entführt wird). Außerdem trifft man in seinem Zimmer nur Portraits von großen Schriftstellern und berühmten Dichtern an. Wen wundert das? Gustav ist ein Poet und jeder Poet ist ein halber Atheist.

Nepomucks Zimmer sind mit Heiligenbildern und mit allerlei Scenen aus der Bibel angefüllt. Man

sieht es doch gleich, daß Nepomuck ein gottesfürchtiger Theologe ist.

In Hectors Zimmer wimmelt es von Bildern, auf welchen Jagdscenen dargestellt sind. Auch sieht man Portraits von Pferden, die von Jokey's gehalten werden, Bildnisse von losgelassenen Windhunden und andere Thierstücke. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß Hector ein passionirter Jagdfreund und Pferdeliebhaber ist.

Aus dem Rahmen Deiner Bilder und aus der Art und Weise, wie Du Deine Bilder zusammengestellt, will ich erfahren, ob Du Geschmack hast oder nicht.

Sind keine Bilder in der Stube, so sehe ich mich um die Bücher um.

Aus dem Titel Deiner Bibliothek kann ich sehr bald erfahren, weß Geistes Kind Du bist, welch ein Temperament Du hast, ob Du ein Freund des Scherzes oder Ernstes bist, und noch mehr dergleichen.

Auf Leons Tische liegen Louvois de Couvray's Memoires de Seigneur Faublas, Voltaire's Pucelle d'Orleans, Grecourt's Gedichte, der Pietro Aretino (der sich flagellum principum, die Geißel der Fürsten nannte), Althing's Dosenstücke, Casanova's Memoiren u. s. w. Möchtest Du nicht wetten, daß Leon ein Freund von Priapäen und Obscönitäten ist?

Auf Elvirens Toilette treibt sich ein „Vergißmeinnicht" von Clauren, ein „Vielliebchen" von Tromlitz und eine Novelle von Blumenhagen herum. Auf ihrem Sopha liegt der neueste Roman von Schilling. Du weißt es ohne mich, daß sie eine Romanheldin, eine Schwärmerin erster Classe ist.

Auf Theodors Pult liegt Jouy's Eremite de la Chaussée d'Antin, Addison's Spectator, Labruyere's

Charactères, Rabeners und Lichtenbergs Satyren, Lesage's Diable boiteux und Gilblas, der Don Quixote von Cervantes. Theodors liebt die Satyre und ist einer unserer treffendsten Sittenmaler.

Will ich wissen, wie Du mit Deiner Frau lebst, lieber verheiratheter Leser, so brauche ich blos die Gespräche zu belauschen, die (im Fall Du Vater bist) Dein Kind mit seiner Puppe führt.

Kinder pflegen in der Regel geschwätzige Papagoyen zu sein, die das emsig nachplaudern, was sie häufig von ihren Eltern und von ihrer Umgebung reden hören. Sie schwatzen munter Alles nach, ohne sich weiter um den Sinn ihrer Rede zu bekümmern.

Sieh dort den kleinen Adolph, der unfern des Ofens auf der Hutsche sitzt und mit der Puppe spielt. Adolph unterhält sich mit der Puppe. „Mußt nicht weinen, Püppchen, wenn Du artig bist und mir ein Kussel gibst, so kauf' ich Dir morgen einen schönen Shawl; wenn Du aber nicht gleich ruhig bist, so lauf' ich davon und laß Dich allein, verstehst Du mich?"

Ich wette mit Dir, um was Du willst, daß der kleine Adolph das Echo seines Vaters gewesen, d. h. daß er diese Worte einmal von seinem Papa gehört, als Mama mit demselben geschmollt hatte.

Höre nun, was dort in dem Winkel der Kinder-Stube die kleine blondlockige Minna mit ihrem Hanswurst spricht. „Wo warst Du denn wieder? Wo hast Du Dich so lang' herumgetrieben? Im Weinhaus! nicht wahr, Du nichtsnutziger Mensch. Was, schlagen willst? — Pfuy, Du grober, ungezogener Mensch, schäme Dich in den Hals hinein." Minna gibt jetzt dem Arlequin eine Ohrfeige, daß sein Gesicht nicht mehr vorn, sondern hinten steht.

Das ist nur die Wiederholung einer Scene im Kleinen, die erst gestern im großen Styl zwischen Minna's kränkelnder Mutter und benebeltem Vater vorgefallen ist.

Das, was Kinder mit andern Kindern oder mit ihren Docken sprechen, das haben sie gewöhnlich einige Tage früher von den Eltern, von der Kinderfrau oder andern Dienstboten gehört. Vor Allem prägen sich Schimpfworte und Flüche sehr schnell ins Gedächtniß der Kinder ein. Ich habe oftmals die Bemerkung gemacht, daß die kleinen Bälge sehr groß im Repetiren jener Fluch- und Schimpfwörter sind, womit sie von ihren Wärterinnen beschenkt werden.

Wer also wissen will, was in einem Hause vorgeht und wie sich die Eheleute mit einander vertragen, der horche dem Kinde zu, wenn es mit seines Gleichen oder mit der Puppe spielt; wer wissen will, weß Geistes Kind Jemand ist, der ziehe die Bücher desselben zu Rathe; und wer die Lieblingsneigung dieses Jemands erforschen will, der sehe sich die Wandbilder an.

Durch Puppen (ich muß es gestehen) bin ich schon wider meinen Willen in manches Familiengeheimniß eingeweiht worden. Drum rathe ich jedem Vater und jeder Mutter, sowohl in Rede und That, nichts Unanständiges in Gegenwart ihrer Kinder zu begehen und die Kinder nur dann mit den Puppen spielen zu lassen, wenn kein Fremder bei ihnen ist, der sie belauschen kann, widrigenfalls könnte derselbe so Manches erfahren, das er — nicht zu wissen braucht.

93.

Madame Trictrac und ihr Salon in Paris.

. . . Robert führte mich bei ihr ein.

Madame Trictrac ist eine Dame, die man, ohne der Wahrheit nahe zu treten, sehr schön nennen darf. Lebendiger Geist, glänzende Bildung, sprudelnder Witz, rosige Laune, interessantes Exterieur, anmuthige Haltung und liebenswürdiges Benehmen sind das reizende Siebengestirn, durch das sie Jung und Alt anzuziehen und, was mehr sagen will, zu fesseln versteht.

Madame Trictrac ist reich, sehr reich; aber Niemand weiß, woher dieser Reichthum gekommen. Doch wen kümmert das!!

Madame Trictrac führt ein großes, prächtiges Haus. Jedes Kind in Paris kennt ihr Hotel, noch mehr aber ihren, wenn auch nicht berühmten, doch berüchtigten Salon.

Ihr Salon ist, was man sagt: pompös. Die Wände dieses oblongen Saales sind mit großen Spiegelflächen bedeckt, die jeden Gegenstand hundert Mal vervielfachen. Der Plafond, ein Meisterstück der Malerei, trägt drei große Lüstres, deren Kerzenglanz ein magisches Licht ausgießt. In jeder Ecke des Saales ist eine Nische, in welcher eine mythologische Statüe steht, die nur zur Hälfte durch pyramidenartig aufgestellte Blumentöpfe verdeckt wird. Um den Saal, rund herum, laufen Divans von himmelblauer Seide, die mit goldenen Draperieen ausgeschmückt ist.

An diesen großen Saal grenzen vier kleinere Nebensäle; rechts der Muschel, und der Blumen-Saal,

links der Shawl= und der Bilder=Saal. Die Wände des Einen sind, wie schon der Name sagt, mit buntförmigen Muscheln und Conchylien=Schalen decorirt, wodurch dieser Saal das Ansehen einer großen Grotte erhält. In der einen Ecke ist eine kleine Fontaine angebracht, die Eau de Cologne, Extrait de Mousselin, oder ein anderes wohlriechendes Wasser auswirft. In dem Blumen=Saal sind terrassenförmig Flora's schönste und theuerste Lieblinge aufgestellt. Die Wände des dritten Saales sind mit echt türkischen und persischen Shawls behangen, die wie Theatercourtinen draperirt sind. In dem vierten Saale sieht man nichts als Bilder in goldenen Rahmen. Rechts ist die Garderobe und links das Büffet.

Alle Dienstage gibt Madame Triktrac große Abend=Gesellschaften. Ihr Salon ist das Stelldichein junger, schöner und koketter Frauen, die gern sehen und gern gesehen werden wollen. Die Eine sucht durch Schönheit, die Zweite durch Grazie, die Dritte durch Verstand, die Vierte durch Talente ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln; doch Alle suchen . . . . zu gefallen; sie stellen Netze aus, fangen und werden gefangen und leihen durch ungebundene Fröhlichkeit und durch liebenswürdigen Leichtsinn der Gesellschaft einen unwiderstehbaren Reiz.

Außerdem ist der Salon der Madame Trictrac der Sammelplatz reicher Fremden und das Belvedere vornehmer Aventüriers, Glücksritter, Roués und vorzüglich solcher Leute, die ein hohes Spiel wagen können.

Die Sucht, Bekanntschaften zu machen und sich zu amüsiren, vereinigt in diesem Salon alle Stände. Militairs en grande tenue, junge Cavaliere à quatre épingles, schöne Frauen à grand parure und junge

Mädchen en démi-négligée bilden einen Cirkel, in dessen Mitte die französischen Gesellschaftstugenden: Nonchalance und Gentilesse, Legerté und Jovialité, Minauderie und Medisance einen verführerischen Cotillon tanzen, in welchem sich der Herr eine Dame und die Dame einen Herrn holt, um diese oder jene Tour auszuführen.

Hier sieht man einen hohen Staatsmann, der schon von Weitem die Ungnade seines allergnädigsten Monarchen riecht, aus diesem Grund Zerstreuung sucht, aber auch hier, am Herde der ungezwungensten Freude, nichts als Langeweile findet. Dort steht ein Banquier, dessen Finanzen bergab gehen, der aber, um die Welt zu verblenden, die ruhigste Miene affectirt und das Gold mit beiden Händen wegwirft, um beim Spieltisch das wieder zu gewinnen, was er auf der Börse verloren hat — den Credit. Hier sitzt eine kleine schelmische Tänzerin, deren Siegeswagen hundert Enthusiasten ziehen; durch die bereits zwei bornirte Millionaire arm und drei empfindsame Lords närrisch geworden. Dort steht eine junge Wittwe, welche, als Maitresse und rechte Hand eines Ministers, jungen Leuten, die um Aemter sollicitiren, für Geld und gute Worte großen Vorschub zu leisten verspricht. Hier unterhält sich ein Journalist mit einem Staatsrathe, dort ein Schauspieler mit einem General, hier eine junge Dame mit einem alten Herrn, dort ein aimable Roué mit einer reichen, vielvermögenden Matrone.

Jeder läßt beim Eintritt in diesen Salon Rang und Namen, Stolz und Etiquette so lange vor der Thür stehen, bis er wieder weggeht. Er legt in dem Garderobezimmer mit seinem Mantel auch all' seine Titel ab und heißt von da an für den ganzen Abend,

mag er Baron oder Vicomte, Marquis oder Graf, Fürst oder Herzog sein, nicht anders als Monsieur. Jeder dieser Gäste hat dabei stillschweigend die Verpflichtung übernommen, die Honneurs des Abends zu machen, entweder mit seinem Gelde, wenn er reich ist, oder mit seinem Verstande, vorausgesetzt, daß er welchen hat.

Man erzählt sich Tagesneuigkeiten, Anekdoten, Calembourgs und Bonmots, gibt Räthsel und Charaden auf, spricht von Politik und Literatur, von Theatern und Journalen, von Hochzeiten und Ehescheidungen und von Allem, was ins Departement der Chronique scandaleuse schlägt. Mit der größten Unbefangenheit spricht und hört man feincandirte Equivoquen an und belächelt sie, ohne sich weiter zu geniren. Hier ist es, wo ein intriguanter Coursspeculant Börsengerüchte ausstreut und wo ein mit ihm unter einer Decke steckender Gesandtschafts-Attaché diplomatische on dit fallen läßt, die ein paar Tage später unter dem Namen **Bruits des salons** in den Zeitungen stehen, welche diesen ausgesprengten Lügen dadurch Auctorität verschaffen und ihnen Flügel anheften, die sie rasch durch die ganze Welt tragen. Hier ist es, wo der Journalist ein paar glückliche Bonmots und ein Dutzend neuer Moden aufschnappt, mit denen er schon übermorgen in seinem Blatte Staat macht. Hier ist es, wo die Medisance hundert ehrrührige Unwahrheiten und tausend lächerlich machende Mährchen ersinnt. Hier ist es, wo mit gleicher Hitze über das Unwichtigste wie über das Wichtigste raisonnirt und debattirt wird.

Später kommen auch andere Unterhaltungen an die Reihe. Man liest vor, declamirt, macht schlechte Musik, singt, so gut man kann, Barcarolen und Ro-

manzen, tanzt, führt auch zuweilen eine Quadrille en masque auf, trinkt Thee, schlürft Punsch, säuft Champagner und . . . . macht den Damen bald in dieser, bald in jener Tonart den Hof. In dem Blumensaale werden von einem kleinen Orchester Favorittänze aus den neuesten Opern vorgetragen. Diese Musik, wiewohl nicht geräuschvoll, ist doch durch alle Säle zu hören. In dem großen Saale wird darnach getanzt. Wer sich echauffirt hat, flüchtet allein oder in Gesellschaft in die kühle Muschelgrotte. In dem Bildersaale wird gespielt; an diesem Tische Ecarté, an jenem Faro, hier vingt-un, dort onze et démie — man spielt, gewinnt oder verliert, borgt oder nimmt geborgt, ruinirt sich oder Andere, und . . . . . unterdessen bricht der Morgen heran. In dem durch Gas erleuchteten Hofraume des Hotels warten allerhand Fuhrwerke, Carossen und Cabriolets, auf den Wink ihres Herrn. Die Kutscher unterhalten sich mit einander über ihre Pferde und Herrschaften, heben die erstern in den Himmel, ziehen die Letztern in den Staub, machen boshafte Glossen und schlechte Bonmots, necken und prügeln sich ein bischen, (blos zum Zeitvertreib), gähnen und schlafen auch bisweilen ein auf ihrem hohen Bock, und erwachen dann nicht eher, als bis die Stentorstimme des Jägers, oder das gellende Gekreische des kleinen Jokei's ihren Namen und das Signal: „Vorfahren" hören läßt.

Die Gäste gehen oder fahren nach Hause, mit schwerem Kopf und mit noch schwererem Herzen, aber leichter Börse. Doch was schadet das? Man hat dafür gegessen und getrunken, getanzt und gesungen, gespielt und gelacht, gekos't und geküßt und . . . . . . mit einem Wort: sich himmlisch amüsirt; von dieser Dame hat man einen Korb, von jener aber ein Rendez-

vous erhalten. Was kann man wohl mehr noch verlangen?!

Nur die, welche am Spieltische all' ihre Hoffnung und Barschaft haben sitzen lassen, schleichen mißmuthig durch die stillgewordenen Straßen nach Hause, summen unterweges dieses oder jenes Couplet nach, das sie heute Abend bei Madame Trictrac zum ersten Male gehört, verfluchen nebenbei die Coeur-Dame oder jene Karte, auf die sie ihr Geld und Vertrauen gesetzt, thun, wenn sie sich zu Bett begeben, ein heiliges Gelübde: nie mehr den Salon der Madame Trictrac zu besuchen, und . . . stellen sich am nächsten Dienstage trotzdem wieder ein; denn hundert Reize locken sie von Neuem in das fein ausgelegte Garn der verführerischen Sirene, die, sub rosa sei es gesagt, am Ende doch Alle, die bei ihr aus- und eingehen, in den Strudel des moralischen Verderbens hinabzieht.

Schöne Leserin! guter Leser! fliehe den Salon dieser Gelegenheitsmacherin. Besuchst Du ihn aber, so sei wenigstens auf Deiner Hut — ich bitte, ich beschwöre Dich — sei vorsichtig!

94.

Scenen aus dem Berliner Volksleben.

. . . Aber am meisten lieb' ich Sittenmaler.

Eine einzige Seite in Addison's lehrreichem Zuschauer, eine einzige Nummer in Jouy's picantem Eremiten hat für mich mehr Interesse, als ein Roman

von Victor Hugo und ein Dutzend Komödien von Eugen Scribe.

Wer Sitten malen will, muß ein kleiner Ueberall sein, sich in allen Volksclassen umsehen, den dort herrschenden Ton kennen lernen und die Eigenthümlichkeiten, die jedem Stande ankleben, nicht mit flüchtigem, sondern mit scharf prüfendem Auge beobachten. Er muß sich in den Salons und Assembleen der haute volée und beau monde, wie in den Estaminets und Tabagien der niedern Volksklassen herumtummeln, sich in ihre Reihen mischen, Theil an ihren Gesprächen und Unterhaltungen nehmen, dabei den aufmerksamen, aber stillen Beobachter spielen, sich verschiedenartige Individualitäten aneignen und deren Sitten interimistisch in sein eignes Ich aufnehmen, um später aus sich selbst die treffenden Farben zu jenem Sittengemälde, das er entwerfen will, schöpfen zu können.

Schon oft verfügte ich mich von einer brillanten Abendgesellschaft in eine nicht brillante Tabagie, um hier, wie dort, Beobachtungen anzustellen und dann Parallelen zu ziehen, zwischen der großen und kleinen Welt.

Dort spiele ich den eleganten Courmacher, hier den simplen Grocktrinker.

Gehe ich in eine Tabagie, so stecke ich zuvor meinen Clacque in die Rocktasche, biege die Vatermörder in die Cravate, verstecke mein gekneiftes Jabot, ziehe die Manchetten ein und die Glacé-Handschuhe aus, knöpfe mir den Frack bis an den Hals zu, und trete nun, mit dem Hut auf dem Kopf und mit der Cigarre im Munde, in den räucherigen Saal ein, setze mich zu den Leuten, welche Knöller rauchen, Weißbier trinken und Dreikart und Schafskopf mit bewundernswerther Perfectibilität spielen, an den Tisch, horche zu, plaudere

mit und gehe, wenn ich genug gehört und gesehen habe, wieder nach Hause.

Neulich schlich ich mich, Nachts nach 11 Uhr, in den Hofraum eines großen Hotels ein, in welchem ein Halbkreis von prächtigen Equipagen stand, die ihre Herrschaft abholen sollten, welche noch immer, wiewohl es etwas spät war, im Schooße eines glänzenden Balles saßen, zu dem jede Art von Belustigung eine Freikarte erhalten hatte.

Schon längst hatte ich gewünscht, die Kutscher, Lakayen, Jokeyen und Gott weiß, wie der Dienertroß heißt, zu beobachten. Hier hatte ich die schönste Gelegenheit, ihre Gespräche zu belauschen und ein neues Bildchen für die Sammlung meiner kleinen Sittengemälde zu finden.

Das Allererste, was mir in den Gesprächen der Kutscher auffiel, war die Mode: daß sie sich nicht bei ihrem Namen, sondern bei dem Namen ihrer Herrschaft nennen. Du, Herzog X., rief ein Kutscher dem andern zu, was macht Deine Frau? Ich danke Dir, Graf S., antwortete der Gefragte, sie wird bald in die Wochen kommen.

Niemand besitzt mehr Virtuosität, seine Herrschaft schlecht zu machen, als ein unzufriedener Kutscher. Und welcher Kutscher ist n i c h t unzufrieden? Die armen hohen Herrschaften werden von ihren Kutschern dergestalt „ausgerichtet," daß es ein wahrer Scandal ist.

Ich belauschte hier ein Gespräch, das ungefähr folgendermaßen gelautet hat:

Erster Kutscher (geht vor seinem Wagen auf und ab, bleibt endlich stehen und gibt mit seiner Peitsche dem Pferd seines Nachbars einen kleinen Hieb). Graf

S., Dein Handpferd, das hat wohl schonst 4 Wochen keen Futter nich gekriegt?

Zweiter Kutscher (sitzt ruhig auf dem Bock und schaut mitleidig auf seinen Collegen herab.) Wie so?

Erster Kutscher. I nu, des Pferd det is ja so dürre, det man ihm ohne Lanterne durch die Rippen sehen kann.

Zweiter Kutscher. Baron L., Du jammerst mir. Dieses Pferd is mich lieber als Du und Deine Herrschaft.

Erster Kutscher. Lude, erhitze Dir nich; Du könntest sonst von'n Bock fallen. Meine Herrschaft taugt nischt nichts, des is wahr, Lude, alleene lieber is sie mir doch als Deine.

Zweiter Kutscher. Uff meine Herrschaft kannst Du räsönniren, so ville Du willst, aber meine Schimmel laß mir unjeschoren, des sag ich Dir een für allemal.

Erster Kutscher. Deine Schimmels?! Wer weeß, ob sie Deine Herrschaft schon bezahlt hat.

Zweiter Kutscher. Noch nich, so ville ich weeß, aberst dat geht mir nischt an.

Erster Kutscher. Wird er se nich bald wieder verkoofen?

Zweiter Kutscher. Nich eher, als er wieder Jeld brauchen duht. Vorjestern hat er sein Reitpferd, den Goldfuchs, den er erst vor 3 Wochen jekoft, abersch noch heut nich bezahlt hat, für een Lumpenjeld an eenen Offcier verkooft.

Erster Kutscher. Warum denn, Lude?

Zweiter Kutscher. Weil er Jeld gebraucht hat.

Erster Kutscher. Weeßt Du nich, wozu er det Jeld gebraucht hat?

Zweiter Kutscher. Zum saufen, zum spielen.

Erster Kutscher. Siehst'e Lude, so sein die Herrschaften jetzunder. Meiner sitzt da oben unn verspielt mir nischt Dir nischt een paar hundert Dahler unn mir bleibt er schonst seit zwee Monaten mein lumpigtes Jehalt schuldig.

Zweiter Kutscher. Tröste Dir, Fritze, Meiner machts accurat so, ick werd ihm aber die andere Woche den Dienst uffsagen, wenn er mir nich befriedigen duhn dut.

Erster Kutscher. Recht so, Lude, icke werd mir ooch nich geniren duhn, unn ihn uf's Dach steigen, wenn er nich bald mit meinen Jehalt rausrücken duht.

Dieses Gespräch hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht ein Livreebedienter mit herkulischer Stimme den Namen eines dieser beiden Kutscher aufgerufen hätte. Der Wagen fuhr an die große Treppe heran, ein Herr mit einigen Orden stieg hinein, der Livreebediente schlug die Wagenthür zu und schwang sich mit Blitzesschnelle auf seinen Stehplatz und der Wagen fährt ab.

Bald darauf entspann sich zwischen zwei andern Rosselenkern ein Gespräch anderer Art. Dies lautete ungefähr so:

Erster Kutscher. Schneppe, ich jlobe jar, Du schlafst da oben uff Deinen Bock. Steig runder, ich will Dir was fragen. Hörste Schneppe? So red' doch was.

Zweiter Kutscher. Laaß mir schlafen, ick bin ganz marode — ick hab die vorichte Nacht keen Oge nich zugedahn. Mein Herr hat sich gestern bis 5 Uhr Morgens rumgedrieben.

Erster Kutscher. Wo war er denn so lange?

Zweiter Kutscher. Bei die kleene Figurantin, die er alleweile aushalten duhn duht. Ick habe drei Stunden mit Pferd und Wagen vort Hausthor warten müssen; ick habe mir erkält unn bin jetzt ganz uff'n Hund.

Erster Kutscher. Uff'n Bock, willste sagen — irre Dir nich, Bruder. Kumm runder.

Zweiter Kutscher. Laaß mir.

Erster Kutscher. Sei nich eklich und steig' runder, ich will Dir was fragen.

Zweiter Kutscher. Hat denn Keener keene Ruhe nich vor Dir. Wat willst Du denn? (Der Kutscher steigt mit vieler Mühe und Vorsicht von seinem hohen Bock herab.) Na, da bin ick. Wat willst Du mir fragen?

Erster Kutscher. Ob Du morgen Abend bei Wisotzky's oder Herig's jehn duhst?

Zweiter Kutscher. Unn dadrum haste mir von'n Bock rundergerufen, wegen die kleene Kleenigkeit? Ick globe jar, Du willst mir foppen; Krammsvogel, nimm Dir in Acht vor mir, ich versteh keenen Spaß nich —

Erster Kutscher. Neffchandeller, machen Se mir nich jraulich.

Zweiter Kutscher. Reize mir nich — des sage ich Dir.

Erster Kutscher. Bange machen jelt nich.

Zweiter Kutscher. Reißte noch eenen eenzigen schlechten Witz, so gebe ich Dir —

Erster Kutscher. Stille, Edewat.

Zweiter Kutscher. Du jibst noch keene Ruhe?

Erster Kutscher. Ne, Rieke, alleweile keenen Thee nich.

Zweiter Kutscher. Ich sag's Dir noch mal, reiß keenen Witz nich mehr, sonst machste mir rappelköppig, un wenn ick anfange, bin ick —

Erster Kutscher. Allemal derjenigte, welcher.

Zweiter Kutscher (zornig). Du stichelst woll noch?

Erster Kutscher. Nie ohne dieses!

Zweiter Kutscher. Sei still, oder ich steche Dir eene Knallschode, deß Dir . . .

Erster Kutscher. Männeken, stoß Dir nich!

Zweiter Kutscher. Ick sag's Dir zum letzten Male, sei still.

Erster Kutscher. Ungeheure Ironie!

Zweiter Kutscher (wüthend). Was sagst Du? Ungeheure Ironie, sagst Du? Nu reißt mir die Geduld. Weeßt Du, wat Ironie is? Ironie is Ironie, und weil Ironie Ironie is, sollst Du wissen, wat Ironie is. (Gibt dem Kutscher eine Ohrfeige.)

Erster Kutscher. Hilfe, Hilfe, er will mir dotschlagen.

(Ein Jokey springt herbei.)

Jokey. Wat jeht denn vor, wat is denn los?

Erster Kutscher. Er hat mir jeprügelt.

Zweiter Kutscher. Des Karnickel hat angefangt. Er hat zu mir ungeheure Ironie gesagt, und des kann ich mir nich gefallen laßen — druff hab' ich ihm eene Ohrfeige jejeben, doch darum keene Feindschaft nich.

Drauf kamen noch mehr Kutscher und Jokey's

hinzu, um den Streit zu schlichten, der immer heftiger wurde. Zum Glück ward aber eine der streitenden Parteien von seiner Herrschaft abgerufen, mußte abfahren und — der Spectakel hatte ein Ende.

Ich hatte genug und — ging nach Hause.

95.

Der Ring und der Maskenball.

. . . Und Victor war schon ganz erschöpft. Er trat in eine Loge, setzte sich ermattet nieder und wollte sich dem Schlafe hingeben, der ihn unwiderstehlich überfallen hatte. Da ließ sich ein Domino, der sich ihm mit leisem Tritte und zarter weiblicher Stimme genähert hatte, freundlich an seiner Seite nieder.

Eine Unterhaltung wird eingefädelt, die sich lebhaft fortspinnt.

— Allein, mitten in dem großen Paris, mit der Unerfahrenheit eines jungen Mannes, ohne Rathgeber, ohne Freundin, ohne Mutter. Armer junger Mann! Erstaunen Sie nicht, daß ich eine so ernste Sprache führe, aber eine Frau, die dreißig Jahre in der großen Welt gelebt, kennt die Fallen und Gefahren derselben; dies und das Interesse, das Sie mir einflößen . . . .

— Aber Sie kennen mich ja kaum . . . .

— Ich kenne Sie zwar nicht genau, aber es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen.

— Wie? Und wo haben wir uns denn schon begegnet?

— Befragen Sie Ihr Gedächtniß. Haben Sie

die Orte vergessen, wo Sie seit Ihrer Ankunft in Paris gewesen? Waren Sie noch auf keiner Soirée, auf keinem Balle?

— O ja! Gestern war ich bei Herrn C., dem Banquier meines Vaters . . .

— Und hat keine von den Damen, welche sich in dieser Gesellschaft befanden, Ihre Blicke gefesselt?

— Daß ich nicht wüßte . . . .

— Haben Sie nicht eine Dame beobachtet, die ein blaues Kleid trug?

— Ich habe keine bemerkt . . . .

Die Unbekannte stieß einen tiefen Seufzer aus.

— So hat sie sich also grausam getäuscht!

— Woher wissen Sie das?

Ich weiß es. Genug!

— Im Namen des Himmels! Wer ist jene Dame und wer sind Sie, Sie?

Und in demselben Augenblick hob er, fortgerissen von einem Gefühle, das er nicht unterdrücken konnte, einen Zipfel des schwarzen Seiden-Schleiers auf, der an der Halblarve befestigt, den untern Theil des Gesichts der Unbekannten bedeckte. Sie hielt noch frühzeitig genug Victors Arm zurück, um nicht von ihm demaskirt zu werden, aber schon viel zu spät, um vor Victor die Rosen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne zu verbergen, welche ihm keinen Zweifel mehr gestatteten, daß er mit einer jungen und schönen Frau rede.

— Und ist dies Alles, was eine Frau, die sich Ihrem Vertrauen hingibt, von Ihnen erwarten kann?

Der Ton ihrer Stimme war so ernst und gemessen, als ob ein schmerzliches Gefühl auf ihrem Herzen laste. Sie wollte sich entfernen. Victor hielt sie zurück.

— Bei allen Himmeln, ein Wort, nur noch ein einzig Wort.

— Was wollen Sie von mir . . . . ?

— Verzeihung für die strafbare Neugier, die sich unwillkürlich meiner bemächtigt hat.

— Ich verzeihe Ihnen, aber gestehen Sie, daß Sie mich schon jetzt sehr hart für meinen Leichtsinn bestraft haben . . . Leben Sie wohl.

— Wann werd' ich Sie wiedersehen?

— Ich darf Sie niemals wiedersehen.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich bitte, ich beschwöre sie; wann und wo kann ich Sie wiedersehen?

— Wohlan denn, bei dem Banquier C.

— Und wann?

— Den Tag kann ich Ihnen nicht bestimmen, doch sage ich Ihnen, daß Sie mich recht bald dort sehen sollen. Ich gebe Ihnen das Versprechen, mich Ihnen zu erkennen zu geben. Hören Sie mich an! Tragen Sie vielleicht einen Ring?

— Ja.

— Wir wollen tauschen. Hier ist der meinige. Versprechen Sie mir aber, daß Sie ihn stets als ein Unterpfand meiner Freundschaft behalten werden. Wenn ich mich Ihnen, ohne Gefahr, entdecken darf, werden Sie Ihren Ring an meinem Finger glänzen sehen.

Victor war ganz berauscht, denn in der Sprache und in den Manieren, und selbst in dem Vorschlag der schönen Unbekannten, die Ringe zu tauschen, lag irgend etwas Geheimnißvolles, das seine Phantasie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, sich über die lebhafte Leidenschaft zu verwundern, die er einer Frau eingeflößt hatte, welche er früher noch niemals gesehen. Sie

übte durch ihre Rede, die bald wie Befehl, bald wie Bitte klang, eine ganz eigenthümliche Gewalt aus, die ihn nicht zur Besinnung kommen ließ. Endlich ergriff sie, wie fortgerissen von einer Leidenschaft, die alle Rücksichten ihres Geschlechtes vergessen ließ, Victors Hand, drückte sie mit gluthvollem Gefühle in die ihrige, und zog ihm den Ring ab, der seinen Finger zierte.

Victor setzte in diesen Ring einen sehr großen Werth, nicht etwa des kostbaren Steines wegen, sondern weil er ein Andenken von seiner Mutter war. In jedem andern Falle würde er ihn nicht so leicht aus den Händen gegeben haben, wiewohl der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, von noch weit größerem Werth zu sein schien.

Der junge Mann ist ganz verdutzt. In der Gluth seiner Leidenschaft neigt er sich zu ihr hin und will sie in seine Arme schließen. Sie steht auf, öffnet die Loge und verschwindet blitzschnell in den dunklen Corridors.

*

* *

Ein ganzer Monat war schon verflossen. Victor hatte keine einzige Soirée beim Banquier C. versäumt. Sein sehnsüchtiges Feuerauge irrte von einem Saal in den andern. Aber alle seine Blicke, alle seine Nachfragen waren vergebens, alle seine Versuche nutzlos, alle seine Hoffnungen vereitelt, und dessenungeachtet konnte er die Unbekannte nicht vergessen, deren geheimnißvolle Miene, deren zärtliche Stimme und deren verführende Rede so lebhaft sein Herz ergriffen hatte.

Eines Tages, als er zufällig in das Gewölbe eines

Juweliers eingetreten war, kam ihm die Lust an, den Ring schätzen zu lassen, welcher seit jenem Augenblicke, als er ihn von der Unbekannten erhalten, nicht von seinem Finger gekommen war.

— Dieser Demant muß wohl einen großen Werth haben? Welch ein Glanz! Welch ein Feuer! Welch ein Wasser!

— Dieser Demant?

— Ja wohl . . . . .

— Monsieur. Dieser Stein . . . . erschrecken Sie nicht . . . . . ist ein nachgemachter Demant.

— Das ist nicht möglich!

— Ich will Sie gleich davon überzeugen.

Victor stand wie vernichtet da. So war ich also wirklich verliebt, schrie er und schlug sich an die Stirne, und in wen? . . . . . Der arme Victor!!

96.

Lavendel, Myrth' und Thymian.

(Factisch.)

„Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wo weilet denn der Freiersmann,
Ich kann ihn nicht erwarten.
Schöner, grüner,
Schöner, grüner Jungfernkranz."

. . . . Denn Herr Thymian war sehr schüchtern. Er liebte die schöne Frau eines Schauspielers bis zum Rasendwerden, hatte aber nicht den Muth, sich ihr zu nähern.

Wohl hundert Mal ging er des Tages vor den mit Arumblumen geschmückten Fenstern seiner Angebeteten (die ich Madame Lavendel nennen will) vorüber, wagte es aber nicht ein Mal, sie zu grüßen.

Schon zehn Mal war er mit der süßen Madame Lavendel auf Bällen gewesen, doch niemals hatte er das Herz, mit ihr zu sprechen, mit ihr zu tanzen, wiewohl sie ihm durch zärtliche Blicke zu verstehen gab, daß es ihr nicht unlieb wäre, wenn er sie engagiren möchte. Einmal ließ sie sogar die kleine Tafel fallen, worauf sie die Tänze und die Namen derer aufgeschrieben, die sie zu diesen Tänzen engagirt hatten; ließ sie doch nur deshalb das Täfelchen fallen, um dem neben ihr stehenden Thymian, der im Anschauen ihrer Reize versunken war, eine Gelegenheit zu verschaffen, sich gegen sie artig zu beweisen, und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; aber seine Schüchternheit ließ auch diese Gelegenheit unbenutzt vorüberziehen.

Noch niemals hatte er ein Wörtlein mit dem Augapfel seiner Liebe getauscht und dennoch liebte er sie (par distance), über alle Maßen.

Wenn Herr Thymian die Madame Lavendel sah, fing ihm das Herz zu pochen an, er wurde einmal roth, einmal blaß, je nachdem er bei Blut war, konnte aber keine Sylbe, vielweniger ein Compliment oder eine Liebesphrase über seine zitternden Lippen bringen.

Manchmal seufzte er in der Leipziger-Straße so heftig, daß man es (wenn Windstille war) ganz deutlich auf dem Alexanderplatz hören konnte. Kein Wunder also, daß auch Madame Lavendel, die auf dem Schloßplatz wohnte, diese corpulenten Seufzer vernahm.

Schüchterne Schwärmer haben gewöhnlich das Unglück, von Frauen ausgelacht zu werden. Herr Thymian

war glücklicher. Die süße Lavendel ließ sich die Huldigungen des Schüchternen gefallen, doch mehr aus Mitleid als aus Liebe.

Herr Thymian zerging vor Liebe zu ihr, wie Butter, die man in die Sonne stellt, oder wie Schnee, der im Märzmonat herabschneit. Ueberglücklich wäre er gewesen, wenn er der göttlichen Frau einen Kuß hätte geben können, nicht auf den rosigen Mund — nein, so hoch verstieg sich seine Sehnsucht nicht — sondern auf die lilienweiße Hand. Doch seine Schüchternheit stand ihm überall, wie ein melancholischer Kettenhund, im Wege.

Schon zwanzig Mal hatte er sich vorgenommen, ihr schriftlich jene Gefühle zu decouvriren, die in seinem Innern so hell, wie ein Wachtfeuer, loderten. Schon zwanzig Mal hatte er ein Liebesbrieflein angefangen, worin er der Hohen, Angebeteten seine unauslöschliche Liebe und nebenbei noch ein paar Verse, von denen er nach drei schlaflosen Nächten endlich entbunden ward, zu Füßen legen wollte, allein alle zwanzig Mal zerriß er die Briefe und die Verse, denn seine vermaledeite Schüchternheit gebot ihm, von diesem furchtbaren Vorhaben, wie er es nannte, abzustehen.

Wer weiß, sagte er zu sich selbst, ob sie einen Brief von mir annimmt?! Und wenn sie ihn annimmt, wer steht mir dafür, daß er nicht in die Hände ihres eifersüchtigen Hausdrachen fällt, der sie mit Argus-Augen bewacht. Und wenn sie so boshaft sein könnte, meine Neigung ihrem Gemahle zu verrathen — das wäre schrecklich, das wäre schauderhaft.

So kam es, daß er das, was er sich schon so oft vorgenommen hatte, immer wieder bleiben ließ.

Eines Tages erhielt er die Subscriptionsliste zu

einem Balle, worauf, wie er durch einen seiner Freunde erfahren, auch Madame Lavendel subscribirt hatte. Dies allein bewog ihn, die Liste zu unterschreiben.

Er besprach sich mit seinem Freunde. Dieser, der das schöne Geschlecht und Madame Lavendel wohl besser kannte, als Herr Thymian, rieth ihm zu, Muth zu fassen und ihr auf dem Balle dreist ein Billet-doux zuzustecken.

— Nein, Bruder, das geht nicht. Alles will ich ihr zustecken, nur kein Billet-doux.

— So mach ein paar schöne Verse oder ein Sonnett auf sie. Ein hübsches Gedicht pflegt oft mehr Wunder zu thun, als eine Schwadron von Liebesbriefen.

Thymian setzte sich zum Pulte nieder, um ein Gedicht zu machen. Er scandirte sich die Finger wund und brachte nach Verlauf von 2 Stunden ein Paar Verse auf's Papier, die, ohne ihnen zu schmeicheln, ziemlich mittelmäßig waren.

Myrthe (Thymians Freund) setzte als gewandter Compositeur dies Gedicht in Musik, ließ es sauber abschreiben und gab es seinem schüchternen Freunde zurück, der es am andern Abend seiner Herzensgöttin überreichen sollte.

Thymian lief zu seinem Schneider, bestellte sich einen feinen schwarzen Anzug, um morgen auf dem Balle recht elegant zu erscheinen und in den blauen Augen der süßduftenden Madame Lavendel als feiner Galanthomme Wohlgefallen zu finden.

Am andern Morgen studirte ihm sein Freund Myrthe (der, als ein kecker Bonvivant, den grellsten Contrast zu der personificirten Schüchternheit bildete)

die Rolle ein, die Thymian heut Abend auf dem Balle spielen sollte.

— Je kecker Du auftrittst, Bruder Thymian, desto besser wird Dir Dein Plan glücken.

— Du sollst Dich wundern, Bruder Myrthe, keck will ich sein, keck über alle Maßen. Wenn mich nur der verdammte Schneider nicht sitzen läßt. Ich habe mir ein neues Ballkleid bestellt . . .

— Das war unnütz. Du hast ein ja halbes Dutzend Fracks, wozu noch einen neuen . . . .

— Damit ich gekleidet nach der allerneusten Mode erscheine. Myrthe, ich will alle Minen springen lassen, um heut Abend ein schöner Kerl zu sein.

— Ach könnte ich doch meine Liebenswürdigkeit mir ab- und Dir anschnallen, um Dir den Sieg zu erleichtern.

— Nein, Myrthe, behalte Dir Deine Liebenswürdigkeit, ich werde hoffentlich mit der meinigen wohl auskommen. Wo nur der Schneider stecken mag. Er versprach, schon um 10 Uhr den Auzug abzuliefern, jetzt geht's bereits auf eins und der verdammte Nadelheld ist noch nicht da.

Erst gegen Abend, es hatte schon 6 Uhr geschlagen, brachte der Schneider Knopfloch dem Herrn Thymian die wattirten Unterbeinkleider, den schwarzen Frack, die blaue Sammetweste mit den Goldknöpfen und die weißen Casimir-Pantalons.

— Sie haben mich lange warten lassen. Ich saß wie auf glühenden Kohlen und glaubte schon, Sie würden mich sitzen lassen.

— Sie sehen, Herr Baron, daß ich Wort halte. In der Seitentasche steckt auch die Rechnung; wenn Sie die Güte haben wollten . . . .

— Jetzt hab' ich keine Zeit sie durchzusehen.

Kommen oder schicken Sie morgen früh um 10 Uhr zu mir, da sollen Sie Ihr Geld haben.

— Hat keine Eile, Herr Baron; wenn alle Herrschaften so pünktlich ihre Rechnungen bezahlten, als Sie, so wäre es das größte Plaisir, ein Schneidermeister zu sein.

— Danke fürs Compliment. Aber jetzt verlassen Sie mich, lieber Knopfloch, ich muß schon um 7 Uhr auf dem Ball sein.

Knopfloch ging, Thymian machte seine Toilette und schlüpfte eben in die mit grauer Seide gefütterten Aermel seines Leibrocks, da hielt vor der Thür seines Hauses der Wagen still, der ihn um diese Zeit zum Balle abholen sollte. Freund Myrthe kam singend die Treppe heraufgelaufen und riß hastig die Thür auf.

— Bist Du fertig, Thymian?

— Gleich, den Augenblick. Ich will mir nur ein paar Ringe anstecken.

Myrthe besah sich unterdessen im Spiegel, Thymian steckte seine Ringe an und warf seinen Carbonari um.

— Nun bin ich fertig, Bruder Myrthe. Jetzt können wir gehen.

— Hast Du auch nichts vergessen? Hast Du die Handschuhe, das Schnupftuch, den Claque? Ja, Apropos, hast Du auch das Gedicht zu Dir gesteckt, das Du der Lavendel geben willst?

— Gut, daß Du mich daran erinnerst, das hätte ich heilig vergessen.

— Thymian holte das schön zugefaltete Gedicht aus seinem Schreibtisch hervor und steckte es in die Seitentasche seines Fracks.

Die Freunde gehen. Thymians Haushälterin leuch-

tet ihnen die Treppe hinunter, sie steigen in den Wagen, der Kutscher peitscht dergestalt die Pferde, daß sie blitzschnell durch die gasbeleuchteten Straßen jagen.

Thymian und Myrthe traten in den von schöngeschmückten Frauen und eleganten Herren überfüllten Saal in jenem Augenblick ein, in welchem eine frische, muntere, Ohr und Fuß schmeichelnde Nummer aus Auber's allerliebstem Fra Diavolo die Ballgäste zu einem Ländler rief. Myrthe konnte der einladenden Musik keine Minute widerstehen, sah sich um eine vacante Dame um, und stellte sich, als er diese gefunden hatte, in Reih' und Glied.

Thymian stand nun allein, unfern der Saalthür, und ließ sehnsuchtsvoll sein Feuerauge durch den weiten Ball-Saal schweifen, um d i e zu finden, die er suchte und um deretwillen er hier war. Nach allen Seiten des Saales sandte er spähende Blicke aus — allein vergebens, er sah sie nicht.

Plötzlich wirbelt ein leicht beschwingtes Paar vorüber. Ja, sie ist's, Madame Lavendel, die reizende Madame Lavendel ist's, die vorüberfliegend, ihn wie ein leiser Zephirkuß berührt.

Das Herz fing ihm wieder zu schlagen an, und da er heute bei sehr viel Blut war, so wurde er so feuerroth, wie die Blumenkrone der brennenden Liebe (Lychnis dioica), oder, um mich verständlicher auszudrücken, wie der Halskragen eines Polizeisergeanten.

Wie schön sah doch Madame Lavendel aus. Das rosa Atlaskleid, das sich malerisch an den reizenden Gliederbau schmiegte, und die üppigsten Körperformen ahnen ließ, die lange schwarzsammtene Schärpe, der kleine, weißseidene Schuh und der brochirte Strumpf, (Himmel, wäre er nur nicht brochirt gewesen), Alles dies machte seine Phantasie ganz trunken. Dazu kam nun

noch der idealische Kopfputz, in dessen schwarzer Lockenfülle, des Contrastes halber, schneeweiße Rosen glänzten, und das niedliche Bouquet, das sich an ihren Busen, wie der Säugling an der Mutter Brust anschmiegte, dies Bouquet, ach dies neidenswerthe Bouquet machte ihn ganz taumelig.

Doch welch ein Schmerz, welch ein unnennbarer Schmerz war es für Thymian, als er die göttergleiche Madame Lavendel in den Armen eines Schnurrbarts, eines militärischen Schnurrbarts sah.

Mit neidischen Blicken verfolgte er das fliegende Tänzerpaar, und wenn es Halt machte, stellte er sich ihm gegenüber, hing sein Auge an ihre reizumgürtete Gestalt, sah, wie sie so zärtlich sich mit dem Schnurrbart unterhielt, und zerfloß dann vor Wonne und vor Schmerz.

Der Tanz war aus. Jeder Chapeau geleitete seine Dame zu ihrem Sitze, küßte ihr die Hand und verabschiedete sich. Der Officier überlieferte die echauffirte Madame Lavendel ihrem Herrn Gemahl, drückte (ach!) einen Kuß auf ihre zarte Hand, bedankte sich auch bei ihrem Gatten für die erhaltene Erlaubniß und verlor sich dann ins Buntgewühl der Gäste.

Der Gemahl der Madame Lavendel (er sah wie ein halb aufgespannter Parapluie aus) war einer von den wenigen Schauspielern, die auf ihre Frauen eifersüchtig sind. Er war eine zweite, vermehrte und verböserte Auflage von dem venetianischen Mohr Othello, eifersüchtig über alle Erwartung.

Seine Eifersucht machte unsern armen Thymian noch viel schüchterner. Er würde Madame Lavendel ganz gewiß zu einem Tanze aufgefordert haben, hätte er nicht befürchtet, den Argwohn ihres unheimlichen Gemahls dadurch wach zu rufen.

Man hatte schon eine Ecossaise, einen Mazurek, einen Contre-danse und einen Cotillon überstanden, Herr Thymian hatte aber immer noch nicht den Muth, sich dem Gegenstande seiner platonischen Liebe zu nähern, wiewohl ihm dieser durch unzweideutige Blicke Muth einzuflößen suchte.

Nach Beendigung eines jeden Tanzes suchte der flotte Myrthe den niedergeschlagenen Thymian auf, um ihn zu fragen, wie es stehe.

— Nun, hast Du ihr das Gedicht schon zugesteckt?

— Noch nicht, aber gleich werd' ich's thun.

— Du wirst so lange zögern, bis es zu spät sein wird. Courage, Thymian, sei kein Thor, Thymian, faß ein Herz, Thymian.

Aber Thymian war ein Thor und faßte **kein** Herz. Die verteufelte Schüchternheit!

Madame Lavendel, ein lebhaftes Weib voll Geist und Witz, wollte ihn für seine Schüchternheit bestrafen und — holte ihn im Cotillon.

Nun faßte er Herz. Nachdem er mit ihr einmal herumgetanzt und, als gewandter Tänzer, die Ecken mitgenommen hatte und dem Kronenleuchter aus dem Weg gegangen war, küßte er ihre Hand, griff in die Seitentasche, sah sich scheu und ängstlich um, zog das bewußte Papier heraus, drückte es ihr in die Hand und — eilte todtenbleich davon.

Auch Madame Lavendel erschrak, hatte aber viel Geistesgegenwart und schob es rasch in ihren Busen. Man breche nicht den Stab über sie! Thymian war verschwunden, sie konnte ihm nicht nacheilen. Was blieb ihr also anders übrig, als das Billet zu behalten und schleunigst zu verstecken, damit das, was vorgegangen, Keinem auffalle. Hätte sie es ungelesen

zerreißen sollen? Ja, doch ließ dies ihre Neugier nicht zu. Sie brannte vor Begierde, zu erfahren, was Thymian ihr geschrieben. Sie war aber vorsichtig und zügelte ihre Neugier. Lesen, dachte sie sich, kannst du es, wenn du schlafen gehst und in deinem Boudoir allein und von Niemandem beobachtet bist. Würdest du, liebe Leserin, in diesem Falle anders handeln? Ich glaube kaum.

Eine halbe Stunde später führte sie der zärtliche Gemahl ins Büffet, um ihre durch unermüdliches Tanzen echauffirten Kräfte wieder aufzufrischen.

Herr Lavendel setzte sich mit seiner Gattin an einen kleinen Tisch, der in der Ecke des Büffets stand, ließ nun das Beste auftragen, was vorräthig war und ließ sich's recht wohl schmecken. Madame Lavendel war schon seit langer Zeit nicht so gut aufgelegt, als an jenem Abende. Sie ließ während des Soupers ein Paar so delicate Witze springen, daß sich der von der Gluth des Champagners erhitzte Gemahl nicht enthalten konnte, ihr um den Hals zu fallen. Madame Lavendel, die viel auf's decorum hält, hielt dies in diesem Augenblick, an diesem Ort für indecent und wollte sich aus dem Arm des Gatten, der ihren Nacken fest umschlungen hielt, loswinden, da fällt — wer malt den Schreck der Madame Lavendel — das Papier, das ihr Herr Thymian gegeben, aus ihrem Busen auf die Erde.

Der Gemahl hebt es blitzschnell auf. Madame Lavendel, welche die Eifersucht ihres Gemahls kennt und die schrecklichsten Folgen der Eifersucht zu befürchten hat, wird leichenblaß, wie die Rose, die ihr Hauptshaar schmückte, und will ihm das Papier aus der Hand reißen.

Der Gemahl, der es aber festhält, ahnet nun schon

Verrath, öffnet es, sieht hinein, schlägt sich mit geballter Faust vor die Stirn und lies't mit der Stimme eines Verzweifelten

— Ein Paar wattirte Unterhosen?

— Wie? Was???

— Ein Paar wattirte Unterhosen. Soll ich's Dir noch ein Mal sagen? (schreit wüthend.) Ein Paar wattirte Unterhosen!

— Bist Du blind? Was lies't Du denn da?

— Eine Schneiderrechnung.

— Nicht möglich, lieber Mann.

— Stelle Dich nur so, als ob Du es nicht wüßtest . . .

— Ich weiß auf Ehre nichts davon.

— Kennst Du den Schneidermeister Knopfloch?

— Nein.

— Lüge nicht! . . .

— So wahr Gott im Himmel lebt, ich kenn' ihn nicht.

— Aber den Herrn Thymian kennst Du doch? Sprich Falsche! Du schweigst, Du wirst verlegen, Du zitterst? — Madame Lavendel, wie kommen Sie zu Herrn Thymian? Antwort will ich haben. Wie kommen Sie zu dieser Schneiderrechnung? Reden Sie, Madame. Wie! Sie schweigen? Sie fallen, statt mir Rede zu stehen, in Ohnmacht? Nun ist mir Alles klar (rief er mit verzweifeltem Tone aus, und . . . aß die Ueberreste der Trüffelpastete auf, die noch auf seinem Teller lagen).

Als er sie verzehrt hatte, trank er noch ein Glas Champagner, wischte sich den Mund ab, warf die Serviette grimmig auf den Boden und sah nun nach, was seine Frau machte, die sich auf ein in der Nähe befind-

liches Sopha geflüchtet hatte und dort in Thränen und Reue schwamm.

Herr Lavendel hatte nun keine Ruhe mehr.

— Stehen Sie auf, Madame, wir fahren jetzt nach Hause. Ersparen Sie sich die Thränen, sie nützen nichts.

Er riß sie vom Sopha weg, sie mußte ihm folgen. Herr Lavendel rief seinen Kutscher, Beide stiegen ein und fuhren nach Hause.

Der Wagen wurde bald darauf ein Beichtstuhl, in welchem Madame Lavendel dem erzürnten Gemahl ihre Sünde gestand. Sie bekannte ihm Alles, was sie wußte, erhielt aber vorläufig keine Absolution, denn der Argwöhnische blieb fest dabei stehen, daß sie für Herrn Thymian die Schneiderrechnung bezahlt habe.

Erst nach Mitternacht trafen sich die beiden Freunde in der Credenz.

— Nun, wie stehts, Thymian. Hast Du Dein Gedicht schon an den Mann gebracht?

— An den Mann? Nein. An die Frau.

— Hat sie es angenommen?

— Das versteht sich, Myrthe! Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, ich hab's überstanden und bin nun so froh, so glücklich, daß ich Alles, was da auf dem Tisch steht, entzweischlagen möchte.

— Laß das sein, lieber Bruder, das kostet Geld. Das wollen wir lieber in Champagner verwandeln. Thymian bestellte nun zwei Flaschen Jacqueson, entkorkte sie, schenkte ein, trank (mehr als je) und war in dulci jubilo.

Myrthe, der die Schüchternheit seines Freundes kannte, wollte dessen Aussage keinen Glauben schenken und hielt seine Freude für erkünstelt.

— Sag, Bruderherz, hast Du ihr w i r k l i c h das Gedicht gegeben?

— Auf Ehr' und Seligkeit! Du glaubst es wohl nicht?

— Nein, wirklich, ich glaub' es nicht.

— Warum nicht?

— Offen gesagt, ich traue Dir nicht so vielen Muth zu.

— Visitire alle meine Taschen. Findest Du das Gedicht bei mir, so kannst Du mich heißen, wie Du willst. Meinetwegen einen Dummkopf, einen Esel.

Myrthe untersuchte, blos des Scherzes halber, alle Taschen seines Freundes. Da fühlte er auch in die Seitentasche hinein.

— Was steckt denn da für ein Papier?

— Vermuthlich die Schneiderrechnung.

— Zeig' sie doch mal her.

— Hier, nimm sie.

Myrthe nahm das Papier, öffnete es, sah hinein, fing furchtbar zu lachen an und konnte sich nicht enthalten, seinem Freunde, der ganz perplex dasaß, einen Dummkopf und noch obendrein einen Esel an den Kopf zu werfen.

— Dummkopf, Esel, was soll das heißen? Das ist doch nicht etwa das . . .

— Gedicht? Ja freilich ist's. Da sieh her.

— Da hab' ich ihr wohl in meiner Angst die Schneiderrechnung statt des Gedichtes übergeben?

— Freilich, freilich, anders kann es gar nicht sein.

Thymian fiel vor Schreck von seinem Stuhl herab, riß das Tischtuch, ein paar Teller mit Speisen, den Champagner und die vollen Gläser mit sich hinab und lag nun mit sammt dem Tischgeräthe auf der Erde, mehr todt als lebendig.

Myrthe mußte sich erst sattlachen, dann hob er

ihn auf, tröstete ihn und versprach ihm, morgen in aller Frühe den Irrthum wieder gut zu machen.

Und Myrthe hielt auch Wort. Am andern Morgen ging er zu Herrn Lavendel und entschuldigte die Unbesonnenheit seines Freundes mit so vieler Besonnenheit, daß er sowohl vom männlichen als weiblichen Lavendel Verzeihung für den armen Thymian erhielt.

Zu der Madame Lavendel sagte er: Thymian habe ihr ein kleines Gedicht überreichen wollen, habe sich aber vergriffen und statt des Gedichts eine Schneiderrechnung herausgezogen, die unglückseliger Weise in der Seitentasche wäre stecken geblieben.

Zu ihrem Gemahle sagte er: Thymian habe nicht gewußt, daß diese Dame verheirathet sei, sonst würde er es nie gewagt haben, ihr ein Gedicht zu überreichen.

Herr Lavendel besänftigte sich nun, und hielt es für Pflicht, da sein Argwohn beseitigt war, seine Gemahlin, die er so schmerzlich gekränkt hatte, wieder auszusöhnen.

Thymian reis'te bald darauf nach München ab, um Madame Lavendel und die verwünschte Schneiderrechnung zu vergessen, die ihm so vielen Verdruß gemacht und sogar schlaflose Nächte verursacht hatte.

*

* *

Diese Geschichte ist wahr, ich weiß sie aus authentischer Quelle, denn Herr Thymian ist . . . . einer meiner Mitarbeiter, und Herr Myrthe . . . . der bin ich gewesen.

97.

Bartolo, Basilio und Marzelline.

„Tres faciunt collegium.“

Einige Achselzucker, mehrere Nasenrümpfer und andere wurmstichige Quasi-Menschen haben meinem vielgeliebten Vorfahrer, dem seligen Eulenspiegel (sanft ruhe seine Asche) den grundlosen Vorwurf gemacht, er habe oftmals die Grenzen der Satyre übersprungen und in keckem Uebermuthe nicht blos die Sache, sondern auch die Person angegriffen.

Persönlichkeit!!! Mort de ma vie! ein Wort, das eben so klug als dumm ist. Persönlichkeit!!!

„Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain; wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheidt, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Wallenstein.

Persönlichkeit!!! Was ist dieses Wort anders, als das schwindsüchtige Steckenpferd eines theelauligen Tadels, worauf eine Legion bornirter Menschengehirne herumreitet. Die Meisten dieser gallsüchtigen Schreihälse kennen das Wort: „Persönlichkeit“ nur vom Hörensagen und würden wie durchgefallene Schuljungen dastehen, wenn sie das Wort: Persönlichkeit und den wahren Begriff, den man damit verbindet, definiren sollten.

Persönlichkeiten!!! Was versteht ihr hohlköpfigen Abderiten unter Persönlichkeit? Antwortet, wenn ihr's kennt!

Wenn die Oeffentlichkeit, die liebende Mutter des Staatenwohles, einem vermummten Bösewicht die scheinheilige Larve abzieht und dessen Laster in seiner nackten Häßlichkeit zeigt; wenn diese Oeffentlichkeit

einer nichtswürdigen Phryne, die sich in das reine Gewand der Vesta hüllt, den Schleier, hinter den sie ihre Sünden verbirgt, abnimmt und von ihrem Lebenswandel die beschönigende Schminke weghaucht, wenn diese Oeffentlichkeit einen Schurken demaskirt, dessen Thun und Treiben ein lebendiger Correcturbogen ist, auf dem tausend Fehler wimmeln, dann reißt die beleidigte Eitelkeit, der gekränkte Stolz und das entlarvte Laster sein Haifischmaul auf und schreit: das ist eine Persönlichkeit.

Wenn die Kritik, die Säugamme der Kunst, einem geist- und talentlosen Souffleurkasten-Ausschaufler, einem eigendünkeligen, anmaßenden Thespiskarrenschieber, einem ungelehrigen Brettertreter und Coulissenmitsichnehmer, einem heisern Ut-re-mi-fa-sol-Abhaspler, einem plumpkehligen Solfeggien-Maltraitirer, einem ohrpeinigenden Rouladen- und Cadenzenwürger, einem indecenten Pirouettenheld, einem ungracieusen Rondes de jambes-Producirer und andern untauglichen Bühnenmenschen und Theaterindividuen ihre Schwächen und Fehler vorwirft, so schreit der stumpfsinnige Troß: das ist eine Persönlichkeit.

Wenn Satyre, Ironie und Persiflage, dieser spitzige Dreizack des Witzes, sich eine allegorische Person, die niemals in der Wirklichkeit, sondern nur in der Phantasie einer Phantasie existirt hat, zur Zielscheibe seiner Pfeile erwählt, wenn dieses Dreigestirn seine Bolzen auf X, Y oder Z abschießt, so erheben sich auf der Stelle Myriaden Menschen, oder richtiger gesagt, Unmenschen, die sich's nicht nehmen lassen, daß man unter dem X Y Z nicht fingirte, sondern wirkliche Narren meint. Das ist Persönlichkeit, schreit ein Narr, der sich getroffen fühlt, und bald werden hundert Narren die Zeugen seiner Behauptung.

Was kann die arme, beklagenswerthe Satyre dafür, daß ein Narr das als Persönlichkeit betrachtet, was durchaus nicht Persönlichkeit ist. Was kann sie dafür, daß ein Narr dasjenige für seine Eigentlichkeit hält, was nicht ihm allein, sondern allen Narren eigen ist. Was kann sie dafür, daß sich in einem einzigen Portrait 100 und 1000 Narren frappant getroffen fühlen, was kann sie dafür, daß sich die Narren untereinander oft so ähnlich sehen, wie ein Mehlwurm dem andern, was kann sie endlich dafür, daß Hinz das auf sich bezieht, was auf den Kunz geht.

Figaro befürchtet, man werde ihm ähnliche Vorwürfe machen, man werde auch ihn der Persönlichkeiten beschuldigen. Um diesem Vorwurfe für immer auszuweichen, hat er sich drei Personagen ausgesucht, die er als stereotype Zielscheibe seines Witzes gebrauchen will.

Diese drei Personagen sind: der Doctor Bartolo, der Pater Basilio und die Signora Marzelline, drei alte Bekannte aus dem Barbier von Sevilla. Dieses Trifolium hat niemals wirklich existirt, es ist ein Polyp, der aus dem Gehirn des geistreichen Beaumarchais entsprungen und sich in der Einbildung Anderer fortgepflanzt hat.

Doctor Bartolo und Pater Basilio sollen die stehenden Masken sein, die Figaro täglich rasiren und zur Ader lassen wird mit dem Messer schneidender Satyre, mit den Schröpfköpfen stechender Ironie.

Bartolo und Basilio! Beide sind charmante Kerlchen, saubere Früchtchen, himmlische Lümpchen. Bartolo ist ein Erznarr, Basilio ein Erzschurke, Beide ganz geschaffen, täglich neue Thorheiten und Laster zu entdecken, die mit vollem Rechte durchgefuchtelt und gestäupt zu werden verdienen. Figaro, der lustige

Barbier, wird diese beiden Herren Spießruthen laufen lassen in allen Tonarten, bald so, bald so.

Bald wird der Doctor Bartolo als eingebildeter Schriftsteller, bald als durchgefallener Bühnendichter, heute als ausgepfiffener Komödiant, morgen als stüpider Theaterdirector, übermorgen als gefoppter Bräutigam, und überübermorgen als geprellter Ehemann erscheinen.

Bald wird der Pater Basilio als lichtscheuer Jesuit, bald als scheinheiliger Tartüffe, heute als bestechlicher Richter, morgen als miserabler Minister, übermorgen als ein gentiler Verläumder und überübermorgen als ein fashionabler Schurke auftreten.

Signora Marzelline wird nur dann herhalten müssen, wenn es Figaro für nöthig finden wird, eine weibliche Schwäche zu frisiren, oder einer weiblichen Thorheit den Kopf zurecht zu setzen. Sie wird bald als ewig heisere Primadonna, bald als nimmersatte Tänzerin, heute als Kokette, morgen als Betschwester, und übermorgen als abgelebte Matrone debütiren.

Noch einmal! Doctor Bartolo, Pater Basilio, Signora Marzelline, sind die stehenden Bärte, die Figaro täglich bedienen und an denen er sich im Rasiren vervollkommnen und hoffentlich einen guten Schnitt machen wird.

Daß nun ja Niemand sich unterstehe zu sagen: Bartolo ist der und Basilio ist jener und Marzelline ist diese . . . Figaro erklärt ein für allemal: Bartolo ist kein anderer als Bartolo, Basil kein anderer als Basil und Marzelline keine andere als Marzelline.

Zum Schluß gibt Figaro folgende Erklärung: „Je proteste contre tout chagrin, toute plainte,

toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure." (La Bruyère.)

98.

Ottokar's Glück und Ende.

„Das ist aber geschehen, wider Sternenlauf und Zeit."

Wallenstein.

. . . Und Tausende machten ihm den Hof. Denn Ottokar's pfeilspitzer Gänsekiel und sein Journal, der vielgelesene John Bull, waren gefürchtet wie Cholera und Preßfreiheit. Das Blatt war die unbarmherzige Geißel der Theaterwelt, die strafende Ruthe der Thorheit und der schwielenzeugende Kantschu des Lasters. Bei dem Namen „John Bull" schlug das buntscheckige Heer der Histrionen und Scaramuzen und der schellentragende Troß der Thoren und Narren drei Mal das Kreuz und stieß dabei einige in Donnerwetter eingemachte Flüche und Verwünschungen aus.

Ein Journalist, der viele Feinde hat, ist in der Regel ein geborgener Mann. Ottokar hatte sich durch seine rücksichtlose Freimüthigkeit so viel Gegner zugezogen, daß ein Schriftsteller die naive Bemerkung machte: dieser Journalist habe mehr Feinde, als sein Blatt Buchstaben. John Bull's Devise war: Oderint dum metuant. Und was er gewollt, hatte er auch durchgesetzt. Er war gehaßt aber auch gefürchtet.

Es ist eine alte Geschichte, daß die Leute dem, den sie fürchten, fast immer Liebe heucheln. Dies erfuhr auch unser Journalist. Man machte ihm den

Hof, affectirte die allerzärtlichste Freundschaft — doch nicht aus wahrer Zuneigung, sondern nur aus Furcht.

Täglich ward er von einem Schwarm von Visiten um seine Zeit geprellt. Schriftsteller, die ihre neuen Werke gelobhudelt wünschten, Komödianten, die nicht getadelt, fremde Künstler, welche ausposaunt und anempfohlen sein wollten, obscure Autoren, die ihm die Erstlinge ihrer genothzüchtigten Muse aufdrangen, junge Compositeure, welche sich eine halbe Portion Renommé und ein Stück Verleger wünschten, reiche Mäcenate, die ihren Schützling in den Himmel gehoben und dessen Nebenbuhler in den Staub gezogen haben wollten, Leute, die eine neuerfundene Maschine, oder einen neuentdeckten Phäsolensallat loszuwerden wünschten und ein Paar Legationsräthchen, die blos deshalb ein kleines Räthsel ausbrüteten, um einmal ihren Namen gedruckt zu sehen — dies waren die Besuche, die Ottokar fast täglich zu empfangen das Unglück hatte.

Seine Studierstube war gleichsam ein Fremden-Büreau, denn jeder reisende Literat und Künstler gab hier, wenn er ankam und wieder abreis'te, seine Karte ab. Seine Spiegel waren Spiegelbilder eines Adreß-kalenders, denn man fand hier den Namen und die Wohnung von 4 — 500 Personen aus allen Ständen.

Täglich empfing er 30 — 40 Besuche, 10 Einladungen zu einem Souper oder Diner, zu Thee oder einem andern langweiligen Oweh, 10 Cadeaux von einer befriedigten Eitelkeit und ein halb Schock Freibillets zu Kunstausstellungen, Concerten, Bällen, Menagerien und Museen. Mit einem Wort: Ottokar lebte wie Gott in Frankreich, so pompös, daß gar Mancher ihn im Stillen beneidete.

Sein Glück war aber nur ein kurzer Sonnenschein, dem gar bald ein heftiger Platzregen mit obligatem Donnerwetter folgte. John Bull wurde plötzlich verboten. Du fragst mich, warum?

„Das Warum wird erst offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.“

Enfin! er ist verboten! Die Scene verwandelt sich und das Stück, das so lustig angefangen, nimmt ein tragisches Ende. Es zieht sich Einer nach dem Andern von einem Journalisten zurück, den man nun nicht mehr zu fürchten hat. Wie dem Napoleon seine Generale, so werden dem Ottokar seine Mitarbeiter abtrünnig und gehen zum Feinde über. Die Besuche vermindern sich. Am ersten Tage erhielt Ottokar 30, am zweiten 25, am dritten 18, am vierten 8, am fünften nur 2 Besuche und am sechsten besucht ihn gar Niemand mehr — kein Schriftsteller, kein Künstler, kein Komödiant und kein Mensch. Glaubst Du, treuherziger Leser, daß sich Ottokar über den Abfall dieser Pseudophylen und Basilisken gegrämt hat? Du thust ihm Unrecht, wenn Du ihn für so schwach hältst. Er kannte seine Pappenheimer und sang mehr als einmal die Berangerschen Verse:

Si jamais aimé ce cohorte
Je veux que le Diable m'emporte.

Niemand war jetzt froher als Ottokar. Niemand lud ihn mehr zu Tische, Niemand invitirte ihn mehr zu einer Whistpartie. Er brauchte sich jetzt weder in Theatern, noch Concerten zu langweilen — er hatte nicht mehr nöthig, Satyren und Recensionen zu schreiben, um dem Volke Spaß und sich Verdruß zu machen — er lebte ruhig und glücklich wie ein Franzis-

caner, dankte dem Himmel, daß John Bull confiscirt worden, stocherte sich die Zähne, spielte Patience, ließ sich Castanien braten, schleuderte zärtliche Liebesblicke in die Lesewelt, aß Austern, las jeden Nachmittag die preußische Staatszeitung, schlief ein, träumte von Brüsseler Spitzen und holländischem Käse, von englischen Zeitungen und französischen Deputirten, von russischen Ukasen und polnischem Donnerwetter. Und wenn er dann wieder erwachte, dachte er über den Wechsel des Glücks und über andere Wechsel nach, seufzte über die Hinfälligkeiten des Lebens und ging zu Stehely und Stopani, um aus den Journalen Stoff zu — festem Schlafe zu ziehen.

Morbleu! Die Menschen sind doch wirklich recht kolossale Lumpen. Eigennutz ist der Soufleur der Rollen, die sie spielen. Sie hängen den Mantel nach dem Winde, treiben Wucher mit ihren Gesinnungen, feilschen mit ihrer Freundschaft, gehen damit hausiren und verkaufen sie nur an den, der sie ihnen mit Agio bezahlen kann.

So lange Ottokar den John Bull schrieb, zog Dr. Bartolo, wenn er ihn sah, ehrerbietig den Hut, machte drei tiefe Bücklinge und zehn Kratzfüße. — Tempi passati! jetzt ist es anders. Wenn jetzt Herr Doctor dem Ex-Redacteur auf der Straße begegnet, so quetscht er sich, wie man zu sagen pflegt, um das Hutziehen und den Gruß zu ersparen. Er thut, als ob er den Ottokar nicht sehe, oder gar nicht kenne, geht an ihm vorüber, oder retirirt in ein Hausthor, oder besieht sich so lange einen Auslagkasten, bis der „dumme Kerl" vorüber ist.

„Seht nur den Bartolo,
Ist das nicht lächerlich?"

So lange Ottokar den John Bull schrieb, war Pater Basilio sein intimster Freund. Er fiel ihm täglich zehn Mal um den Hals, drückte ihm die Hand, nannte ihn Freund, Bruder und schwor ihm alle fünf Minuten ein Dutzend Freundschaftseide. „Bruderherz, ich bin Dein wärmster Freund; mich soll der Teufel holen, wenn ich es nicht wahrhaft treu und redlich mit Dir meine!“ Diese Schwüre hat Basilio wahrscheinlich vergessen, denn wenn jetzt der Zufall ihn mit Ottokar zusammenführt, so sagt er nicht mehr Du, sondern Sie zu ihm, ist kalt und einsylbig und ist herzlich froh, wenn er sich drücken — oder empfehlen kann.

Ah Basile — mon Mignon, si j'ai jamais volé du bois vert . . . .

So lange Ottokar den John Bull schrieb, war Signora Marzelline, die schöne Tänzerin, die personificirte Zuvorkommenheit. „Warum besuchen Sie mich denn so selten, Sie böser Mensch?! Sie haben sich ja schon sechs Wochen nicht bei mir sehen lassen. Wollen Sie heut Abend oder morgen Mittag mein Gast sein? Wissen Sie, daß es recht unzart von Ihnen ist, wenn man die wärmste seiner Freundinnen vernachlässiget? Wenn Sie mir nicht öfter das Vergnügen Ihres Besuches schenken, so will ich, Treuloser! von Ihnen nichts mehr wissen.“

„Non è piu tempo, che Berta filava.“

Wenn jetzt Ottokar die schöne Signora besuchen will, so läßt sie sich verläugnen. Der Kammerdiener sagt ihm, sie befände sich im Bade, oder sei nicht zu Hause — auf der Probe, bei einer Freundin, oder Gott weiß wo.

„To be nor not to be, that is the question.“

Was würden aber Marzelline, Bartolo, Basilio und Consorten für Gesichter schneiden, wenn sie erführen, daß John Bull vom Grabe wieder auferstanden ist, von Neuem seine Geißel schwingt und sie von Neuem in seiner Gewalt hat? Ich wette, sie würden sich die alte Anhänglichkeit und Freundschaft ankleben und dem Ottokar wieder, wie früher, den Hof machen. Was würde dann Ottokar wohl thun? Er würde sie, wie Cicero fragen: Quousque tandem abutere patientia nostra, und ihnen mit dem größten Aufwande von Höflichkeit zu verstehen geben, daß er Gottlob Heuchelei von Aufrichtigkeit sehr wohl zu unterscheiden wisse.

99.

Die Stumme von Portici, oder: Masaniello's Tod.

„Un barbier rase l'autre."
Altes Sprichwort.

„Zur Genesung!"
Jean Paul.

. . . Denn wehe dem, der ihn reizet. Figaro ist zwar ein recht seelensguter Mensch, wenn man ihn aber beleidigt, ist er ein Tyrann, ein Barbar, ein Haifisch, dessen Rache ein Opfer verlangt.

Zu Figaro's Kunden gehörte auch Signor Solfeggio, ein Sänger von der großen Oper zu Paris, früher Bartkratzer in Bologna. Figaro ging ihm

täglich um den Bart, fein und manierlich, zart und zierlich. Doch einmal schnitt er ihn.

Signor Solfeggio, brutal wie jeder Sänger von der großen Oper, wurde heftig, auffahrend, massiv sogar, und wollte den castilianischen Barbier, dessen Schnitt ins Fleisch gegangen war, dadurch bestrafen, daß er ihn augenblicklich abschaffte und sich von einem Andern barbieren ließ.

Signor Solfeggio, unversöhnlich, wie jeder andere Tenorist von Renommé, ging noch weiter. Er gab seinem Schuster den hohen Auftrag: dem Figaro, „diesem malitiösen Patron" Nachts aufzupassen, ihm auf eine fühlbare Weise den Puls zu fühlen und, wenn es nöthig wäre, eine Ader zu öffnen.

Figaro erfuhr dieses Solfeggien-Complot und beschloß, die Schmach, die man ihm anthun wollte, eclatant zu rächen.

Was glaubst Du, lieber Leser, wie Figaro sich gerächt hat? Glaubst Du vielleicht, daß er dem hinterlistigen Solfeggio Arsenik oder Blausäure beigebracht, um ihn aus der Welt zu schaffen, oder daß er ihm die Pistole auf die Brust oder das Messer an die Kehle gesetzt und Blut verlangt hat? Nein, Figaro's Rache war weit edler und dennoch viel malitiöser.

Höre, wie sich Figaro gerächt hat.

Man gab eines Abends die Stumme von Portici. Signor Solfeggio sang den Masaniello, und zwar zum ersten Male.

Vor Beginn der Oper verfügte sich der verschmitzte Barbier von Sevilla in die Theater-Garderobe, frisirte zuerst die Prinzessin Elvire und dann den Alphonso und reichte dann aus Malice seine Dose dem stolzen Masaniello hin, der, sich in den Spiegel begaffend, die Schlummer-Arie probirte.

— Ist Dir eine Prise gefällig, lieber Collega.

— Collega?! Ha, ha! Bist Du denn auch ein Sänger von der großen Oper?

— Nein.

— Wie darfst Du also so frech sein, mich Collega zu nennen?

— Weil Du in früherer Zeit Barbiergeselle warst. Meinst Du vielleicht, ich weiß es nicht . . .

— Unverschämter, schweig.

— Nun, nun, mäßige Dich nur, lieber Ex-Bader. Du hast Deine Kunst in Bologna studirt, ich habe sie in Sevilla erlernt. Aus Dir ist ein Tenorist geworden. Wer weiß, was noch aus mir werden wird. Ich verstehe mein Handwerk comme il faut, weiß in Allem Bescheid und kann, wenn Fortuna mir wohl will, Legationsrath, vielleicht gar Gesandter oder sonst ein großes Thier werden. Alles ist möglich in der Welt, lieber Collega, oder richtiger gesagt, Ex-Collega. Nun, nun, sei nur nicht böse, Bar . . . Solfeggio will ich sagen. Geh, nimm eine Prise und sei wieder gut.

— Ich will Dir die Ehre erweisen, eine Prise aus Deiner Dose zu nehmen; doch dann schweig und packe Dich.

Solfeggio nahm eine Prise, schnupfte, nieste, Figaro sagte Prosit zu ihm und — empfahl sich.

Der zweite Act der Oper begann. Solfeggio trat als Masaniello mit großen Manchetten auf, denn eine herzrädernde Ahnung bemeisterte sich seiner Gedanken und eine innere Stimme, die ihn noch niemals betrogen, sagte ihm: „Masaniello, Du wirst ausgepfiffen werden.“

Er fing die Barcarole zu singen an. Figaro

stand hinter den Coulissen, hörte zu, schnitt diverse Bocksgesichter und rieb sich fröhlich die Hände.

Die erste Strophe war vorüber. Sie war für Solfeggio glücklich abgelaufen. Nun begann die zweite Strophe.

Doch wer malt den Triumph und den Jubel des Figaro, wer malt das Lärmen und Toben, das Zischen und Pfeifen der Zuschauer und die Angst und den Todesschreck des armen Masaniello, als dieser mitten im Gesang von einem heftigen Nieskrampf überfallen wurde, der gar nicht aufhören wollte.

Figaro, der Matador aller genialen Chicaneure, hatte dem Solfeggio den Possen gespielt, ihm Nies-pulver zu reichen, dessen Wirkung zwar erst nach einer kleinen Stunde eintreten konnte, die dann aber ganz unwiderstehlich war.

Während der zweiten Strophe der schönen Bar-carole hatte Solfeggio mindestens 13 Mal genies't. Hätte da das Publicum nicht pfeifen und zischen, Figaro nicht lachen und applaudiren und Solfeggio vor Zorn weinen und vor Angst aus der Haut fahren und aus der Rolle fallen sollen? Würdest Du nicht auch gelacht haben, wenn Du den Masaniello zugleich singen und niesen gehört hättest? Würdest Du nicht auch gelacht haben, wenn Du die Barcarole so vor-tragen gehört?

„Bald wird der Freiheit Stunde schlagen (psi),
Nicht soll sie unbenutzt entflieh'n (psi),
Der Muth, er heißt uns Alles wagen (psi),
Doch die Vorsicht zügelt ihn (psi).
Braucht Vorsicht nach gewohnter Weise (psi),
Ihr Fischer habt Acht (psi, psi),
Werft aus das Netz fein still und leise (psi),
Verfahrt mit Bedacht (psi, psi),
Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd (psi, psi, psi)."

Man denke sich den Scandal, den die Zuschauer machten, als sie diesen niesenden Solfeggio hörten. So oft er nies'te, schrie eine Stimme in dem Parterre: à votre santé, die andere: **Dieu vous bénisse** (Zur Genesung, Gott stärke, Gott segne Euch.) Eine Stimme vom Paradies rief sogar: „Baldige Besserung!"

Das übervolle Haus brach in ein heftiges Gelächter aus. Figaro stand noch immer hinter den Coulissen, lachte, applaudirte, lief vor ausgelassener Freude wie ein junger Balg herum, schabte neckende Rübchen, versteckte sich wieder, rief: Guckuck! aus seinem Hinterhalte und sprang, wenn er das Zischen und Lärmen hörte, vor Wonne und Jubel bis an die Soffiten.

Bevor der Vorhang fiel, machte sich Figaro, aus Furcht vor der Wuth des Exbaders, aus dem Staube, und verkroch sich, da keine Zeit zu verlieren war, unters Podium der Bühne.

Dort setzte er sich auf eine Versenkung und lachte, daß sein Zwergfell zu platzen in Gefahr lief. Wüthend sucht ihn Masaniello, mit dem Fischmesser in der Hand, hinter den Coulissen, in dem Garderobe- und Versammlungszimmer, oben auf dem Schnürboten, unten in der Lampenkammer und noch an einem andern Orte. Figaro saß unterdessen ganz ruhig in seinem Versteck und zog, um sich die Langeweile bis zum nächsten Auftritt des Masaniello zu vertreiben, auf seinem Streichriemen mit unendlicher Nonchalance seine patenten Rasirmesser ab.

Als Masaniello, ermüdet vom Suchen und Niesen, wieder auftrat, schlüpfte unser gemüthlicher Figaro zu seinem alten Specialfreund ins Soufleurloch mit den Worten: „Guten Morgen, Vielliebchen."

Der verblüffte Soufleur, mit dem Figaro am Abend vorher ein Vielliebchen gegessen, ließ sich mit

ihm über diese listige Ueberraschung und über diese überraschende List in einen höchst langweiligen Disput ein, worüber er sich und seine für unsern Masaniello höchst wichtige Function (das Soufliren) vergaß. Masaniello blieb einige Mal stecken, nies'te einige Mal, ward einige Mal ausgelacht und . . . . . der Vorhang fiel.

Figaro, von dem Signor Solfeggio im Souffleurkasten bemerkt, enteilte noch zur rechten Zeit der heraneilenden Nemesis und kroch, da er keine andere Ausflucht sah, mit Blitzesschnelle und bewundernswerther Bieg- und Schmiegsamkeit in den ersten besten Hinterfuß eines sorglos und müssig dastehenden Elephanten von Holz und Pappendeckel.

Masaniello eilt mit grimmiger Miene unters Podium, rennt den langweiligen Soufleur um und fragt: „Wo ist! psi! der Hund, der Figaro!“ Er nies't mehrere Mal und rennt, nach fruchtlosem Suchen, athemlos wieder auf die Bühne, denn schon beginnt der vierte Act.

Masaniello's Hoffnung war noch auf die Schlummer-Arie gerichtet, die er in seiner Einbildung für die Nummer hielt, die er am besten sang. Allein auch diese Hoffnung scheiterte — denn sein Kopf wirbelte, durch das ewige Niesen ganz confus gemacht, wie eine türkische Mohrentrommel. Halb taub, sang er bald zu hoch, bald zu tief, nies'te aber während der Schlummerarie im Ganzen blos sieben Mal und wurde zur Abwechslung, mit großem Pomp und vielem Eclat ausgetrommelt.

Erst nach vieler Mühe und nach einem kunstvoll vollbrachten Kaiserschnitt mit dem glücklicher Weise erst neu geschärften Patent-Rasirmesser gelang es unserem Figaro sich dem allzuengen Elephantenbein zu entwin-

den und er wanderte nun ruhig, seiner Chicane die Krone bereitend, jener Oeffnung entgegen, in welcher der Kronleuchter hing.

Er guckte durch das Loch auf die Bühne, sah wie Masaniello, in der Wahnsinnsscene, sich mit dem Aermel die Nase wischte, da er kein Schnupftuch hatte, welches ihm wegen des häufigen Niesens nur allzumerklich abging.

Unter gräßlichem Zischen und Trommeln nahte sich die Oper ihrem Ende, Masaniello und der Vesuv spieen Feuer und Flammen und Figaro ließ aus seinem neuen Domicile eine Fluth von den bissigsten Schmähgedichten auf den ausgepfiffenen Ex-Collegen herabregnen.

Solfeggio war für immer gestürzt und reis'te noch an dem nämlichen Abend von Paris ab. Sicherem Vernehnem nach soll er sich jetzt in New-York wieder als Bartschaber etablirt, aber wenig Zuspruch haben.

*

* *

So schwindet der Nimbus großer Mimen. Figaro gibt Allen, die ihn vielleicht beleidigen wollen, den Rath: Nehmt ein Exempel dran!

100.

Das politische Schnupftuch.

„Nicht übel.“
Byron.

Goddam! Der Einfall ist höchst originell. Wenn ich sage: originell, so verstehe ich darunter englisch,

denn nur England ist die Wiege origineller Ideen und Einfälle.

Bisher waren Schnupftücher nur zum Schneutzen auf der Welt — jetzt aber gibt es Schnupftücher nicht blos zum Schneutzen, sondern auch zum . . . Lesen.

Ein Londoner Journalist, mit Namen Berthold, ist auf den eben so originellen als komischen Einfall gerathen, seine Zeitung auf Baumwollenzeug zu drucken und nennt sie nun „das politische Schnupftuch."

Master Berthold muß Oettingers „schwarzes Gespenst" *) gelesen haben. Im zweiten Theile dieses (an mehreren Orten confiscirten) Taschenbuches befindet sich eine allgemeine Lügenzeitung, und in dieser Lügenzeitung befindet sich (Pag. 217) ein Artikel, der folgendermaßen lautet:

„In Fernambuk sah ich ein Schnupftuch, das mich mehr in Bewunderung gesetzt, als die sieben Wunderwerke der Welt. Bei uns pflegt man auf Schnupftücher Landkarten, Abbildungen von schönen Gegenden, Portraits berühmter Personen und dergleichen Kleinigkeiten abzudrucken. In Fernambuk aber gerieth ein Schriftsteller auf die Idee, seine Zeitschrift, statt auf Papier, auf weiße batistene Schnupftücher drucken zu lassen und nannte dieselbe recht passend: Le mouchoir. Das Motto dieser Zeitschrift hieß: „Ceux qui sont morveux, se mouchent."

Aus dem, was das schwarze Gespenst vor zwei Jahren als Lüge mitgetheilt hat, ist vor drei Monaten eine Wahrheit geworden.

---

*) Ein Taschenbuch, das schon im Jahre 1830 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erschienen ist.
Anmerk. d. Figaro.

Durch diesen originellen Einfall hat der Londoner Journalist ein Gesetz umgangen, das von den New-papers, d. h. von den Neuigkeits-Papieren, vulgo Zeitungen, eine enorme Stempelabgabe begehrt. Jede Nummer der Londoner Times kostet 7 Pences. Von diesen 7 Pences müssen die Eigenthümer dieser Zeitung für jede Nummer 4 Pences Stempelgebühren entrichten. Mithin bleibt ihnen nicht mehr als 3 Pences. Von diesen 3 Pences müssen sie Druck und Papier bezahlen, die Redacteure und Schriftsteller honoriren, Correspondenten und Gallopins besolden, Büreaumiethe, Botenlohn rc. bezahlen. Man sieht aus dem eben angeführten Beispiel, daß jene Stempelabgabe eine Last ist, welche der quasi-freien Presse in England schwer darniederdrückende Fesseln anlegt.

Es ist bekannt, daß die englischen Gesetze nicht nach dem Geist, sondern nach dem Buchstaben ausgelegt werden. Und da in dem Stempelgesetze nur von New-papers, d. h. nur von Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, die Rede ist, so hat Master Berthold seine Zeitung auf Zeug drucken lassen, braucht nun keine Stempelgebühren zu entrichten und kann deshalb sein Journal um die Hälfte billiger als jedes andere liefern.

Die englische Regierung wird, um auch dem politischen Schnupftuch ihren Stempel aufzudrücken, ein neues Gesetz improvisiren müssen, nach welchem alle Zeitungen, sie mögen nun auf Leinewand, Seide oder anderes Zeug gedruckt sein, stempelpflichtig sind.

Bevor aber diese neue Bill durchs Unter- und Oberhaus geht, unterdessen verstreichen 6 bis 8 Monate und während dieser Zeit wird der Londoner Journalist ein steinreicher Mann. Vive le génie!

Die Abonnenten des „politischen Schnupftuchs" haben viele Vortheile vor den Abonnenten anderer Zeitungen. Sie lesen zuerst die Zeitung, alsdann wischen sie sich, wenn sie wollen, mit ihr die Nase ab. Ein doppelter Gewinn. Die Abonnenten haben, wenn das Jahr abgelaufen ist, 365 Schnupftücher. Mithin sollten auf dieses Blatt vorzüglich jene Leute pränumeriren, die viele Nasen bekommen. Je mehr Nasen man hat, desto mehr Schnupftücher braucht man — das liegt, wenn ich nicht irre, ganz in der Natur der Sache. Da paßt denn auch das Sprichwort: Ceux qui sont morveux se mouchent, in mehr als einer Bedeutung.

Wie aber, wenn nun alle englische Zeitungen auf Leinwand erschienen, um, wie „das politische Schnupftuch" die Stempelgebühren zu ersparen. Mort de ma vie! das gäbe einen köstlichen Spaß.

Wenn z. B. der Atlas (bekannt wegen seines Riesenformates) auf Leinwand gedruckt würde, so könnten sich die Abonnenten aus je 2 Nummern dieser Zeitung ein Hemde machen lassen. Der Atlas erscheint wöchentlich einmal, mithin würden die Abonnenten des Atlas jährlich 23 neue Hemden bekommen und dadurch viel Geld ersparen.

Wenn die Times auf Englischleder gedruckt würden, so könnten sich die Abonnenten aus je 3 Nummern dieses Journals ein Paar Sommerhosen anfertigen lassen. Das Blatt erscheint täglich, mithin erhielten die Abonnenten Stoff zu circa 120 Pantalons.

Wenn der Morning Chronicle auf Batist gedruckt würde, so könnten sich die Abonnenten aus jeder Nummer dieses Blattes 10 Cravaten oder 30 Vatermörder schneiden. Sie würden also, nach Ablauf

eines einzigen Jahres, genau berechnet: 3,650 Cravaten oder 18,250 Vatermörder haben.

Wenn die Evening-Post auf Piquée gedruckt würde, so könnten sich die Abonnenten aus jeder Nummer dieses Blattes 2 Piquéewesten machen lassen. Sie bekämen dann in jedem Jahre 730 Westen. Was will man wohl mehr für sein Geld haben? Die Abonnenten dieser Blätter würden dann in 5 bis 6 Jahren einen ungeheuren Vorrath — ein ganzes Magazin von Schnupftüchern, Hemden, Hosen, Westen, Cravaten und Vatermördern haben und könnten sich dann als Kleiderhändler und Marchandes des Modes etabliren.

Auch die Damen, die auf die Blätter abonniren, würden dabei einen guten Schnitt machen. Aus einer einzigen Nummer des Atlas können sie sich 2 Unterhosen, 1 Unterrock und im Nothfall noch ein Paar Schürzen oder Nachthauben machen lassen.

Wär' es nicht ungeheuer komisch, wenn es nicht blos politische Schnupftücher, sondern auch politische Hemden und politische Beinkleider, politische Cravaten und politische Vatermörder, politische Vorhemdchen und politische Westen, politische Schlafmützen und politische Manchetten, politische Schürzen und politische Nachthauben, politische Unterröcke und politische Unterhosen gäbe, worauf Zeitungsnachrichten abgedruckt sind? Man könnte aus den Zeitungen, die Jemand an sich trägt, erkennen, ob er zum Mouvement, zur Resistance oder zum Juste-milieu, d. h. zur Linken, zur Rechten oder zum Centrum gehört.

Wäre es nicht spaßig, wenn in den Conditoreien bei Stehely und Courtin ein Paar Zeitungshosen lägen? Wäre es nicht zum Kranklachen, wenn Jemand ein Zeitungshemde lesen möchte? Wäre es nicht zum

Todtlachen, wenn dann ein Anderer, der dieses Zeitungshemde ebenfalls lesen wollte, zu Jenem hintreten und ihn bitten möchte: Monsieur, les chemises après vous!

Wie gut wäre dies für manch armen Teufel, der keine Hosen und kein Hemde anzuziehen hat. Er ginge in die erste beste Conditorei, verzehrte zwei Silbergroschen und riß sich dann für diese Kleinigkeit ein Paar Hemden oder Hosen heraus.

Wie gut wäre es für Manchen, der aus Vergessenheit sein Schnupftuch zu Hause gelassen. Er ginge in eine Conditorei, riß sich ein Schnupftuch heraus, wischte sich damit die Nase und steckte es zu sich. So ein Mensch hätte dann die Redner der französischen Deputirtenkammer, ganz Frankreich, England, Oestreich, Preußen, Rußland, ganz Europa, noch mehr — die ganze Welt in seiner Rocktasche sitzen.

Welche brillanten Geschäfte könnte dann ein Journal-Leih-Institut machen. Es könnte Hemden, Hosen, Nachthauben, Unterröcke ausleihen.

Wäre es nicht komisch, wenn Jemand zum Leihbibliothekar käme und ihn fragte: „Könnten Sie mir wohl das Atlashemde vom 19. Nov. leihen? Ich schicke es Ihnen morgen wieder." Oder: „Könnte ich wohl die Johnbullhosen von vorgestern zu lesen bekommen?" oder: „Haben Sie den Chronicle-Unterrock von vor acht Tagen bei der Hand? ich möchte gern etwas nachsehen."

Wäre es nicht eben so komisch, wenn der Leihbibliothekar hierauf antwortete: „das Atlashemde ist zerrissen, die Johnbullhosen hat mir Jemand mit Dinte begossen und der Chronicle-Unterrock ist nicht zu Hause, aber die Standart-Nachthaube können Sie bekommen."

Freilich könnte man Zeitungen, welche auf Hemden oder Hosen gedruckt werden, nicht einbinden lassen — dafür könnte man sie aber auch, wenn sie schmutzig geworden sind, waschen und rein machen oder färben lassen, was mit den Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, nicht geschehen kann. Wenn diese einmal schmutzig sind, so ist alles Waschen umsonst — sie bleiben, was sie waren — schmutzig.

Doch genug davon. Wenn es irgend möglich wäre, ließ ich mein Journal auf Blondenshawls drucken. Die Blätter fänden dann noch einen weit größeren Absatz, als das politische Schnupftuch in London.

Es ist ein großes Glück, daß in England keine Censur existirt. Wenn dort keine Preßfreiheit herrschte, so müßten die Journalisten die Hemden und Beinkleider, die Unterröcke und Unterhosen zur Censur schicken und der Redacteur würde ein schönes Gesicht schneiden, wenn er erführe, daß das halbe Hemde gestrichen worden, oder daß ein Unterrock, weil Alles gestrichen worden, einmal ganz weiß erscheinen müßte.

101.

Correspondenz.

Der Figaro hat von einem Engländer einen Brief erhalten, den er seinen Lesern wörtlich, ja sogar buchstäblich mittheilt.

Theurer Herr!

Ich würde mich sehr dankbar fühlen, wenn Herr Figaro den Mr. James Dodd aus London, jetzt in

Berlin, unterrichten wollte, welches die Meinung des deutschen Wortes „Rakker" ist. Dies Wort wird sehr viel häufig von ihm hier in dieser Stadt gehört und bei den verschiedenartigsten Veranlassungen. Auch fällt ihm ins Gedächtniß, daß er an der table d'hôte von dem Redacteur des new-paper „Figaro" hat sagen hören: „das ist ein infamer Rakker!" — Die Meinung des Wortes „infam" untersteht *) er, weil er häufig dies Wort von den Gegnern der Reformbill in deutschen Zeitungen übersetzt gelesen hat — aber er weiß nicht was „Rakker" ist. Er hat vergebens in seinem pocket dictionary untersucht, aber dies Wort nicht finden gekonnt. Mr. James Dodd würde sehr dankbar fühlen, wenn ihn Herr Figaro mit einer Antwort begünstigen wollte.

Aufrichtig der Ihrige
James Dodd,
19. York terrace, Rentish town, new road London.

Figaro hält es für Pflicht, den Brief des Hrn. James Dodd sogleich zu beantworten.

Mein sehr geehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben hat mich überrascht. Ein **Englishman** in Berlin! Welch ein seltenes Ereigniß!! Es geschieht in hundert Jahren nur ein Mal, daß sich ein Sohn Albions nach Preußens Residenz verirrt.

Werden Sie zürnen, mein theurer Herr, wenn meine Neugier die Frage wagt, wodurch Sie bewogen worden sind, nach Berlin zu kommen?

Haben Sie unsere Naturschönheiten hierher gelockt? Glaubten Sie, bei uns einen veilchenblauen

---

*) Soll wohl „versteht" heißen. Anm. d. Red.

Himmel, eine reizende Gegend, großartige Gebirge zu finden?

Wenn Sie das bei uns suchen, so bitte ich Sie, keine Zeit zu verlieren und eilig wieder umzukehren.

Wir Berliner kennen Naturschönheiten nur aus Reisebeschreibungen. Wir haben schon viel davon gehört, aber noch gar nichts davon gesehen. Unsere Natur ist öd', fad und farblos, unser Himmel aschgrau. Er kommt mir bisweilen wie ein Beinkleid unseres Militärs vor, die Farbe ist melirt, „Pfeffer und Salz." Die Gebirge um Berlin sind leider sehr schlecht gerathen; der Kreuzberg, unser Montblanc, ist nicht viel größer als die Warze, die auf der Nase des Dr. Bartolo ihr Winterquartier aufgeschlagen. Das Sprichwort: „da stehen die Ochsen am Berge" paßt leider nicht, wir haben zwar Ochsen, aber keine Berge.

Zog Sie das neuerbaute Colosseum, oder das Theater an der Königsbrücke nach Berlin.

Wenn Sie nur deshalb uns besuchten, so gestatten Sie mir, daß ich Sie herzlich bedauern dürfe. Roms Colosseum verhält sich zu dem Berliner, wie Shakespeare zu Angely. Außer dem Eintrittspreise, den man zahlt und außer den Prügeln, die man bekommt, ist darin gar nichts kolossal. Von dem Theater an der Königsbrücke weiß ich Ihnen so viel zu erzählen, daß ich darüber . . . . . schweigen will.

Da ich mir durchaus nicht erklären kann, was Sie nach Berlin gezogen hat, so muß ich vermuthen, daß Sie blos darum hierher gekommen sind, um von mir eine Erklärung des Wortes „Rakker" zu begehren. Der Zweck ihrer weiten Reise wäre dann sehr originell und eines Engländers vollkommen würdig.

Es gibt viele Worte, deren richtige Bedeutung man nur dann verstehen kann, wenn man in einem

Lande gelebt, wo sie gang und gäbe sind. Ich habe mir deshalb längst vorgenommen, einmal nach England zu reisen, um zu erfahren, was man dort unter dem Worte Liberty versteht.

Das Wort Rakker, um dessen Erklärung Sie mich bitten, ist echt national, echt berlinisch. Es spiegelt sich darin der rosige Witz und die himmelblaue Gemüthlichkeit unserer Populace ab.

Rakker heißt in Berlin ungefähr so viel, als fellow in London. Wie es bei Ihnen einen clever fellow und einen commun fellow gibt, so gibt es bei uns einen schlechten und einen infamen Rakker.

Das Wort Rakker ist bei uns ein Schimpf- und auch ein Ehrenname — eine Injurie und ein Titel.

Rakker ist ein Prädicat, das die Berliner Populace vorzugsweise solchen Leuten beilegt, die gleich wieviel wodurch Sensation erregen, Aufsehen machen, solchen Leuten, die eine spitze Feder, eine gute Klinge oder eine scharfe Zunge führen. Aus diesem Grunde wird auch der Herausgeber des Figaro mit diesem Namen beschenkt.

Rakker ist ein Mann, vor dem man aus diesem oder jenem Grunde Furcht hat, der schaden und nützen kann, mit dem man's nicht verderben soll.

Wie sich die Franzosen bisweilen ihres Vaurien statt eines Compliments bedienen, so gebrauchen die Berliner das Wort Rakker auch als beschönigendes Epitheton.

Mr. James Dodd wolle mich entschuldigen, wenn ich über den etymologischen Ursprung dieses Wortes einen dichten Schleier werfe, da es sich nicht mit der Delicatesse verträgt, über die Abkunft dieses bedeutungsvollen Wortes nachzusinnen.

Es genüge, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit dem Worte „Rakker" durch ganz Berlin, wie mit „Goddam" durch ganz London und mit „Monsieur" durch ganz Paris durchkommen und sich damit überall verständlich machen können.

Dies ist Alles, was ich Ihnen über das famöse Wort mittheilen kann und darf.

Brauchen Sie, Mr. James Dodd, einen guten Barbier, so wenden Sie sich gefälligst an

Figaro.

Nachschrift.

So eben bemerke ich, daß Mr. James Dodd in seinem Briefe an mich das Wichtigste vergessen hat. Er hat mir zwar geschrieben, wo er in London wohnt, aber nicht, wo ich ihn Berlin finden kann. Da ich seine Wohnung nicht weiß, so muß ich die Antwort auf seinen Brief in dem Figaro abdrucken lassen, damit Herr James Dodd die gewünschte Erklärung erhalte.

Sollte der Herr Englishman Berlin schon wieder verlassen haben, so wird dem Figaro nichts Anderes übrig bleiben, als die Antwort unter der angegebenen Adresse nach London zu schicken.

102.

Idiosynkrasien.

„Brendecke halte mir, mir is schwiemlich."
Voltaire.

Fast jeder Fürst hat eine Antipathie. Was ich Dir jetzt erzählen will, ist historisch wahr.

Heinrich der Dritte, König von Frankreich, konnte keine Katze leiden. Es wurde ihm unwohl, wenn er in ein Zimmer kam, worin ein solches Wesen war.

Wie der Hund das Sinnbild der Treue, so ist die Katze das Symbol der Falschheit.

Beweis't Heinrichs Abneigung gegen die Katzen, daß ihm die Falschheit unerträglich war? Oder glaubte er in jeder Katze das Ebenbild einer ungetreuen Geliebten zu erblicken?

Der Herzog von Epernon fiel beim Anblick eines Kaninchens in Ohnmacht.

Ladislaus, König von Polen, konnte ohne Abscheu keinen Apfel sehen.

Vielleicht kam dies daher, weil ihn der Apfel an den Reichsapfel erinnerte, der schon oft ein Zankapfel gewesen war.

Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwig des Dreizehnten, wurde ohnmächtig beim Anblick einer weißen Rose.

Heinrich, Herzog von Guise, konnte keine Rosen riechen. Es fragt sich, was für Rosen.

Johann der Zweite, Großherzog von Moskau, bekam das Fieber, wenn er ein Frauenzimmer sah.

Der arme Mann! Er ist sehr zu bedauern.

Auch viele berühmte Staatsdiener und Gelehrte hatten Abscheu vor gewissen Dingen.

Der Kanzler Bako wurde krank, wenn eine Mondfinsterniß eintrat.

Es wäre gut, wenn jeder Kanzler solch eine Abneigung vor Finsterniß hätte, als Bako.

Erasmus bekam das Fieber, wenn er Fische sah. Es fragt sich, was für Fische. Vielleicht Stockfische? Auch ich kenne einen Mann, der diese Fische nicht gut vertragen kann.

Tycho de Brahe fiel zu Boden, wenn er einen Hasen sah. Ein Beweis, daß er selbst ein Hase war.

Scaliger zitterte am ganzen Leibe, wenn er Brunnenkresse sah.

„Erkläret mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur.“

Was mag wohl die Ursache dieser Idiosynkrasien sein? Wenn Figaro ein Conversationslexikon hätte, so würde er das Wort nachschlagen und Dir das, was ich darüber gelesen, mit andern Worten wiedererzählen. Du würdest glauben, er sei ein grundgescheidter Mann — er will aber nicht, daß Du mich für etwas halten sollst, was er nicht ist.

Figaro ist zwar kein Fürst, kein Staatsdiener und Gelehrter, er ist blos Barbier und Thierarzt. Dessenungeachtet hat er aber auch seine Antipathien. Wer kann ihm das wehren?! Antipathien sind steuerfrei und jeder Bürger kann deren haben, soviel als ihm beliebt.

Figaro kann Katzen, Kaninchen, Fische, Hasen und andere Viehsorten, Figaro kann Rosen und Frauenzimmer, Brunnenkresse und Mondfinsterniß sehen, das Alles genirt und rührt ihn nicht, ihm wird nicht unwohl, er zittert nicht, er wird nicht ohnmächtig. Im Gegentheil, wenn er braune Fische und einen soliden

Hasenbraten sieht, so bekommt er Appetit; und wenn er Rosen und Frauenzimmer sieht, so freut er sich, aber nur bisweilen.

Er kann wohl Rosen, aber nicht Basilicum riechen. Wenn er den Pater Basilio sieht, so wird er vor Zorn anfangs violett und später zinnoberroth.

Wenn er den **Dr.** Bartolo sieht, so empfindet er so großen Ekel, daß er sich um einen Spucknapf umsehen und Hoffmannstropfen zu sich nehmen muß.

Wenn er die eitle Marcelline und ihre geborgten Reize (im Negligée) sieht, so wird ihm unwohl. Er muß sich zu Bett begeben, Fliederthee trinken und sich bis über den Kopf zudecken, damit er wieder zu sich kommt.

Außerdem hat Figaro eine große Abneigung vor Sternen, Kreuzen, Bändern u. dergl. mehr.

Auch Basilio hat seine Antipathien.

Worte, wie Preßfreiheit, Toleranz, Humanität, Liberalität, Ehre, Ruhm (aber nicht Rum) sind ihm ein Dorn im Auge.

Freisinnige Männer, spitze Federn, liberale Journale sind ihm ein Gräuel. Er kann sie nicht riechen.

Dr. Bartolo, ein Arzt ohne Patienten, hat eine Antipathie gegen gesunde Leute. Wenn er einen Menschen sieht, dem nichts fehlt, wird ihm unwohl.

So hat Jeder sein Steckenpferd und Jeder seine Antipathien.

103.

Mignon,

der ostindische Kakadu.

„Es war einmal ein . . . . .“
A. v. Tromlitz.

Ja, Mignon ist ein merkwürdiges Vieh.

Als er in der Umgegend von Pondichery zur Welt kam, war er blendend weiß, weißer noch als die flimmernde Schneeflocke, als das glänzende Schwangefieder und als die Blüthenwange der keuschen Lilie.

Kein Makel war auf seinem Körper — sein Gefieder war das reinste Weiß, das man sich denken kann.

Er war ein Jüngling noch an Jahren,
Sechzehn zählte kaum er nur.

Da ward er, schlafend, gefangen und von dem, der ihm die Freiheit geraubt, an einen Commissionär verkauft, welcher ihn mit einem nach London absegelnden Kauffahrteischiffe (das, wenn ich nicht irre Spes hieß) an einen Menageriebesitzer schickte, der sich zu jener Zeit mit seinen Thieren in der Themsestadt aufhielt.

Unser Mignon segelte in Gesellschaft von 5 anderen sauberen Vögeln am 5. Julius von Pondichery ab, kam aber erst am 10. October in Englands Metropolis an.

Der Menageriebesitzer war unterdessen mit seiner mehrbeinigen Gesellschaft nach Paris abgereis't — Mignon mußte ihm nachgesendet werden.

In der Menagerie, die sich auf dem Boulevard du Temple sehen ließ, machte sich der ostindische Ankömmling durch seine blendende Weiße, durch sein sammetartiges Gefieder vor allen anderen Papagoy-Arten

bemerkbar. Auch war er, durch die Behandlung seines Principals, beispiellos kirr geworden.

So kam es, daß manch weiches Frauenpatschchen sich ein Vergnügen daraus machte, ihm ein Bisquit zu offeriren. Er nahm es dankbar an und küßte der holden Geberin die Hand dafür. Jede Schöne, welche diese Menagerie mit ihrer Gegenwart beehrte, suchte den weißen Kakadu auf und unterhielt sich mit ihm. Sagte sie: Donnez moi la patte, so reichte er mit ungezwungener Grazie sein Pfötchen hin und ließ es so lange in der Hand seiner Freundin ruhen, bis sie es los ließ.

Die Damen nannten ihn mon Mignon, und die Herren, aus Neid, weil er so viele Herzen stahl, Filou, Badaud, Gaillard. Viele drohten ihm mit Nasenstübern und gaben ihm mit dem Handschuh einen Schlag auf den bißfertigen Schnabel. Der Eigenthümer zog das Prädicat vor, das ihm die Damen gegeben, und hieß ihn von jetzt an nicht anders als Mignon.

Der Kakadu war noch nicht 3 Monate zu sehen, da fand sich ein steinreicher Lord, der dem Menageriebesitzer nicht eher Ruhe ließ, bis ihm dieser den Mignon für 30 Louis abtrat.

Dieser Lord hatte eine Liebschaft mit einer gewissen Eugenie, welche Koryphäe im Corps de Ballet der großen Oper war. Die Tänzerin hatte den Kakadu gesehen und ihn dergestalt liebgewonnen, daß sie dem Lord den Auftrag gab, ihn dem Eigenthümer abzukaufen, er koste was er wolle. Sie drohte dem Engländer mit ihrer Ungnade — dies war hinreichend, ihn zu Allem zu bewegen, denn Mylord liebte sie — blos deshalb, weil sie rothes Haar hatte.

Mylord besuchte jeden Morgen gegen 12 Uhr

seine Dulcinea — er nahm bei ihr das Gabelfrühstück zu sich, das in der Regel aus ein paar Bouteillen Portwein, 2—3 Beefsteaks und einigen Küssen bestand, die er von seinem „theuren Rothkopf" erhielt.

Mignon war Zeuge ihrer vertraulichen Conversation und störte sie öfters durch ein höchst unangenehmes Krächzen, das tiefen Unwillen zu verrathen schien. Warum Mignon unwillig war, das weiß ich nicht. Ob er den Engländer um die Beefsteaks oder um Eugenie's Liebkosungen beneidete, das kann ich Dir wirklich nicht sagen. Manchmal sprach sich dieser Unwille noch eclatanter aus. Der schneeweiße Kakadu wurde auf Augenblicke ganz carminroth. Eugenie, abergläubisch wie jede Koryphäe, erschrak über dieses Phänomen. Mignon wechselte die Farbe so schnell, wie mancher unserer politischen Schriftsteller. Er war schneeweiß, wurde häufig feuerroth und entfärbte sich wieder.

Eugenie bekam Furcht; sie glaubte, der Teufel säße in dem Kakadu. Auch unsern Lord schien das Vieh zu beunruhigen.

Beide wollten sich den chamäleontischen Kakadu vom Halse schaffen. Eugenie nahm ihm das Fußkettchen ab und sperrte die Fenster auf. Sie hoffte, Mignon liebe die Freiheit und werde seinem Kerker entfliehen. Das that er nicht. Mylord beguckte ihn oftmals durch seine Lorgnette und berathschlagte im Stillen, was mit dem Kakadu geschehen solle. Einmal sagte er: „Wenn sich Mignon untersteht, noch einmal roth zu werden, so drehe ich ihm den Hals um, yes." Der Kakadu schien diese Drohung verstanden zu haben und wurde, gleichsam zum Trotz, noch mehr als gewöhnlich roth. Mylord wollte ihn beim Schopf nehmen — Mignon vertheidigte sich und biß

ihm in der Eile blos die zwei ersten Glieder des Mittelfingers weg. Goddam, schrie der Engländer, und wollte einen neuen Angriff wagen. Mignon biß ihm den Daumen ab, mit einer, beiläufig gesagt, bewundernswerthen Gelassenheit. Mylord tobte wie ein Rasender, Eugenie ließ einen Wundarzt holen, der eiligst herbeikam, um ihren Geliebten, der sich die Finger verbrannt hatte, zu verbinden.

— Mignon muß noch heut aus dem Haus. Hören Sie's, Eugenie, noch heute!

— Yes, Mylord.

— Mignon ist ein Vieh, das keine Lebensart hat . . . . . .

— Yes, Mylord.

— Ein Vieh, das einem Mann wie mir, der jährlich 25,000 Pfund Revenüen hat, Goddam, mehr Rücksicht schuldig ist.

— Yes, Mylord.

Eugenie ließ ihre ganze Nachgiebigkeit los, um ihren Engländer zu besänftigen.

Sie ließ ihm drei gute Beefsteaks braten. Er fraß sie, war beruhigt und ging.

Nachmittags erhielt Eugenie einen angenehmen Besuch. Herr von ***, der Redacteur eines politischen Blattes, dessen Feuilleton vorzüglich jene Tänzerinnen protegirte, welche rothe Haare hatten, ließ sich nach langer, langer Zeit, wieder einmal sehen bei seiner alten Freundin.

Sie empfing ihren Gast mit einer wirklich anziehenden Zuvorkommenheit, machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben und strich ihm, während des Gesprächs, die struppigen Haare, die seine Stirn verdeckten, so viel als möglich in die Höhe. Der

Kakadu fing jetzt, vielleicht um sich bemerkbar zu machen zu kreischen an.

— Was Tausend, Sie haben einen Kakadu? Seit wann?

— Seit sechs Wochen. Fassen Sie ihn nicht an, er beißt.

— S'ist ein hübsches Vieh . . .

— Gefällt es Ihnen?

— Sehr.

— Sind Sie böse, wenn ich's Ihnen als Souvenir anbiete?

— Böse? Au contraire.

— Gut, meine Mutter soll Ihnen den Kakadu morgen früh ins Haus bringen.

— Wozu so viel Umstände?! Mein Jean soll ihn heute Abend abholen.

— Wie Sie wollen . . .

Und noch an demselben Abend holte Jean den Kakadu und am andern Morgen einen Ständer, der dem Mignon zum Wohnsitz angewiesen wurde.

Das war am 11. Mai 1831 geschehen. Unser Kakadu schien sich bei dem Journalisten Anfangs recht zu gefallen. Auch vervollkommnete er sich nach und nach in der Kunst, die Farben zu wechseln. Herr von *** ging ihm mit gutem Beispiel voran und Mignon war ein gelehriger Schüler.

Wenn Herr von *** eine Abend-Unterhaltung gab, so lud er einige hübsche Actricen und mehrere seiner Freunde ein, und wenn der Kakadu im Jeu innocent Küsse tauschen sah — wandelte sich seine weiße Farbe in Ochergelb um. Wenn Niemand mit ihm schön that, wenn ihm Keiner etwas zu naschen gab, so changirte er die weiße Farbe in eine blaue. Vor Neid wurde er gelb und vor Zorn violett.

Eines Tages — es war kurz vor der Revolution — spielte er wie ein Chamäleon in alle Nüancen. In 24 Stunden wechselte er achtmal seine Farbe. Er wurde roth, dann wieder weiß, blau, dann wieder weiß, gelb, dann wieder weiß, grün und zuletzt wieder weiß. Man hätte glauben sollen, dieser changirende Kakadu sei die verwunschene Politik.

Es kam der 25. Juli, der famöse Tag der Ordonnanzen. Herr von *** und sein Blatt waren eifrige Anhänger der rechtmäßigen Herrschaft und Er und sein Kakadu hielten es mit der Farbe der Lilien.

Es kam der 30. Juli, die Tricolorfahne wehte auf der Kuppel der Notre-Dame. Herr von *** und sein Blatt waren nun eifrige Anhänger der neuen Dynastie und Er und sein Kakadu schmückten sich mit den 3 Farben. Herr von *** steckte sich statt der Kokarde den dreifarbigen Kakadu auf den Hut.

So machten Herr von *** und sein Kakadu alle politischen Moden mit.

Mignon hatte einmal blos weiße und rothe Federn, dann wieder grüne, gelbe und schwarze Federn. Fast in jedem Monat nahmen sie eine andere Farbe an.

Jetzt aber ist Herr von *** und Mignon, sein Kakadu, vor Zorn (Gott weiß, worüber) ganz schwarz geworden. Mignon sieht einem Raben weit ähnlicher als einem Kakadu — denn Kopf, Augen, Zunge und das Gefieder — Alles ist durch und durch schwarz.

Der Kakadu sieht in der schwarzen Federkutte wie ein kleiner Jesuit aus. Ah Basile, mon *Mignon*, si j'ai jamais volé du bois vert . . . . .

104.

Corella, die verwunschene Katze.

Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern u. s. w.
Altes Volkslied.

Sie kam mir sehr verdächtig vor. So oft ich sie betrachtete, erfaßte mich ein Etwas, wofür ich keinen Ausdruck finden kann.

Das Fell dieser Katze war ungewöhnlich weiß, weißer als das Fell des Hermelin, weißer als der Teint der Madame X., weißer sogar als das Papier der Spener-Zeitung.

Und ihr Auge war kein Katzenauge. Es war blau, wie ein frisches Veilchen und voll Leben und voll Gluth. Es kokettirte fast eben so gut, als eine Pariser Ballettänzerin.

Und so oft sie mich sah, fing sie zärtlich zu miauen an. Doch weil die Katze zudringlich war, konnte ich sie durchaus nicht leiden. Wer von mir geliebt sein will (Mensch oder Vieh), muß mich maltraitiren. Die Damen, die mich en canaille behandeln, finde ich am interessantesten.

Die Katze war aber zu zuvorkommend und deshalb mir verhaßt.

Einmal, als sie mir zu nah auf den Hals kam, riß ich ihr aus Zorn eine Bartfeder aus.

Was geschah? Etwas Unglaubliches! Die Katze stieß einen entsetzlichen Schrei aus und streifte ihr Fell ab. Es stand jetzt eine junge, blendendschöne Frau vor mir, die ein Etui aller weiblichen Reize, ein Köcher aller Liebenswürdigkeiten war.

Ich stand geblendet, verblüfft und versteinert vor ihr und hatte nicht den Muth, sie anzureden.

Sie gewahrte meine Verlegenheit und sprach also zu mir:

„Habe Dank, Du Sterblicher! Ich bin Corella, eine Fee, die ein mächtiger Zauberer, aus Eifersucht und argwöhnischem Verdacht, in eine Katze verwandelt hatte. Nicht eher sollte ich wieder erlös't werden, bis ein Sterblicher mir eine Bartfeder ausrupfen würde. Du hast das gethan, ich bin nun wieder das, was ich war — eine Fee."

Sie reichte mir ihre Hand zum Kusse hin. Diable, was war das für eine Hand! Noch niemals habe ich eine schönere gesehen. An jedem Finger glänzten eine Unzahl von Diamanten, die alle Farben sprühten.

Sterblicher, fuhr sie fort, für den Dienst, den Du mir geleistet, muß ich Dich belohnen. Fordere was Du willst, es soll Dir werden.

Liebste, beste Fee, antwortete ich, ich überlasse es Deiner Großmuth, Deiner Einsicht, was mir am nützlichsten ist.

Darauf reichte sie mir ihre Perlmutter-Lorgnette, die an einem Goldkettchen hing.

Nimm diese Lorgnette, sprach sie. Kein Optikus auf der ganzen Erde, selbst nicht Herr Amuel in der Königstraße, ist im Stande, solche Lorgnetten anzufertigen. Das Glas hat eine magische Wirkung — Du kannst mit dieser Lorgnette allen Menschen ins Herz sehen — trügen sie auch zehn Pelze und Enveloppen, zehn Mäntel oder Oberröcke. Mit dieser Lorgnette kannst Du in Aller Herzen lesen, den Schein von der Wirklichkeit unterscheiden und untersuchen, wer es von Deinen Freunden und Freundinnen mit Dir gut meint, wer falsch und wer aufrichtig gegen Dich gesinnt ist. Da — nimm die Lorgnette als ein

Zeichen meines Wohlwollens an und .... verliere sie nicht.

Sie reichte mir noch einmal ihre seidenweiche Hand und verschwand wie eine Sternschnuppe.

Vor Freude über dieses Geschenk machte ich in der Eile eine Pirouette und ein Entrechat und .... ging zu Madame **.

Zum Glück traf ich sie zu Hause. Sie kam mir mit einer wahrhaft horrenden Freundlichkeit entgegen, drückte mir die Hand und fragte mich: Wie geht's? Daß ich ihr die Antwort nicht schuldig blieb, versteht sich von selbst.

Wir schwatzten ein Weilchen über Dies und Jenes. Sie fand mich, wie gewöhnlich, äußerst interessant, überschüttete mich mit Elogen und nannte mich einmal, ganz unbefangen, „ihre Wonne."

Ich stutzte, holte meine Lorgnette hervor und betrachtete sie durch das magische Glas. Vive Dieu! Wie erschrak ich, als ich in ihrem Herzen mit großen Fracturbuchstaben die Worte las: „Der O. ist mir unausstehlich! Ich würde ihm die schönsten Grobheiten sagen, wenn ich nicht Gründe hätte, ihn zu täuschen."

— Sie sehen mich ja mit ganz sonderbaren Augen an?

— Ich bewundere Ihre allerliebste Dormeuse. Aber warum auf einmal so blaß?

— Mir ist, als ob ...

— Sie mir etwas gesagt, wovon Ihr Herz auch keine Sylbe gewußt. O geniren Sie sich nicht, Madame, ich weiß, daß ich unausstehlich bin ...

— Mein Gott, woher wissen Sie das ...

— Ich weiß, daß Sie mir die schönsten Grob-

heiten sagen würden, hätten Sie nicht Gründe, mich zu täuschen.

— Wo steht das geschrieben?

— In Ihrem Herzen, Madame.

Sie affectirte eine Ohnmacht, ich ergriff das chemische Feuerzeug, das auf dem Tische stand, hielt ihr ein brennendes Schwefelhölzchen unter die Nase — sie kam zu sich, ich tröstete sie und ging. Wohin? Zu meinem Freunde, Herrn ***.

Er machte mir die bittersten Vorwürfe. Warum geizen Sie so mit Ihren Besuchen, warum lassen Sie sich nur alle Monate ein Mal bei mir sehen?! Sie verkennen Ihren intimsten Freund. Niemand meint es so treu und ehrlich mit Ihnen als ich, und doch bin ich der, den Sie am meisten vernachlässigen.

Ich entschuldigte mich und zog meine Lorgnette zu Rathe, um mich zu überzeugen, ob es dieser Mann denn wirklich so erstaunlich ehrlich mit mir meint.

Parbleu! was las ich da! Hätte ich von seinem Herzen eine Abschrift bekommen können, so würde ich ihm aus Scherz drei Dutzend Injurienprocesse an den Hals geworfen haben. Der Mann, der sich mit dem Firniß der wärmsten Freundschaft anstrich, derselbe Mann war einer meiner entschiedensten Gegner.

An diesem Tage machte ich wohl 50 Visiten. Ueberall fand ich mich getäuscht. Da, wo ich ein theilnahmvolles Herz hoffte, fand ich eine kalte Gefühllosigkeit. Alles heuchelte mir eine innige Freundschaft. Nur ein Mann, gerade der, dem ich das Wenigste zutraute, gerade der war mir ein treuer, aufrichtiger Freund.

Wie bitter war die Enttäuschung, die ich der Lorgnette meiner Fee zu verdanken hatte. Ich glaubte mich umringt von Freunden, die an meinem Schick-

sale so warmen Antheil nehmen — die mich so treu wiederlieben, als ich sie geliebt, und fand — daß Alles nur Maske, Alles nur Schein war. Eine heiße Thräne rollte über meine Wange, mein Herz, schwer getäuscht, unterlag einem nie gefühlten Schmerze. Und eine Thräne folgte der andern, eine bittere Wehmuth schwellte den Quell meines Kummers. Da nahm ich die Lorgnette, stellte mich vor den Spiegel und . . . . guckte mir selbst ins Herz. Hier glaubte ich Ersatz zu finden für die arge, herzbrechende Täuschung. Aber wie erschrak ich, als ich einsah, daß ich's mit mir selbst nicht gut meinte. Wie kannst Du verlangen, daß Dich Andere lieben sollen, wenn Du selbst Dich nicht liebst? Du würdest anders handeln, wärst Du für Dein Wohl besorgt. Du würdest kriechen, schmeicheln, heucheln und so lange speichellecken, bis Du Dein Ziel erkrochen hast.

Und ärgerlich über mich selbst — zerbrach ich die Lorgnette, die mich aufs Neue mit der Menschheit und ihrem falschen Treiben entzweit hatte.

Mein Herz — es blutete. Ein kalter Schauer rüttelte die geängstigte Seele; ich setzte mich zum Kamine hin und sah starr und gedankenlos in die sterbende Flamme. Mitternacht brach herein — das Feuer war erloschen, meine Augenlieder fielen zu und als ich erwachte — war es heller Morgen.

105.

Die Trösterin.

(Ein Phantasiestück.)

Es war an einem schönen Mai-Abend. Ich stand auf dem Montmartre und sah trüben Sinnes hinab auf den großen Häuser-Archipel und auf die bunten Wogen der geschäftigen Menschenmasse. Allein war ich mit meiner Sehnsucht Schmerz und meiner Liebe Gram und schaute mit stierem, thränenschwangern Blick den Untergang der königlichen Sonne an. Langsam stieg sie die Stufen der Gebirge hinunter, zog ihre lange Purpurschleppe nach, hüllte das schwankende Halbdunkel des Horizontes in den weiten Strahlenmantel des goldenen Abendroths, warf glühende Abschiedsblicke auf die smaragdene Kuppel der Bäume und auf das greise Haupt der Thürme und senkte sich dann in die weichen Wellen-Arme der Thetis, um dort auszuruhen von ihrer weiten Reise. Dort angekommen, legte sie ihr welterleuchtendes Diadem ab und badete sich, in ihrer nackten Schönheit in dem saphirenen Bassin des Meeres.

Allmälig ward es dunkler. Ich stand noch vertieft in trüben Gedanken, mit der Dunkelheit wuchs auch meine Schwermuth. Da senkte sich die Nacht herab — auf dem Elfenbein ihrer Stirne glühte das Feuerauge des Abendsterns. Eingehüllt in einen schwarzen Faltenschleier, warf sie dichte Schatten auf die

Erde aus, ließ ihren Schleier fallen und stand dann in einem Trauerkleide da, das mit Millionen flimmernden Sternen übersäet war, die wie funkelnde Flitter zitterten. Selene stieg, mit einem goldenen Halbreif auf dem Haupte, hinter dem Rücken der Berge herauf und ließ auf die umnachtete Erde silbernes Flockenlicht herabschneien, das weiße Rosen in die schwarzen Locken der Nacht flocht.

Doch in meiner Seele ward es, statt lichter, immer trüber und trüber. Eine brennende Sehnsucht schwellte die Segel meiner Seele und wollte mich in das Land führen, wo die Geliebte meines Herzens weilt. Von ihr getrennt, dünkte mir die ganze Schöpfung so öd' und armselig, wie ein unbeweintes Grab, auf welchem keine Blumen blühen.

Ich wollte hin zu ihr — und konnte es nicht. Da wuchs meine Sehnsucht zur Riesin heran; weinen wollte ich, doch das Auge geizte mit seinen Thränen und blieb trocken und kalt.

Plötzlich stieg vom sterndurchwirkten Himmel eine jungfräuliche, feenartige Gestalt herab. Sie war in ein blendendweißes Gewand gehüllt, in ihrem goldgelockten Haar glänzten gluthvolle Rosen, die ein üppiges Parfüm ausathmeten, und in den Augen leuchtete eine Sonne, welche begeisternde Lichtstrahlen ausgoß.

Zwei riesige Schwingen, auf deren sammtenes Gefieder Iris den Schmuck ihrer Farben hingestreut und einen schillernden Blüthenstaub ausgegossen hatte, gaben der himmlischen Gestalt das Ansehen eines Phönix, der mit ausgespannten Segeln durch das blaue Meer der Lüfte steuert.

Die reizende Gestalt, von der jeder Zoll eine anmuthige Feie war, ließ sich zu mir hernieder und fragte mich, ob ich wisse, wer sie sei.

Nein, antwortete ich.

Ich bin, sprach sie, ein Funke aus Jehova's Auge, ein Wesen, das mit den Sternen Würfel spielt, den Himmel in die Hölle schleudert, aus dürren Sandwüsten fruchtbeladene Oasen schafft und den eisstarren Winter in einen blüthenwimmelnden Frühling verwandelt, aus dem nachtumflorten Himmel einen lichtgekrönten Tag macht, aus eingeäscherten Ruinen großartige Paläste erstehen läßt, den finstern Sarg in eine Rosenwiege, die Sorge in leichtgeschürzte Freude und den Schmerz in Lust verwandelt . . . . mit einem Wort, ich bin die Phantasie.

Ich fiel auf die Knie und küßte den Saum ihres flatternden Gewandes.

Ich komme, Dich zu trösten, fuhr sie fort, hob mich auf und drückte einen Kuß auf meine glühende Stirn. Dieser Kuß soll Deine Leiden stillen, Deine Wunden vernarben und Deinen Wünschen Gewährung schenken.

Drauf schwang sie sich in die Lüfte, entfaltete mit titanischer Kraft ihre Schwingen und schüttelte, während des Fluges, den Ambraduft ihres Blüthenstaubes und den geschmeidigen Schmelz ihres Farbenschmuckes ab, der sich, gleich einer zauberischen Schminke, herniederließ, um Alles zu ergänzen, Alles zu verschönern, Alles zu verklären. Ich fühlte mich magisch ergriffen und zu den Sternen hingezogen. Die Phantasie lieh mir Adlerschwingen, die mich hoch in die

Lüfte trugen. Ich pflückte alle Sterne vom Himmel ab und flocht ein Diadem daraus, das ich der Geliebten zu Füßen legen wollte.

Während ich so im Meer des Entzückens schwamm und in höhern Regionen schwebte, brach mitten in der Nacht der junge Morgen herauf. In dem Morgenstern erblickte ich das Auge der Geliebten. Gierig schlürfte ich seine Strahlen ein; zitternd drückte ich einen heißen Kuß auf den halbgeöffneten Purpurmund Aurora's, die jetzt aus einem süßen Traum erwachte und sich mit ihren Rosenfingern den Schlaf aus den Wimpern rieb. Und als sie ihr Auge aufschlug, ward es Tag in der Welt und Tag — in meiner Seele.

Die Phantasie hatte Balsam in meine Seele geträufelt, mich getröstet und gelabt, mich gestärkt und erquickt und mein krankes Herz mit neuer Hoffnung erfüllt.

106.

Physiognomien der Frauen.

Musik ist (wie überhaupt jede Kunst) eine Frau, und jede Frau ist eine Musik. Man kann die Physiognomien der Frauen, wie die Musik in 12 Dur- und 12 Moll-Tonarten eintheilen. Nach diesem musikalischen System gibt es also:

1. **C-dur-**	Physiognomien =	Gesichter	ohne Kreuz	offen, freundlich, harmlos.
2. **C-moll-**	„	„	mit 3 **B**,	schwermüthig, schmerzlich bewegt.
3. **Cis-** oder **Des-dur-**	„	„	„ 5 **B**,	aufbrausend, feurig.
4. **Cis-moll-**	„	„	„ 4 Kreuzen,	träumerisch, phantastisch.
5. **D-dur-**	„	„	„ 2 Kreuzen,	lustig, ausgelassen, muthwillig, kokett.
6. **D-moll-**	„	„	„ 1 **B**,	unbefriedigte Sehnsucht.
7. **Es-dur-**	„	„	„ 3 **B**,	ernst, gravitätisch.
8. **Es-moll-**	„	„	„ 6 **B**,	verzweifelnde Liebe.
9. **E-dur-**	„	„	„ 4 Kreuzen,	imposant, gebieterisch.
10. **E-moll-**	„	„	„ 1 Kreuz,	geisterhaft, schaurig.
11. **F-dur-**	„	„	„ 1 **B**,	sanft und mild.
12. **F-moll-**	„	„	„ 4 **B**,	traurig, düster.
13. **Fis-dur-**	„	„	„ 6 Kreuzen,	schwerfällig.
14. **Fis-moll-**	„	„	„ 3 Kreuzen,	klagend, melancholisch.
15. **G-dur-**	„	„	„ 1 Kreuz,	naiv, schelmisch.
16. **G-moll-**	„	„	„ 2 **B**,	unglücklich liebend.
17. **As-dur-**	„	„	„ 4 **B**,	edel, erhaben.
18. **As-** oder **Gis-moll-**	„	„	„ 5 Kreuzen,	tiefgefühlter Schmerz.
19. **A-dur-**	„	„	„ 3 Kreuzen,	leicht, üppig.
20. **A-moll-**	„	„	ohne Kreuz,	schwärmerisch, verliebt.
21. **B-dur-**	„	„	mit 2 **B**,	stolz, spröde.
22. **B-moll-**	„	„	„ 5 **B**,	fromm, heilig, andächtig.
23. **H-dur-**	„	„	„ 5 Kreuzen,	stürmisch, bewegt.
24. **H-moll-**	„	„	„ 2 Kreuzen,	wehklagend.

Fragt mich Jemand, wie diese oder jene Dame aussieht, die er nur dem Namen nach, nicht persönlich kennt, so frage ich ihn, ob er Musik versteht. Sagt er ja, so nenne ich ihm die Tonart ihrer Physiognomie, gebe ihm die Farbe ihres Auges, ihrer Haare an und dann kennt er sie.

Der Begriff von Schönheit ist sehr verschieden. Der Eine liebt weibliche Physiognomien aus **A-moll**, der Andere aus **B-dur**. **De gustibus non est disputandum.** Ich, für meinen Theil, ziehe die Physiognomien aus **B-moll** allen übrigen vor.

Wenn ich aber einmal heirathe, so wähle ich mir eine Frau, deren Physiognomie entweder aus **C-dur** oder **A-moll** ist. Warum? Weil ich dann kein Kreuz mit ihr habe.

Die Damen aus **Fis-dur** sind die schlimmsten. Wer sich Frauen aus dieser Tonart heirathet, der hat nicht nur eins, sondern gar sechs Kreuze.

Die Frauen haben aber außerdem viele Aehnlichkeit mit der Musik. Frauen und Musik gewähren uns Trost und Erheiterung, Frauen und Musik versetzen unsere Seele in höhere Regionen, sie erheben, begeistern und entzücken.

Bei Musik und Frauen kommt viel — ja fast Alles — auf richtigen Takt an.

In der Musik und bei den Frauen treten oft Pausen ein.

Jede Frau gleicht einer großen Oper. Ihr Gesicht ist eine Ouvertüre, ihr Auge eine Introduktion, ihr Blick ein Recitativ, ihre Miene eine Arie, ihre Zunge ein Chor, ihr Kuß eine Romanze, ihr Arm ein Rondo, ihre Hand ein — Marsch!! Was das Finale von dieser Oper ist, brauche ich deshalb nicht zu sagen, weil es Jeder von sich selbst weiß.

Wie die Musik von allen Künsten die erhabenste, so ist das Weib von allen Geschöpfen das schönste.

Was wäre das Leben ohne Frauen? Eine Frau ohne Leben.

Was wäre das Leben ohne Musik? Eine Musik ohne Harmonie, ein Ball ohne Tanz, eine Soirée ohne Thee.

107.

Tricephalus.

Er lebt (wie man sagt) in Jamaica. Der gute Mann hat nicht weniger als 3 Köpfe, sage drei Köpfe.

Du schüttelst den Kopf, du willst es nicht glauben. Aber warum? Nichts ist unmöglich in der Welt.

Ich kenne Leute, die eine Nase, ich kenne Leute, die keine Nase, ich kenne Leute, die viele Nasen haben. In Delphi existirte ein Dreifuß, warum soll nicht in Jamaica ein Dreikopf existiren? Alles ist möglich.

Herr Tricephalus ist ein Monstrum, das aus mehr als einer Rücksicht unsere Aufmerksamkeit verdient. Wenn Du es erlaubst, so will ich ein wenig für Dich nachdenken.

Es gibt viele Menschen in der Welt, die ohne Kopf zur Welt gekommen sind. Wer ist glücklicher, der Mann, der keinen Kopf hat, oder der Mann, der drei Köpfe hat?

Ich halte den Kopflosen viel glücklicher. Als Beweis führe ich folgende Gründe an:

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann unmöglich etwas in den Kopf steigen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch niemals Kopfschmerzen haben.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann sich auch natürlich nichts in den Kopf setzen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch keinen Kopf hängen lassen.

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann man auch nicht auf den Kopf kommen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann nicht mit dem Kopf an die Mauer rennen und sich den Schädel zerschlagen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht sich vor keinem Kopfputz in Acht zu nehmen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann niemals geköpft werden.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht (was das Allerbeste ist) keine Kopfsteuer zu bezahlen.

Ein Mann endlich, der keinen Kopf hat, kann zu den höchsten Würden und Aemtern gelangen.

Wie unglücklich ist dagegen der, der drei Köpfe hat???

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann nicht blos einmal, sondern zwei- und dreimal geköpft werden.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, muß eine dreifache Kopfsteuer bezahlen.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann höchstens ein Nachfolger des Höllenhundes, ein Prätendent des Cerberus, eine Schildwache der Höllenpforte werden.

Das Sprichwort sagt: Tot capita tot sensus. Ein Mensch, der drei Köpfe hat, muß also auch drei verschiedene Sinne und Meinungen haben.

Wie schwer ist es aber, so viele Sinne unter einen Hut zu bringen?!

Tricephalus hat drei Köpfe. Der eine dieser Köpfe, der auf der rechten Seite sitzt, ist ein Royalist, der zweite, in der rechten Mitte, ist ein Constitutioneller, und der dritte, auf der linken Seite, ist ein Republikaner.

Der rechte Kopf verlangt Dieses, der mittelste Jenes und der linke wieder etwas Anderes. Ein Kopf heult dem andern Kopf dergestalt den Kopf voll, daß zuletzt kein Kopf weiß, wo ihm der Kopf steht. Jeder Kopf setzt seinen Kopf auf und keiner gibt nach. Die Köpfe nehmen sich dann bei den Köpfen und raufen sich. O Du armer Tricephalus!

Der eine Kopf studirt die Rechte, der andere die Medicin, der dritte die Philosophie. Manchmal fahren die Gedanken des rechten Kopfes in die Gedanken des linken Kopfes. Himmel! was gibt es dann für eine Confusion, für einen Gedanken-Wirwarr!

Tricephalus hat drei Köpfe, mithin sechs Augen, drei Nasen, drei Mäuler, drei Zungen und sechs Ohren. Wenn man bedenkt, daß man heut zu Tage mit zwei Augen schon zu viel sieht, mit zwei Ohren schon zu viel hört und mit einer Zunge zu viel spricht, so wird man mir zugestehen, daß die vielen Augen, Nasen, Mäuler, Zungen und Ohren überflüssige Luxusartikel sind.

Drei Köpfe brauchen drei Hüte, drei Hüte kosten bei Fonrobert 22 Thaler 12 Groschen.

Für 22 Thaler 12 Groschen kann man aber 11 Flaschen Champagner haben, und für 11 Flaschen Champagner kann man gar Vieles in der Welt haben: Ruhm, Lob, Liebe u. s. w.

Fast jeder Kopf hat anderes Haar. Tricephalus hat einen Blondkopf, einen Schwarzkopf und einen Rothkopf. Blond, schwarz, roth sind drei Farben. Diese drei Farben können ihm in China den Kopf kosten.

Wenn dem Tricephalus vor Sorgen die Haare ausfallen, so braucht er drei Perrücken, drei Perrücken kosten bestimmt 30 Thaler.

Für 30 Thaler kann man aber ein Loos in der großen Lotterie spielen und das Vergnügen haben, in allen fünf Classen . . . durchzufallen.

Für 30 Thaler kann ich 90 Parterre-Billets kaufen und einen Fistelsänger auspfeifen oder eine Tänzerin herausrufen lassen.

Wenn Herr G. R. Einer ein Räthsel aufgibt, das so lautet: „Es ist eine Büchse; wenn man sie aufmacht, fallen Federn heraus, womit man schreiben kann, wenn man es gelernt hat;" so muß sich Tricephalus nicht blos einen Kopf, sondern alle drei Köpfe zerbrechen, um dieses schwierige Räthsel zu errathen.

Für drei Köpfe muß man, im Fall man ins Theater gehen will, auch drei Billets haben, denn so viel Köpfe, so viel Zuschauer.

Wenn Tricephalus eine Dame wäre, so brauchte er dreimal mehr Schminken, Hauben und Hüte als jede andere.

Wenn Tricephalus ein Monarch wäre, so brauchte er drei Kronen. Wo sie hernehmen?

Wenn Tricephalus Student wäre, so brauchte er drei Doctorhüte. Wäre das nicht sehr kostspielig?!

Freilich haben drei Köpfe auch ihr Gutes. Man kann, wie ein Janus, mit dem einen lachen, mit dem andern weinen, und mit dem dritten gähnen, wenn

es ihm Spaß macht. Ein Kopf kann wachen, der zweite schlafen, der dritte träumen.

Der eine Kopf kann an diesen, der andere an jenen Gegenstand denken.

Dieses Kopfstück ließe sich noch weiter ausmalen. Allein genug davon! —

108.

Numero 7.

„Eine böse Sieben."
Herloßsohn.

Es liegt in der Rue Richelieu.

Nr. 7 ist ein Eckhaus. Es hat 7 Stockwerke und 7 Fenster in der Fronte. Das mittelste dieser Fenster führt zum geräumigen Balcon, auf welchem (im Sommer) ein buntfarbiger Flor von Hortensien und Levkojen und zwei silberne Käfige stehen, in welchen ein Papagei und ein Kakadu residiren.

Auf ebener Erde wohnt der Wirth dieses Hauses, ein großer Ignorant, der eine Affen-Komödie und drei Töchter hat, von denen Eine schöner als die Andere ist. Dieser Mensch (der Himmel verzeihe mir diesen Ausdruck) hat alle Schulen des Lasters durchgemacht, war erst Spion, dann falscher Spieler, dann Kuppler. Jetzt ist er Vorsteher einer Affen-Komödie, die auf dem Place de Bastille zu sehen ist.

In der Belle-Etage wohnt Demoiselle Battuti, eine Tänzerin, die zwei kohlschwarze Augen, 40,000 Francs Gage, einen reizenden Wuchs, ein Dutzend

Courmacher und zwei allerliebste Knäblein hat. Wiewohl sich schon die halbe Männerwelt um ihre Hand beworben, ist sie dennoch frei und ledig. Ihr Herz gleicht einer Apfelsine, die man in sechs gleiche Theile getheilt hat. Auf je zwei ihrer Courmacher kommt $\frac{1}{6}$ Herz. Dlle. Battuti lebt auf großem Fuße. In jeder Woche gibt sie ein Paar Soupers, die nach Mitternacht ein bacchanalisches Colorit annehmen und zu Orgien ausarten. Der Plafond ihres Salons wird von den Korkstöpseln des entfesselten Champagners so genasenstübert, daß er ganz blau ist; die seidenen Gardinen, Zeugen der Feste, sind roth wie die Wange einer Jungfrau, auf der die Rosen der Scham glühen. Soll ich Dir noch mehr davon erzählen? Ein ander Mal, lieber Leser.

Die zweite Etage bewohnt Madame Allegretto, eine Sängerin zwischen 18 und 45 Jahren, die einen zerbröckelten Sopran hat, an den Hämorrhoiden leidet und in sieben Tagen acht Mal heiser wird. Ihre Gage beläuft sich jährlich auf 25,000 Francs. Sie hat einen Mann, der ein gutes Schaf ist und eine Tochter von 23 Jahren, die man hübsch, ja sogar schön nennen könnte, wenn sie nicht häßlich wäre. Der Mann, ein Juste milieu zwischen Schöps und Lamm, incommodirt sie wenig oder gar nicht. Er sieht den ganzen lieben Tag zum Fenster hinaus und schmaucht sein Pfeifchen. Wenn er einen Adorateur ankommen sieht, so zieht er sich mit Kopf und Pfeife zurück, meldet dessen Ankunft seinem Weibchen, küßt ihr die Hand, zieht sich den Rock an und geht ein Bischen spazieren. Die Zeit hat einige Hypotheken, die sie auf Mad. Allegretto stehen hatte, schon seit Jahr und Tag gekündigt. Die Sängerin hat Jugend und Schönheit, zwei bedeutende Capitalien, von denen

sie in früherer Zeit ansehnliche Interessen bezog, fast gänzlich eingebüßt und sucht nun durch Complaisance zu ersetzen, was ihr an Reiz abgeht.

In dem dritten Stockwerk wohnt Mad. Pathos, eine tragische Schauspielerin, die schon drei Männer auf den Kirchhof und noch drei Mal so viel an den Bettelstab gebracht hat. Aus einer Chronik vom Jahre 1801 haben wir erfahren, daß sie zu jener Zeit sehr reizend soll gewesen sein. Noch jetzt lassen sich Züge finden, welche die Aussage der alten Chronik sattsam bestätigen. Bei Mad. Pathos dient jetzt der vierte Mann. Er liebt sie, sagt man, wegen ihrer 15,000 Francs, bis zum Rasendwerden. Ich gönne ihm ein Glück, um das ihn ein Mann mit completten Sinnen schwerlich beneiden wird.

Die vierte Etage wird von einem ziemlich obscuren Compositeur bewohnt, der sich Trommelfreund nennt und die Eigenschaft besitzt, die Werke großer Tondichter auszubessern, oder richtiger gesagt, zu verhunzen. In seinen Opern pflegt weiter nichts als der Titel originell zu sein, das Uebrige schreibt er von diesem oder jenem Meister ab. Er hat 5000 Francs Gehalt und eine Arroganz, die unter Brüdern 10,000 . . . Nasenstüber verdient.

In dem fünften Stockwerk haus't ein unglücklicher Mensch, der sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt hat: er habe Witz. Er schreibt Stücke für das Theater. Die meisten dieser Producte waten in dem Schlamm der Lasciviität herum und strotzen von moralischem Schmutz. Von neun seiner Piecen pflegen 8½ in der Regel total ausgepocht zu werden.

In der sechsten Etage wohnt ein Maler, der einen großen Buckel, aber nur ein kleines Talent hat. Er gefällt sich in Carricaturen, die ich sehr geistreich

nennen würde, wenn sie nicht so erschrecklich dumm wären. Eine Carricatur ohne Witz ist ein Donner ohne Blitz. Ich mache Herrn Ochergelb ein großes Compliment, wenn ich ihn ein Kameel nenne, das eben so wenig Beruf zur Malerei, als ein Dromedar zur Tanzkunst hat.

In dem siebenten Stockwerk — ganz oben — wohnt ein pausbackiger Recensent, der (wenn ich nicht irre) Fuchsschwanz heißt und wie ein verwunschener Mops aussieht, welcher sich und Andere ennuyirt. Er trägt eine kupferne Brille und ist das Fac simile der Stüpidität. Die dümmste Auster ist gegen diesen Grützkopf ein Universalgenie. Trotzdem spielt er die Rolle eines Kritikers. Er schnaubt, poltert, rumort, wirft mit Kunstbrocken herum, hält sich für das tonangebende Organ und für den gefürchtetsten aller Recensenten. Und doch ist er, wie Jedermann weiß, eine werthlose Null, von der Niemand Notiz nimmt, ein ganz unschädliches Insect, das stechen will, dem aber der Stachel fehlt, ein armer Teufel, von dem jeder Zoll ein kolossaler Lump, ein bejammernswerther Hungerleider ist, in dem die Pauvreté ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Gehen wir noch einmal alle Wohnungen dieses Hauses durch, so finden wir, daß auf ebener Erde der Vorsteher einer Affenkomödie, in der ersten Etage eine liederliche Tänzerin, in der zweiten eine kokette Sängerin, in der dritten eine veraltete Schauspielerin, in der vierten ein musikstehlender Componist, in der fünften ein talentloser Bühnendichter, in der sechsten ein abgeschmackter Maler und in der siebenten Etage der aufgeblasene, eigendünkelige, mopsähnliche Recensent wohnt. Schon daraus sieht man, daß die Bewohner der sechs Stockwerke unter der Kritik sind.

In früherer Zeit hatte Fuchsschwanz all' diese Leute mit Füßen getreten, und dem Vorsteher der Affenkomödie sogar mehrere Male auf die Perrücke gespieen. Allein die Hausbewohner wußten den armen Teufel gar bald zu födern. Sie luden ihn zu sich, schenkten ihm ein Bischen Essen und dann und wann auch ein Paar Thaler, damit er die nöthigen Bedürfnisse befriedigen könne. Der arme Teufel fing sie nun zu lobhudeln an, und schrieb in die Zeitung, was sie ihm Tags zuvor dictirt hatten.

So macht er es noch jetzt. Er schmarotzt bald bei Dem, bald bei Jenem, und frißt sich von ebener Erde bis zur sechsten Etage hinauf. Sonntags ißt er Parterre, Montag bei der Tänzerin, Dienstag bei der Sängerin, Mittwoch bei der Schauspielerin, Donnerstag bei dem Componisten, Freitag bei dem Bühnendichter, Sonnabend bei dem Maler und Sonntag steigt er wieder hinunter zum Vorsteher der Affenkomödie. So schmarotzt er sich durch das Leben durch, zahlt sein Mittagsbrod durch lobhudelnde Recensionen ab und reißt nur jene Künstler herunter, die ihn nicht zur Tafel laden und seinen ewig leeren Magensack mit Speisen füllen wollen.

Nr. 7 ist ein Haus, in dem die ärmsten Sünder domiciliren. Man würde gar Manches erfahren, könnten die Wände dieses Hauses, das eine Scala der Lumpen ist, Memoiren schreiben.

109.

Das Grab der Königin.

Fast täglich fahre ich nach Charlottenburg. Dieser Ort, der mir wie eine Antichambre der preußischen Residenzstadt vorkommt, hat, wie Frankreichs Malmaison, einen ganz eigenthümlichen Reiz für mich.

Mich zieht nicht das türkische Zelt, mich zieht nicht Berlins schöne Welt, sondern ein stilles Grab hin.

Man kann meiner Feder mit vollem Rechte manchen Vorwurf machen. Doch selbst mein erbittertster Feind wird das Verdienst ihr lassen, daß Scheinheiligkeit und Heuchelei ihr fremd sind, daß sie keiner Krone, keiner Macht schmeichelt, und nur dem wahrhaft Großen und Schönen huldigt. Noch niemals hat sie einen lebenden Herrscher angesungen, doch schon manchen Todten beweint, seinem Namen einen Kranz geflochten, seinem Andenken eine Thräne geweiht (obgleich der Todte keinen Orden, keine Tabatière zu verschenken hat).

Zu diesen theuern Todten, denen ich eine unauslöschliche Verehrung zolle, gehört Louise, die fromme Preußen-Königin.

Ich habe sie niemals gesehen — als sie starb, war ich ein Knabe von zwei Jahren. Ich kenne sie nur aus der Beschreibung jener Zeitgenossen, die sie persönlich gekannt haben, welche Zeugen ihres edlen Wirkens gewesen sind und die in ihr eine milde Gottheit, einen segenspendenden Schutzengel verehren.

Vor drei Jahren besuchte ich das Atelier eines unserer berühmten Maler. Dort sah ich ein Bild, das sich tief in meine Seele eingeprägt hat und dessen

engelgleiche Züge erst dann verlöschen werden, wenn diese Seele von dem Körper Abschied nimmt.

Ich stand vor dem Bilde, betrachtete es lange Zeit, ohne zu wissen, wer es sein sollte.

Bei seinem Anblick bemeisterte sich meiner Seele ein Gefühl, das ich früher nie empfunden hatte, ein Gemisch von Sehnsucht, Ahnung, Ehrfurcht und Andacht, das mich fest an die Staffelei bannte, worauf dieses Bild stand. Nachdem ich mich lange an dem Nimbus seiner Schönheit, an dem Diadem seiner Reize gelabt hatte, fragte ich den an einer Madonna emsig arbeitenden Maler, ob jenes Bild ein Ideal seiner Phantasie oder der Abglanz eines Originals sei, das wirklich gelebt, hier auf Erden gelebt.

— Es ist das Portrait der Königin.

— Welcher Königin?

— Der Königin von Preußen.

— Louisens Bild?

— Ja, mein Herr.

Da fiel mir plötzlich das Bild ein, das mir einst meine schöne Mutter entworfen hatte, als ich, ein Knabe von fünf Jahren, sie gefragt, wie die Engel im Himmel aussähen. Meine Mutter war glücklicher als ich, sie hatte zwei Mal die Königin gesehen, ihre Züge eingesogen und sie gut, sehr gut mir beschrieben.

— Was kostet dieses Bild, fragte ich den Künstler, dem mein Enthusiasmus nicht verborgen blieb.

— Zwanzig Friedrichsd'or, gab er mir zur Antwort, und tauchte seinen Meisterpinsel in die Palette, um die Thräne auszumalen, die in dem Auge seiner Madonna, wie eine Thauperle auf der Blüthenwange einer Rose glänzte.

Dem lauten Seufzer, der sich jetzt meiner sehnsuchtsvollen Brust entriß, folgte eine heiße Thräne.

Noch immer stand ich vor dem Bilde der schönen Königin, in dem sich reizende Unschuld und unschuldvoller Reiz gegattet hatten.

Hier war es das erste Mal, wo ich mir Reichthümer wünschte, den Reichen um seinen Mammon und den Künstler um sein Gemälde beneidete.

Wäre ich damals vermögend gewesen, ich hätte dem Maler das Portrait abgekauft und es als Madonnenbild in mein Zimmer aufgehängt. Ich war aber arm.

Schwermüthig verließ ich des Malers Atelier, nachdem ich mir die Erlaubniß erbeten hatte, ihn wieder einmal besuchen zu dürfen. Der gefällige Künstler gewährte mir diese Bitte; und so genoß ich noch öfters des Vergnügens, Louisens Bild bewundern zu dürfen.

Ich entdeckte stets neue Schönheiten, meine wache Phantasie lieh ihrem Bilde frisches Leben, ihrem Auge Feuer und ihrem Munde Worte, die in meinem Ohre wie Accorde klangen, die einer aus himmlischen Höhen herabquellenden Sphärenmusik glichen.

Als ich eines Tages den Maler wieder besuchte, um von Neuem dieses Bild zu betrachten, da fand ich es nicht mehr. Der Maler hatte es an eine polnische Gräfin verkauft, die es mit sich nach Warschau nahm. Und seit jenem Tag hab' ich dieses Bild nicht wieder gesehen.

Was des Malers Phantasie auf die Leinwand hingehaucht, war ein Meisterstück, es war ein himmlisches Bild, ein bildlicher Himmel. So und nicht anders muß Borussia's Königin, die liebevolle Gattin ihres königlichen Herrn, die segensreiche Mutter ihrer Unterthanen ausgesehen haben.

Seit jener Zeit habe ich zwar schon manches Portrait der Königin gesehen, aber keines glich jenem Meisterstück.

Der erste Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht, ist unauslöschlich. Seitdem ich es gesehen, will mir kein anderes mehr gefallen.

Die irdischen Ueberreste dieser schönsten aller Königinnen ruhen in Charlottenburg.

So oft ich nun hinausfahre, möchte ich das Grab der Königin besuchen, vor ihrer Gruft hinsinken, und den Marmor küssen, der ihre Asche, Preußens schönste und heiligste Reliquie, bewahrt.

Wie der gläubige Türke nach dem Grabe des Propheten pilgert, sollten Preußens Unterthanen nach dem Grabe der Königin wandern, um von ihren Manen Schutz und Heil für das geliebte Vaterland zu erflehen.

Warum setzt der Preuße dieser Königin kein Monument? — so fragt das Ausland. Louise bedarf keines Monumentes. Sie hat sich ein Denkmal in den Herzen ihrer Unterthanen gesetzt, das den Marmor und das Erz aller Statüen überleben und noch in den spätesten Jahrhunderten den Völkern die Kunde geben wird, daß einst ein Engel vom Himmel zur Erde herniedergestiegen, um mit Friedrich Wilhelm die Liebe seines Volkes zu theilen.

110.

Etwas über Träume.

Ich schlief und träumte von Babetten. Der Traum war so schön, so reizend schön, daß ich ihn nie

vergessen werde. Morpheus war bei guter Laune und tractirte mich in dieser Nacht mit meinen Lieblingsgerichten. Er trug mir blaue Augen und marinirten Lachs, weißen Teint und braune Karpfen, grünen Käse und rothe Lippen, Liebe und Coquille, Caviar und Erhörung auf. Ich badete mich in einem Meer von tausend Wonnen, die gleich lustigen Wellen mich umhüpften. Es war ein Traum, einem Kaleidoskop gleichend, dessen Bilder mit jeder Minute ihre Gestalten, ihre Farben ändern. Babette erschien mir, wie ein Proteus, in tausend lieblichen Formen, bald als schillernder Schmetterling, der sich auf meine Hand setzte und sich von mir fangen ließ, bald als singendes Canarienvöglein, das auf meine Schulter flog und dessen Schnäbelchen in meine Lippen pickte, bald als schneeweißer Schwan, der durch rosenfarbene Wogen schiffte, bald als Paradiesvogel, der durch azurne Lüfte segelte, bald als Veilchen, das mir seinen duftenden Odem spendete, bald als geputztes Röslein, das sich von mir pflücken ließ, ohne mich mit seinen Krällchen zu verletzen. Der Traum war ein Panorama, das die schönsten Himmelsbilder vor mir aufrollte, eine Mosaik bunter Erscheinungen, von denen eine jede für mich hinreißend-interessant war. Mit einem Wort — der Traum war pompös, und käme es auf mich an, ich träumte jede Nacht, zehn Jahre hindurch, diesen einen schönen, göttlichen Traum.

Der Mann, der das Träumen erfunden hat, war kein Schaf. Die Träume gehören zu jenen Erfindungen, für die der Mensch seinem Schöpfer nicht genug danken kann. Der Schlaf ohne Traum ist ein Journal ohne Witz, ein Buch ohne Geist, ein Nachdruck des Gesellschafters.

Süße Träume sind Biergelder, die der Himmel

seinen Kindern deshalb schenkt, damit sie die Wirklichkeit vergessen, Visitenkarten, die höfliche Genien bei uns abgeben, Briefe, die uns Morpheus so undeutlich schreibt, daß wir sie nur halb und halb dechiffriren können.

Wohl dem Manne, der nacht-nächtlich von einem schönen Traume besucht wird. Träume sind steuerfrei. Ein Mensch darf Träume haben, so viel er will, er braucht dafür keine Abgaben zu entrichten. Träume können auch nicht von der Censur gestrichen werden. Der Mensch darf träumen, was er will. Was kann einem Tyrannen geschehen, wenn er ein guter Monarch zu sein träumt? Wer kann einem talentlosen Minister verwehren, zu träumen, daß er ein großer Mann sei? Wer kann etwas dawider haben, wenn ein Ignorant ein Gelehrter, ein Pfuscher ein Künstler, ein Dummkopf ein Genie zu sein träumt. Träume sind brochirte Gedanken, Gedanken aber sind (wenigstens bis jetzt noch) zollfrei.

Es ist jammerschade, daß man auf die Gaben des Morpheus nicht pränumeriren kann. Könnte man auf Träume, wie auf Journale oder Speisemarken, wie auf Bälle oder Logenplätze, abonniren, ich thäte es auf der Stelle. Gäbe es irgendwo ein Büreau, in dem man Pränumeration auf schöne Träume annähme, so würde ich gleich auf einen ganzen Jahrgang pränumeriren und mir Nacht für Nacht einen schönen Traum in meine Wohnung schicken lassen.

Wenn ich Morpheus oder Phantasus wäre, so würde ich eine Zeitschrift herausgeben, die die Leser in den Schlaf lullen müßte. Es gibt zwar schon mehr als ein Journal, das seinen Lesern Opium einspritzt, es gibt aber noch keins, das schöne Träume inhaucht. Es existiren gar viele Blätter, die uns Schlaftränkchen

einlöffeln, aber noch keine, die unserer Seele Traumstoff einimpfen.

Wenn Morpheus ein unternehmender Mann wäre, so würde ich ihm rathen, ein Nachtblatt, einen Träumer, einen Nachtwächter oder sonst ein andernamiges Journal zu begründen. Ich, in seiner Stelle, würde mehrere Berliner und Leipziger Schriftsteller zum Mitarbeiten einladen, mir vom Herrn Gubitz eine gute Feder leihen und meine Aufsätze auf Mohnblätter schreiben, um desto eher meinen Zweck zu erreichen.

Könnte man sich bei Morpheus Träume, wie bei dem Schneider Beinkleider oder bei dem Conditor Baumtorten bestellen, so würde ich sein bester Kunde sein. Ich würde mir dann ganz curiose Träume bestellen und mehr schlafen als wachen. Sonntag würde ich von Adelen, Montag von Ulriken, Dienstag von Babetten, Mittwoch von Lisetten, Donnerstag von Zerlinen, Freitag von Florinen und Sonnabend von allen Sechs zugleich träumen.

Sonnabend würde ich mich schon um 6 Uhr Abends niederlegen und erst Sonntag Abend um 10 Uhr wieder aufstehen, damit mein Traum recht lange währe.

Meinem Erachten nach gibt es nichts Fataleres, als . . . . aus einem schönen Traum geweckt zu werden. Ich bin den ganzen Tag über mürrisch und verdrießlich, wenn Jemand meinen Traum stört.

Neulich träumte ich von Preßfreiheit. Mitten im Traume weckt mich Jemand. Wer war es? — Der Druckerbursche. Was wollte er? Er zeigte mir das Censurblatt. Der sonst so gnädige Censor hatte mir damals zwei Spalten gestrichen.

Mein schöner Traum war verflogen wie ein leichter Champagnerrausch. Ich klingelte, man brachte mir das

Frühstück und die Staatszeitung. Ich trank und las und schlief wieder ein.

111.

Herr und Madame Gix.

Sie ist männlich, er ist weibisch. Von diesen Eheleuten darf man sagen: Les extrêmes se touchent.

Madame beschäftigt sich den ganzen lieben Tag mit männlichen, Monsieur mit weiblichen Arbeiten.

Während er auf den Markt geht, um Fische, Grünzeug, Gemüse einzukaufen, nimmt sie in der Manège Lectionen im Reiten.

Er strickt Strümpfe, sie schreibt Bücher.

Damen, welche schriftstellern, sind mir in der Regel etwas unangenehm. Madame Gix rechne ich zu den Ausnahmen. Ich will es gestehen, daß es mir vielen Spaß macht, wenn ich in ihr Boudoir trete und sie in einem phantastischen Negligé vor dem Pulte und an einer Novelle arbeiten sehe.

Um ihre weiße Hand nicht zu beflecken, hält sie sie während des Schreibens in einem ausgegangenen Glacéhandschuh versteckt. Wenn ich sehe, wie ihre Purpurlippen die Fahne der Feder küssen, um ihr ein schönes Bild, eine zarte Allegorie, eine gracieuse Phrase zu entlocken, so bin ich (weshalb sollte ich's verhehlen) ganz entzückt. Gibt es wohl ein schöneres Loos in der Welt, als in der Hand einer reizenden Frau eine Feder zu sein?! Die Feder ist es, in die sie die Gefühle ihres Herzens fließen läßt, die Feder ist es,

der sie ihre geheimsten Gedanken offenbart, die Feder ist es, mit der sie ihr Tagebuch aufzeichnet.

Er biegelt, sie malt.

Als ich einmal unangemeldet ins Studirzimmer des Herrn Gix eintrat, fand ich ihn mit Wäschebiegeln beschäftigt. Als er mich sah, fuhr er zusammen und ließ das Biegeleisen auf die Erde fallen. Der heiße Bolzen flog auf seinen Fuß, er schrie Au! und ich — ich lachte, daß ich mir die Seiten halten mußte.

Herr Gix muß den Mops und die Fenster waschen, die Spiegel und die Messer putzen, die Federn und die Kinderhauben zurechtschneiden, den Fußboden bohnen, die Spinngewebe an den Wänden und den Staub der Meubles abkehren, die Nachtigallen füttern und die Gänse stopfen, die Gardinen aufhängen, die Speisen auf- und die Schulden seiner Frau abtragen, die Argandische Lampe reinigen, die Garderobe und die Bibliothek ordnen.

Apropos, Bibliothek! Madame Gix hat eine Büchersammlung, die mehr als 5000 Bände zählt und unter denen sich folgende merkwürdige Werke befinden:

Homers Odyssée.

Cravatiana.

Tragödien von Sophokles.

Memoiren des Casanova.

Abhandlung über Brückenbaukunst von J. F. Borrow.

Youngs Nachtgedanken.

Traumbüchlein.

Miltons verlorenes Paradies.

Ueber die Krankheiten der Pferde.

Ariosts rasender Roland.

Die Kunst, sich zu schminken, von Louis Schneider.

Die Werke der Frau v. Genlis.

Der vollkommene Whistspieler.

Kants Metaphysik.

Mac-Adams System, die Straßen zu pflastern.

Claurens Vergißmeinnicht vom Jahre 1823.

Toilettenspiegel, oder die Kunst: allerhand Schönheitswasser, wohlriechende Seifen, Pomaden, Zahnpulver ꝛc. anzufertigen.

Calderons Schauspiele.

Alberti's Complimentirbuch.

Tromlitzens Vielliebchen, vier Jahrgänge.

Langbeins Talisman gegen die Langeweile.

Shakespeare's Schauspiele.

Anweisung: Brunnenröhren anzulegen, von Schmidt.

Albrechtsbergers Fugenlehre.

Kunst, in zwei Stunden Hunde zu dressiren.

Elise, oder das Weib, wie es sein sollte.

Anweisung, Fischnetze zu stricken.

Mémoires de Faublas.

Stunden der Andacht.

Voltaire's Zaïre.

Der Wiener Secretär, nebst einer Anweisung, jedes Wort richtig zu schreiben. (Dieses Buch hat ihr Einer geborgt.)

Von ihrem eigenen Werk hat sie, um es ihren Freunden und Freundinnen leihen zu können, 600 Pracht-Exemplare in grünem Maroquin mit Goldschnitt.

Eines Morgens besuchte ich Madame Gir, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich fand die reizende Frau noch im Bette. Sie hieß mich Platz nehmen, klingelte und befahl dem Bedienten, mir ein Déjeûner à la fourchette aufzutragen und ihr das Manuscript zu bringen, das in ihrem Garderobezimmer lag. Jacob brachte eine Papierrolle; die schöne Frau

erhob sich in ihrem Bette, schob das Kopfkissen etwas höher und las mir nun ein Gedicht vor, das sie (wie sie sagte) gestern Abend vor dem Schlafengehen verfertigt hatte.

Sie las und las — ich hatte aber nur Augen für ihre Reize, nicht Ohren für ihre Verse.

Als sie es ausgelesen hatte, fragte sie mich, wie es mir gefallen habe. Es versteht sich von selbst, daß ich es außerordentlich, vortrefflich, einzig in seiner Art fand.

Wenn es Ihnen wirklich gefällt, sagte sie, so erlaube ich mir, Ihnen damit ein Geschenk zu machen.

Das hieß mit andern Worten: Laß es abdrucken. Die Höflichkeit gebot mir, in den sauern Apfel zu beißen — ich setzte unter das Gedicht eine Anmerkung, von der ich wußte, daß sie ihrer Eitelkeit schmeicheln würde, schickte es in die Druckerei und am andern Morgen war es in meinem Blatte abgedruckt.

Madame Gix war außer sich vor Freude, als sie diese Anmerkung las. Ihr Gemahl mußte mir für diese zarte Aufmerksamkeit (wie sie es nannte) einen Haarring zustellen und mich zu einer Landpartie einladen, die ich schon deshalb nicht ausschlagen konnte, weil der Herr Gemahl abgehalten war, diese Partie mitzumachen und sie doch unmöglich allein aufs Land fahren konnte.

112.

Maria Stuart.
(Factisch.)

„Das ist fatal!"
Fr. Förster.

Denn er ist einer ihrer Adorateurs. Madame Donner versteht es, Herrn Blitz zu fesseln. Der Kranz ihrer Reize, das Bouquet ihrer Anmuth und die zarten Guirlanden, die ihre Koketterie flicht, halten Herrn Blitz dergestalt gefangen, daß er ein Götzendiener ihrer Schönheit, ein Sclave ihres Willens ist. Schauspielerinnen haben für Herrn Blitz einen ganz eigenthümlichen Reiz, schon aus diesem Grunde ist er in Madame Donner, die zu den Zierden des ***er Theaters gehört, ganz vernarrt. Darf er ihr die Hand küssen, so ist er glücklich, darf er ihr bei der Toilette behülflich sein, so tauscht er selbst mit unserm Herrgott nicht.

Herr Blitz hat eine junge, schöne Frau, eine reizende Brünette, die zwar zehn Mal interessanter und liebenswürdiger als Madame Donner ist, die er aber trotzdem vernachlässigt und bei jeder Gelegenheit recht unzart zurücksetzt. Herr Blitz ist dumm, blitzdumm — doch was geht das mich an; meinetwegen mag er noch dreimal dümmer sein, mich genirt das nicht.

Herr Blitz sitzt, wie jeder Dümmling, in Abrahams Schooß. Er hat ein halbes Dutzend Hypotheken und nebenbei eines der schönsten Häuser in der Stadt. Er hält sich Equipagen, Lakaien, Reitpferde, Hausärzte, Windhunde, Journale, Papageien und ein allerliebstes Stubenmädchen, das, bei Licht betrachtet, gar nicht zu verachten ist — doch was geht das mich

an, meinetwegen mag es noch zehn Mal schöner sein, mich genirt — genug davon.

Herr Blitz ist ein Galant-homme und gehört zu jener Race von Courschneidern, die unmenschlich generös sind und sich einzig und allein durch ihr Geld beliebt machen.

Wäre Herr Blitz ein armer Teufel, so würde Madame Donner für ihn weder Augen noch Ohren haben. Sie würde ihn über die Achsel ansehen, das Stumpfnäschen rümpfen, ihm den Rücken zukehren und höchstens „Gott, wie langweilig," sagen.

Herr Blitz ist aber reich und hat, ich bitte das ja nicht zu vergessen, brillante Equipagen. Und welche Schauspielerin könnte solcher Macht widerstehen?! Gibt es Etwas in der Welt, das verführerischer wäre, als Shawl und Equipage. Sonden sind es, die das weibliche Herz ergründen, Gluthen, die das Eis des spröden Stolzes schmelzen, Eimer, welche die Gluth der Liebe löschen, Talismane, die jede Bitte mit Erfüllung krönen.

Herr Blitz schickt der Madame Donner täglich eine seiner Equipagen. Sie fährt darin zu den Putzmacherinnen, in den Prater, in die Probe und alle Monat einmal nach dem Hospital, in welchem seit Jahr und Tag ihr Herr Gemahl liegt, der den grauen Staar hat.

Wenn Herr Blitz Zeit hat, so holt er seine Donna ab und begleitet sie; halten ihn aber Börsengeschäfte zurück, so braucht er seinem Kutscher nur einen Wink zu geben, um ihm zu sagen, wo er hinfahren und wen er abholen soll.

Eines Morgens fuhr Madame Blitz in diesem Wagen ins Theater, weil auf 11 Uhr eine Probe von der neu einstudirten „Maria Stuart" angesagt

war, worin ihr die Titelrolle zugetheilt wurde. Beim Theater angekommen, stieg sie aus und befahl dem Kutscher, so lange auf sie zu warten, bis die Probe beendigt sei.

Sie währte fast zwei volle Stunden. Dem Kutscher wurde auf dem Bock die Zeit lang — er zog aus seiner Manteltasche einen alten Roman von L. Storch heraus (Franz hat in der F*schen Leihbibliothek abonnirt), las ein Paar Seiten und schlief natürlich ein.

Ein Theaterdiener mußte ihn wecken, als die Probe beendigt war und Madame Blitz wieder einsteigen wollte.

Die Schimmel jagten durch die Straßen, als hätte ihnen Freund Pegasus seine Flügel geliehen. Madame fuhr zuerst zu ihrer Marchande des Modes, um ein neues Barett zu bestellen, von dort zu einem Parfümier, um für Schminke und Odeurs eine kleine Nota von 21 Thaler 13 Silbergroschen zu bezahlen und dann zu sich nach Hause.

Der Kutscher sprang vom Bock, riß den Wagenschlag auf und erleichterte ihr das Aussteigen. Sie gab ihm dafür, wie gewöhnlich, ein anständiges Biergeld und einen Gruß für seinen Herrn.

Der Kutscher, der dieses silberne Vergißmeinnicht wohl zu würdigen verstand, war, aus Dankbarkeit, verschwiegen wie . . . eine Coulisse. Auch wußte er nur zu genau, daß er augenblicklich fortgejagt würde, wenn er so dumm oder frech sein könnte, seinen Herrn oder Madame Donner zu verrathen.

Gar häufig geschah es, daß Madame Blitz, ein wenig eifersüchtig, den Kutscher examinirte, wo der Herr hingefahren sei. Der Mosje stak aber mit dem

gnädigen Herrn unter einer Decke und stattete immer nur falschen Bericht ab.

Die schöne Frau argwöhnte schon seit langer Zeit, daß ihr Gemahl einen Gegenstand gefunden, dem er seine Neigung zuwandte. Wenn sie allein war, weinte sie manche Thräne und fluchte der Unbekannten, die ihr die Liebe ihres Gatten und den Frieden ihrer Ehe geraubt hatte.

Den kleinen Finger (sagte sie mehr als ein Mal) würde sie darum geben, wenn sie erfahren könnte, wer die Unverschämte sei, die ihr den Gatten abspenstig gemacht.

Herr Bliz hatte Ursache vorsichtig zu sein, drum erfuhr sie es nicht. Zu sanft und zu klug, um ihm über sein frostiges Betragen Vorwürfe zu machen, ertrug sie mit Geduld seine Verirrung und — schwieg.

An demselben Tage, an welchem die Equipage des Herrn Bliz die Madame Donner ins Theater zur Probe der Maria Stuart fuhr, an demselben Tage gegen vier Uhr Nachmittags fuhr Madame Bliz in derselben Equipage, ganz allein, nach dem Stephansplatz, um einige neue Stickmuster zu kaufen, denn das Sticken machte ihr in den einsamen Stunden das meiste Vergnügen. Gar oft fiel, während sie am Tambourin saß, aus der schwarzen Nacht ihrer Augen eine Thräne auf die bunten Blumen, die ihre Rosenfinger schufen, eine Thräne, welche den Blumen den Schmuck der Perlen lieh. Oft weinte sie stundenlang — doch was geht das ihn an, mag sie immerhin Thränen vergießen, ihn genirt das nicht.

Die gekauften Stickmuster hatte sie in die Seitentasche des Wagens gesteckt und fuhr dann in den Prater, um sich ein wenig aufzuheitern.

Bald aber gab sie dem Kutscher den Befehl, umzukehren und wieder nach Hause zu fahren.

Sie stieg aus und war schon im Hausthor, als ihr einfiel, daß sie ihre Stickmuster habe liegen lassen. Sie rief ihren Kutscher.

— Franz!

— Gnädige Frau?

— Gib mir einmal die Papiere heraus, die in der Seitentasche des Wagens stecken.

— Sogleich.

Und der Kutscher that, was ihm befohlen ward. Er griff in die Seitentasche und übergab das, was er dort gefunden hatte, der gnädigen Frau.

Aber wie erschrak die Arme, als sie in ihrer Stube das, was ihr der Kutscher eingehändigt, näher betrachtete.

Rathe, lieber Leser, was das war. Eine geheime Correspondenz? Nein. Was denn? Eine Rolle. Eine Geldrolle? Nein, eine Theaterrolle. Was für eine? Maria Stuart! Wie kam die Rolle in diesen Wagen? Madame Donner hatte sie, aus Vergessenheit, heute Morgen in der Seitentasche stecken lassen.

Der tückische Zufall! Der arge Verräther! Nun ging der Madame Blitz ein Licht auf. Maria Stuart, Madame Donner, auf einmal wußte sie Alles — an die Stelle des Zweifels trat jetzt Gewißheit, herzbrechende Gewißheit.

Die arme, reizende Frau warf sich aufs Sopha und benetzte ihr Tuch mit Thränen, die Unwille und Eifersucht ihr erpreßten.

Nachdem sie etwas ruhiger geworden war, verschloß sie sich in ihr Boudoir und schrieb folgendes Billet an ihre Nebenbuhlerin:

Madame.

Sie haben in dem Wagen meines Mannes eine Rolle, die Maria Stuart, liegen lassen, ich sende sie Ihnen zurück, da ich nicht weiß, ob mein Gemahl Sie heute noch besuchen wird.

Der Schleier des Geheimnisses ist gelüftet, ich weiß nun leider Alles.

Ehren Sie das Unglück

Ihrer

Louise Blitz.

Sie versiegelte den Brief. Marie, ihr Stubenmädchen, mußte ihn sogleich mit der Rolle zu Madame Donner tragen.

Herr Blitz kam erst spät nach Hause. Er fand seine Frau in Thränen und fragte sie nach der Ursache ihres Grams.

— Kennst Du die Madame Donner?

— Ja, warum?

— Sie hat in Deinem Wagen eine Rolle stecken lassen.

— Das ist nicht wahr.

— Frag' den Kutscher, wenn Du mir's nicht glauben willst.

— Wo ist die Rolle?

— Marie hat sie ihr hingetragen.

— Warum?

— Ich glaubte, Madame Donner werde sie brauchen.

— Ausreden! Hast Du an sie geschrieben?

— Ja.

— Ihr Vorwürfe gemacht?

— Nein.

— Du lügst!

— Wenn Du Madame Donner besuchst, kannst Du den Brief Dir zeigen lassen.

Die sanfte Frau brach in einen Strom von Thränen aus. Blitz stand wie vom Blitz getroffen da, beschämt und reuevoll.

Die Katastrophe war eine Scheidung.

113.

Der Schlüssel.

„Merkst Du was?"
Homer.

Antony kam so eben vom Ball. Ein gähnender Lakai kam ihm auf der Treppe mit einem Licht entgegen. Während er langsam die steinernen Stufen seines Hotels erstieg, richtete er an den leuchtenden Bedienten einige Fragen, die ihn zu interessiren schienen.

— Ist meine Gemahlin schon zu Bett gegangen?

— Schon vor zwei Stunden, gnädiger Herr.

— Wer hat ihr heut Abend Gesellschaft geleistet?

— Der Herr Doctor.

— Sonst Niemand?

— Und der Herr Legationsrath.

— Was macht ihr Zahngeschwür?

— Der Schmerz hat etwas nachgelassen.

— Blieb er lang' bei ihr?

— Wen meinen Sie?

— Tölpel, den Legationsrath.

— Bis gegen Zwölf.

— Sie spielten?

— Ecarté, gnädiger Herr.

Herr von Goldflimmer war jetzt in die Antichambre eingetreten. Der Bediente nahm dem Herrn Claque und Mantel ab.

— Du kannst jetzt zu Bett gehen.

— Sehr wohl, gnädiger Herr. Um welche Zeit wollen Sie morgen geweckt sein?

— Erst um 11 Uhr, denn ich bin sehr fatiguirt.

— Wünsche wohl zu schlafen, gnädiger Herr.

— Gute Nacht, Laps.

Nachdem er durch sechs finstere Zimmer getappt hatte und im fünften beinahe über einen Stuhl gefallen wäre, der nicht an Ort und Stelle stand, erreichte er endlich das Schlafgemach. Leise öffnete er die Glasthür und auf den Zehen schlich er sich zu dem Bett seiner Gemahlin, um zu sehen, ob sie schlafe. Die Lampe, die auf dem Nachttischchen stand, warf nur ein schwaches Licht auf seine Amelie. Er neigte sein Ohr über das Bett und horchte. Sie schlief, und zwar recht fest, denn sie schnarchte, als ob sie im Saale des englischen Hauses wäre und einer Vorlesung des Herrn v. H. zugehört hätte. Er streifte seinen Frack und seine Weste ab, entkleidete sich und begab sich in sein Bett, das, nach alter herkömmlicher Sitte, neben dem seiner Gattin stand.

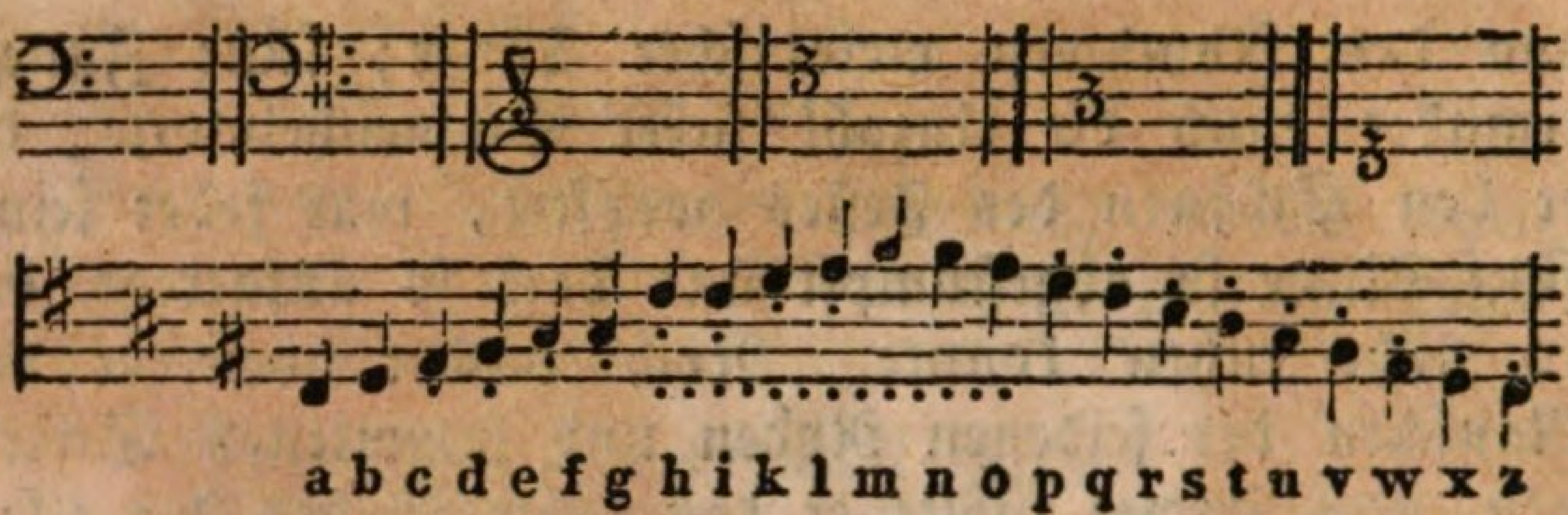
Antony konnte aber nicht einschlafen. Sein Gehirn, touchirt von dem Kohlstoffgas des Champagners, den er in großer Quantität getrunken, sein Auge geblendet von der Schönheit und Grazie der Frauen und von dem Glanz ihrer Perlen und Juwelen; seine Nase, gekitzelt von den Parfüms und Odeurs, womit sie Haare und Kleid benetzt hatten; sein Ohr, cajolirt

von den Rhythmen melodischer Tänze; seine Zunge, ermüdet durch die Unzahl süßer Schmeichelworte, die er den Schönen des Festes geopfert, war jeder seiner fünf Sinne so abgestumpft und doch so aufgeregt, daß er nicht ruhen konnte. Noch immer hörte er das Rauschen der seidenen Roben und sammtenen Schleppen, noch immer fühlte er das kühle Wehen der elfenbeinernen Fächer und schaumweichen Marabouts, noch immer sah er den hundertkerzigen Lichtkranz der Lüstres, der in den großen Wandspiegeln ein wiederstrahlendes Echo fand. In seiner wirren Phantasie tanzten die feurigen Augen und die brochirten Strümpfe, die himmlischen Taillen und die neuen Frisuren, die niedlichen Füßchen und noch tausend andere Reize, die sein trunkenes Auge den Balldamen abgeguckt, eine Polonaise, in der die Schönheiten, die er bewundert, paarweise vorbeidefilirten. Wer hätte da wohl einschlafen können?!

Antony stand auf, öffnete den Bücherschrank seiner Gemahlin, und faßte ein Buch, das ihm so gerade in die Hand kam. Es war der zweite Band von Walter Scotts Ivanhoe. Er nahm die Lampe vom Tische und setzte sie auf den Stuhl, der vor dem Bette stand, schraubte den Docht in die Höhe, damit er ein helleres Licht verbreite, that einige starke Züge aus der Caraffe (denn er hatte einen unsäglichen Durst) legte sich wieder ins Bett und begann seine Lectüre.

Er hatte schon dreiundzwanzig Seiten gelesen und war eben im Begriff zu gähnen, da wandte sich das Blatt.

Er fand ein kleines Blättchen Postpapier, ähnlich einem Stammbuchblatte. Darauf war Folgendes geschrieben:



Blitz Element, was ist das! murmelte er leise und betrachtete noch einmal das räthselhafte Blatt. Da ging ihm plötzlich ein Licht, ein Flambeau, eine Gaslaterne in seinem dunkeln Hirne auf. Noten und Buchstaben?!! Soll mich der Teufel holen, wenn das nicht eine Erfindung des vertracten Diplomaten, eine Geheimschrift, eine Kryptographie ist. Nun erkläre ich mir den Grund, warum sich Amélie in letzterer Zeit so viel mit Notenschreiben beschäftigt hat. Ich weiß jetzt Alles. Madame, Sie sind demaskirt.

Seine Galle fing zu revoltiren an, der Zorn überwältigte ihn, er wollte Amélie aus dem Schlaf rütteln und ihr das verrätherische Papier vor Augen halten; da erinnerte er sich aber noch zur rechten Zeit, daß ein Weltmann, wie er, selbst in der größten Aufwallung, den Bonton nicht verletzen dürfe. Daher ließ er seine Gemahlin ruhig weiter schlafen; er selbst aber stand, da ihn ohnedies der Schlaf floh, von seinem Ruhelager auf, nahm die Lampe und ging in Amélie's Boudoir, nahm dort alle Noten, die er fand, in Beschlag und unterwarf jedes Blatt, das ihm verdächtig schien, einer genauen Untersuchung.

Der nichtswürdige Zufall! Er hatte ihm den Schlüssel jener Geheimschrift in die Hände gespielt, deren sich, seit mehr als vier Monaten, der Legationsrath und Amélie zum Behuf einer zärtlichen Correspondenz bedienten, welche die Letztere sorg-

los auf dem Klaviere liegen ließ, da diese Schrift nur für den, welcher in dies Geheimniß eingeweiht, verständlich, für die Profanen aber (zu denen auch Antony gehörte, der obendrein nicht das Mindeste von Musik verstand, und diese Noten für echte Noten hielt) ein unauflösbares Räthsel, ein offenes Geheimniß war.

Herr von Goldflimmer, jetzt im Besitz des Schlüssels, begann noch in der nämlichen Nacht die Untersuchung der Noten.

Er sperrte sich in sein Arbeitszimmer ein und dechiffrirte nun, mit Hilfe des gefundenen Alphabets, die Brieflein, die der Herr Legationsrath an seine Frau Gemahlin und seine Frau Gemahlin an den Herrn Legationsrath geschrieben. Amélie hatte sich zum Unglück von jedem der liebevollen Briefe, die sie an den Diplomaten als Antwortschreiben gerichtet hatte, eine Abschrift behalten. So war nun fast die ganze Correspondenz in Antony's Händen, verrathen war ihr Liebesverhältniß, das, wie ihr Gemahl aus den bereits entzifferten Briefen ersah, schon ziemlich weit gediehen war.

Antony (wer kann es ihm verdenken) tobte und fluchte nach Noten, trank, um seine Galle zu ersticken, ein Glas Zuckerwasser nach dem andern, dechiffrirte einen Brief nach dem andern, und legte die Noten wieder aufs Clavier und sich ins Bett, um von den Freuden des Balles und von den Strapazen der Dechiffrirkunst auszuruhen.

Was ihm am meisten bei diesem versteckten Liebeshandel kränkte, war nicht die Untreue Amélie's, sondern der Umstand, daß er vor acht Tagen, als sie sich einen Finger verbrannt hatte, die Noten, die ihm seine Frau vorlegte, abschreiben mußte. Diese Noten

gaben dem Legationsrath ein Rendezvous; er, der Gemahl, mußte dazu die Einladung schreiben. Das war freilich ein klein wenig stark!

Antony war bald eingeschlafen und träumte, doch wovon, das weiß nur Er. Erst gegen Mittag ward er von dem Diener geweckt, der ihm das Frühstück brachte. Er trank seine Chocolade, stand auf, schlüpfte in die gelbsaffianenen Stiefel und in den braunseidenen Schlafrock, setzte sich das rothtuchne Käppchen mit der Silbertroddel auf und trat gähnend in das Boudoir seiner Gemahlin, die sich eben mit ihrem Papagoy unterhielt.

— Morgen, Amélie.

— Grüß Dich Gott, lieber Tony. Wie hast Du geschlafen?

— Schlecht.

— Wie hast Du Dich auf dem Balle amüsirt?

— Schlecht.

— Viel getanzt?

— Nein?

— Du scheinst sehr verdrießlich zu sein. Was fehlt Dir?

— Nichts.

— War Dir Fortuna gestern Abend am Farotische nicht günstig gewesen?

— Habe nicht gespielt.

— Was ist Dir? Du bist so mürrisch.

— Man kann nicht immer lustig sein.

— Wodurch kann ich Dich aufheitern?

— Wodurch? Spiele mir etwas auf dem Claviere vor.

Und Amélie setzte sich zum Flügel hin und spielte ihm die Polonaise aus Spohrs Faust.

— Spiele etwas Anderes, liebes Kind. Laß doch einmal den Cotillon hören, den der Legationsrath componirt hat. Da ist er.

Und er reichte ihr ein Notenblatt hin, dessen geheime Schriftzüge er bereits dechiffrirt hatte.

Amélie wurde blaß, faßte sich aber, sah auf die Noten und spielte etwas aus dem Gedächtniß.

— Mein Kind, Du spielst ja nicht, was da auf dem Notenblatte steht.

— Was denn?

— Du hast noch Muth zu fragen? Ich weiß Alles . . . gestern habe ich in Scotts Ivanhoe den Schlüssel zu Eurer geheimen Correspondenz gefunden. Schweig, ich weiß Alles. Ich bin heut nicht aufgelegt, Dir Vorwürfe über Dein Betragen zu machen, doch soll es nicht unbestraft bleiben. Der Schlange von Legationsrath, wenn er sich noch einmal bei mir blicken läßt, brech' ich ihm den Hals.

Da tritt der Diener ein und meldet die Ankunft des Diplomaten. Amélie fällt vor Schreck in Ohnmacht. Zwei Diener müssen sie in ihr Schlafzimmer tragen. Der Legationsrath kommt.

— Sein Sie mir willkommen, mein würdiger Freund. Vor fünf Minuten hat mir meine Frau Ihren Cotillon vorgespielt. Hören Sie, lieber Legationsrath, Sie sind ein zweiter Auber.

— Es freut mich, wenn Ihnen die Kleinigkeit gefallen hat.

— Kleinigkeit nennen Sie das?

Er hielt ihm das Notenblatt vor Augen. Der Diplomat wurde blaß, wie ein Schweizer-Kuhkäse. Herr von Goldflimmer fiel aus seiner Rolle, wurde grob und forderte ihn endlich zum Duell heraus.

Aber der Rath, verschmitzt wie jeder Diplomat, verstand es, ihn zu besänftigen.

— Lassen Sie sich das lieb sein, theurer Freund, Sie haben dadurch chiffriren und dechiffriren gelernt. Sie können nun Depeschen schreiben und lesen. Ich weiß, daß Sie es schon lange gewünscht haben, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Herr von Goldflimmer, wir können Sie jetzt gebrauchen, Sie sind von heute als Legationssecretair mit einem Jahrgehalte von 5000 Francs angestellt. Sind sie nun mit mir ausgesöhnt?

Ja, rief Herr von Goldflimmer und fiel ihm, vor Freuden alles Geschehene vergessend, um den Hals.

So, lieber Leser, wird man Legationssecretär.

*

* *

Fünf Monate später ward Amélie von einem Knaben entbunden. Der Legationsrath hielt das Kind über die Taufe — es bekam den Vornamen seines Pathen.

114.

Ein Vormittag bei einer vornehmen Frau.

Empfehlungsbriefe verschafften mir Eintritt bei ihr. Frau von Bellefleure, eine Wittwe in der Blüthe ihrer Lebensjahre, ist eine der schönsten Damen von ganz Paris. In ihrem Auge glänzt das üppigste Blau, auf ihrer Wange das zarteste Weiß, auf ihrer Lippe das frischeste Roth; ihre Gestalt eine Centifolie, deren Blüthenschooß das Asyl aller Schönheiten ist, ein

Schatzkästlein, in welchem alle Kleinodien des Reizes liegen, ein Kaleidoskop, das uns tausend Bilder der Liebenswürdigkeit vors Auge führt — ihre Gestalt, sage ich, ist von der Art, daß alle Engel ihre Himmelreize zusammenbinden müßten, wollte Einer dieser Herren der Frau von Bellefleure gleichen. Und diese Hand und dieser Fuß! Es sind zwar nur Kleinigkeiten, aber so oft ich an sie zurückdenke, muß ich mir die Weste aufknöpfen, um freier Athem holen zu können, und meinen ostindischen Foulard hervorholen, um mir preußische Kühlung zuzufächeln. Wenn ich hinzufüge, daß sich zu ihrer glänzenden Schönheit auch noch blendender Geist und reine Güte hinzugesellt, so thue ich's blos deshalb, um Dir, liebenswürdige Leserin, einen Spiegel vorzuhalten, in dem Du Dein Ebenbild betrachten kannst.

Frau von Bellefleure führt ein großes Haus (ihr Hotel ist eine der schönsten Zierden der Chaussée d'Antin). Sie liebt den Aufwand, den Bonton, aber aber auch die Künste und Wissenschaften. Ihr Salon ist ein Vereinigungspunkt der schönen Welt und der schönen Geister; ein Corso, auf welchem der Gelehrte, Schriftsteller und Künstler sich wetteifernd bemüht, blos deshalb seine Talente geltend zu machen, um den Lorber ihres Beifalls zu erringen. Sie selbst ist eine Virtuosin im Klavierspielen, eine Meisterin im Malen und eine Dichterin, deren geistreicher Feder schon manches Pariser Journal einen werthvollen Beitrag verdankt. Alles, was sie schreibt, ist zart und graziös. Ihre Verse, lieblich wie der weiche Blumensammet der Viola tricolor, duftend, wie das Parfüm des Eau d'Heliotrop, blühend, wie die junge Rose, die noch vor Kurzem Knospe war; ihre Verse sind, mit einem Wort, anmuthig, schön, gerade wie sie selbst. Aus

den Wissenschaften hat sie sich die Botanik zum Liebling erwählt; Linnée, Decandolle, Jussieu und Persoon sind die Penaten, denen sie die wärmste Liebe zollt, und ihr Garten und ihr Treibhaus Foyer, in welchen man Pflanzen aus allen Erdgürteln findet. Frau von Bellefleure, selbst eine Blume, beschäftigt sich mit Blumen — par pari.

In ihrem gastfreundlichen Hause fühlte ich mich bald sehr heimisch; es verstrich keine Woche, in der ich nicht zwei, drei Mal des Vergnügens genoß, mich mit ihr unterhalten zu können.

Zwei Tage vor meiner Abreise von Paris (am 5. Juni 1830), machte ich der Frau von Bellefleure zum letzten Male meine Aufwartung, um mich von ihr zu verabschieden und ihr für die vielfachen Beweise des Wohlwollens, die sie einem deutschen verbannten Journalisten so huldvoll angedeihen ließ (sie nannte mich scherzweise einen Königlich Baierischen Landesverwiesenen) ernsten, tiefgefühlten Dank abzustatten.

Als ich in ihr Hotel eintrat, steckte der betreff'te Portier den gepuderten Kopf aus dem kleinen Fenster seiner Loge heraus.

— Frau von Bellefleure noch zu Hause?

— Ja, mein Herr.

Und um desto eher mein Ziel zu erreichen, übersprang ich je drei Stufen auf ein Mal und gelangte so flugs in die Antichambre.

Ein galonirter Lakai saß am offenen Fenster, stocherte sich die Zähne und las ein Journal; wenn ich nicht irre, die Tribüne. Als er mich sah, stand er auf.

— Frau von Bellefleure?

— Ist im Garten. Wollen Sie gefälligst hinunterspazieren.

Ich durchschritt jetzt den Hofraum, in welchem ein Kutscher den Landau der Frau von Bellefleure putzte. Mich gewahrend, rückte er höflich sein Käppchen. Ich öffnete die eiserne Gitterthür und war nun im Garten.

In der Haupt-Allee fand ich Frau von Bellefleure in einem exquisiten Negligé. Sie sprach mit dem Gärtner, der eben ein Bouquet für sie band.

Madame, die mich schon von Weitem gesehen hatte, wehte mir mit ihrem Taschentuche einen freundlichen Gruß zu. Ich zog meinen Hut, behielt ihn in meiner Hand, eilte zu der schönen Frau hin, machte, indem ich zwei Mal mit dem linken Absatz an den rechten schlug und eben so mit dem Kopfe nickte, ein modernes Compliment und küßte ihre Hand, deren frisches Weiß aus dem Lilablau eines zerplatzten Handschuhs hervorquoll.

— Ich komme, gnädige Frau, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Uebermorgen verlasse ich das schöne Paris.

— Wie? Sie wollen so schnell wieder abreisen. Sind Sie doch kaum zwei Monate der Unsrige.

— Verhältnisse rufen mich nach Deutschland zurück. Ich gehe über Brüssel nach Amsterdam und von da, zur See, nach Hamburg.

— Wollen Sie nirgends Halt machen?

— In Brüssel gedenke ich 8 bis 10 Tage zu bleiben.

— Darf ich Ihnen Empfehlungsbriefe an einige meiner dortigen Freunde anbieten?

— Ihre zuvorkommende Güte raubt mir das Vergnügen, vor Ihren schönen Augen als Bittender zu erscheinen.

— Die Erfüllung eines fremden Wunsches ge-

währt mir nur dann Genuß, wenn ich ihn, bevor er noch ausgesprochen worden, errathen habe. Lassen Sie mir die Freude, Ihnen die Bitte erspart zu haben.

— Wo find' ich Worte, um für so viel Huld ...

— Still, still, sprach sie und brach eine Rosenknospe ab, die sie mit einer reizenden Nonchalance in das Knopfloch meines blauen Leibrocks steckte. Guter Gott, so liebenswürdig kann nur eine Französin sein.

— Da Sie uns schon übermorgen verlassen wollen, (fuhr sie fort) so müssen Sie mir den heutigen Tag schenken, damit wir uns noch recht ausplaudern können.

Daß ich dieses Anerbieten dankbar annahm, versteht sich von selbst.

Sie zog mich in ihren Garten-Pavillon, der nach Art der türkischen Kiosk eingerichtet war.

Das Häuschen bestand aus 3 Piecen — einem Gesellschaftszimmer, einem Schlafgemach und einem Bade-Cabinet. Im ersten Zimmer stand nichts als ein Clavier, ein Spiegel, ein rothseidener Divan, ein Rundtisch, eine Terrasse, worauf einige Blumentöpfe standen. Rouleaux von Persienne und halbseidene Gardinen mit schwarzen Frangen, gaben dem Zimmer einen freundlichen Anstrich.

Eben wollte sie mir ihr Bade-Cabinet zeigen, — da klopft Jemand an die grünen Jalousien. Frau von Bellefleure guckte durch die Spalten, um zu sehen, wer es sei.

— Ach, Sie sind es, Madame Marabout, kommen Sie doch herein.

Marabout, eine schön geputzte Marchande des Modes, trat ein. Sie trug einen kleinen Carton in der Hand.

— Was bringen Sie mir, meine Theure?

— Das neue Baret, das Sie bestellt haben.

— Wo ist es, ich bin neugierig, wie es mich kleiden wird.

— Gewiß ganz vortrefflich. Es ist das schönste Werk, das seit Jahren aus meinem Atelier hervorgegangen. Probiren Sie es gefällig.

Madame Marabout öffnete den Deckel des Cartons und hob das Baret mit den Reiherfedern heraus. Frau von Bellefleure setzte es auf, und sah sich mit vieler Selbstzufriedenheit im Spiegel an.

— Wissen Sie schon?

— Was denn, liebe Marabout?

— Der Anzug, den Sie vorige Woche in der Académie royale trugen und der aus meinem Atelier hervorgegangen ist, war gestern im Petit Courier des Dames et des Modes beschrieben. Ein Beweis, daß er Interesse erregt hat. Hier ist das Blatt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Artikel vorlesen darf: „Bei der ersten Vorstellung des neuen Ballets „Manon Lescaut" haben wir in einer Loge eine Dame (Frau von B.) gesehen, die . . ." Warum lachen Sie, gnädige Frau?

— Weil ich's schon vorgestern gewußt, was man gestern im Courier las. Der Redacteur dieses Modenjournals ist einer meiner Hausfreunde, der mich fast täglich besucht und mir durch diese Aufmerksamkeit einen Beweis seiner Freundschaft geben will.

— Freut Sie das nicht?

— O ja. Wir Frauen fühlen uns geschmeichelt, wenn die vielzüngige Presse unsern Geschmack lobt.

— Hier bringe ich Ihnen auch die neue Boa. Wenn Sie mit diesem rothen Baret und mit dieser neuen Boa heute Abend im Theater erscheinen, so

mache ich die Wette, daß Sie im nächsten Courier als Mode- und Musterbild prangen.

— Das kann wohl leicht geschehen, wenn ich den Redacteur des Couriers darum ersuchen wollte.

Während dieses Gesprächs hatte ich mich ans Clavier gesetzt und das Buch genommen, das auf den Noten lag. Es waren die Vieillées de St. Pélagie, drei Novellen von J. D. Magalon, einem jungen Journalisten, der früher das Album geschrieben und wegen seiner Freisinnigkeit mehrere Male im Kerker der Rue de la Clef geschmachtet hat. Ich hatte erst einige Seiten der zweiten Novelle (le Barbier de Madrid) gelesen, als ich in meiner Lectüre gestört wurde.

— Ei, ei, Magalon scheint Sie zu interessiren.

— Schon deshalb, weil er, wie ich, so viel Verfolgungen erdulden mußte.

— Davon später! Jetzt von etwas Wichtigerem. Wie gefällt Ihnen dieser neue Putz?

— Der Schönen steht selbst das Häßliche, geschweige denn das Schöne gut. Boa und Baret sind höchst geschmackvoll, die Meisterin, die es schuf, verdient volle Anerkennung.

— Sie beschämen die Meisterin, sprach Madame Marabout und warf mir einen zärtlichen Blick zu, der mir zu sagen schien, „fahre fort, mich zu loben."

Kaum hatte sich Madame Marabout entfernt, da trat ein Mann ein, von dem ich Anfangs nicht wußte, was ich aus ihm machen sollte.

— Nun, haben Sie sich die Sache überlegt, fragte Frau von Bellefleure, und rieb mit ihren Rosenfingern den Duft von einem Pelargonium-Blatte ab, um daran bequemer riechen zu können.

— Madame, unter 40 Ducaten kann ich Ihnen den Jacob nicht ablassen.

— Auch dafür ist er mir zu theuer. Ich will Ihnen 30 Ducaten geben, mehr ist er nicht werth.

— Bedenken Sie nur, Frau Baronin, wie zahm er ist.

— O, ich kenne viele, die noch weit zahmer sind.

— Bedenken Sie nur, daß er Pas de Basques, Pirouettes und Rondes des jambes machen kann.

— Wenn ich Tänzer sehen will, so brauche ich den Jacob nicht, dann gehe ich ins Ballet und sehe die Taglioni und Montessu.

— Bedenken Sie nur, daß er noch andere Kunststücke, unter Anderm auf dem Kopf stehen kann.

— Ich kann es nicht leiden, wenn sich Jemand auf den Kopf stellt.

— Sie können den Jacob als Nußknacker employiren. 40 Ducaten sind wirklich eine Bagatelle.

— O, mein lieber Herr, für 40 Ducaten kann ich ganz andere Affen haben, Affen, die noch viel gelehriger und gescheidter sind.

Endlich wußte ich, wen ich vor mir sah. Der Unbekannte war ein Menagerie-Eigenthümer und der Jacob quaestionis — ein Affe.

Da der Herr von seiner Forderung nichts ablassen wollte, bot ihm Frau von Bellefleure noch 5 Ducaten mehr an, und damit war er zufrieden.

Die schöne Frau riß ein Blättchen aus ihren Tablettes heraus, schrieb ein Paar Worte darauf und gab sie dem Affenverkäufer, der sich bald darauf diese Anweisung von ihrem Secretär auszahlen ließ.

Als sich der exotische Viehhändler entfernt hatte, hob Frau von Bellefleure den Faden des Gesprächs

auf, den sie vorhin, als von dem verfolgten Magalon die Rede war, hatte fallen lassen.

— Kennen Sie den Verfasser dieser Vieillées vielleicht persönlich?

— Nein, gnädige Frau.

— Er ist ein junger Mann in Ihren Jahren, blaß und düster, wie Sie. Früher besuchte er an jedem Mittwoch meinen Abendcirkel. Sie sollten ihn kennen lernen — er ist ein angenehmer, höchst interessanter Mann.

— Wo wohnt er, wenn ich fragen darf?

— Jetzt wieder in den Mauern von Sainte Pélagie. Gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich will mir einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich nicht vergesse, meinen Jockei hinzuschicken, um mich nach Magalon's Befinden erkundigen zu lassen und ihm einen zweiten Korb Champagner zu schicken. Der erste, den ich ihm vor ungefähr 10 Tagen geschickt, wird jetzt wohl schon ausgeleert sein, denn er liebt, wie Sie, den Champagner . . über Alles. Wären Sie bei uns geblieben, und dann und wann (was leicht geschehen konnte) nach Sainte Pélagie gewandert, so hätte ich Ihnen täglich die beste Sorte meines Sillery geschickt, Austern, Caviar — es hätte Ihnen, wie unserm Magalon, nichts abgehen sollen.

— Jeder Genuß wird verbittert, wenn uns die Freiheit fehlt.

— Ach, die liebe, schöne Freiheit. Sie existirt nur noch in unsern Wörterbüchern und Journalen.

Das Gespräch ward durch das Eintreten eines ältlichen Mannes unterbrochen, der einige Bücher unterm Arm trug. Frau von Bellefleure nannte unsere Namen. Monsieur R — d, Libraire bien renommé,

Monsieur O—r, Journaliste proscrit de Bavière. Wir wechselten einige gewöhnliche Artigkeitsphrasen — er wollte mich, ich wollte ihn kennen, wir präsentirten uns gegenseitig feine Süßigkeiten, wie dies in solchen Fällen fast immer zu geschehen pflegt. Nachdem er mir, als Galant-homme, einige Flatterien dedicirt hatte, wandte er sich zu Frau von Bellefleure.

— Ich bringe Ihnen hier die verlangten Contes und Nouvelles von Merville, alle drei Bände, und hier den eilften Aushängebogen von Ihrem neuen Werke. Morgen gegen Abend erhalten Sie den zwölften Bogen zur Correctur.

— Das geht ja rasend schnell dies Mal.

— Es würde noch weit schneller gehen, wenn ich schon im Besitz des ganzen Manuscriptes wäre. Ich kam deshalb heut selbst her, um Sie zu fragen, schöne Frau, ob Sie recht fleißig gewesen sind und ob ich vielleicht wieder ein Paar Bogen Manuscript erhalten kann?

— Nein, nein, das geht nicht. Ich habe zwar schon einige Capitel wieder beendigt, es hat mir aber noch an Zeit gefehlt, die nöthige Feile anzulegen. Vorgestern war ich bei dem spanischen Gesandten, gestern im Théâtre de Madame. Sie werden selbst eingestehen, daß ich einen Ball eben so wenig als die erste Vorstellung eines neuen Stückes versäumen kann. Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, daß die Zubereitungen zu solchen Festlichkeiten uns Frauen viel Zeit rauben; das wissen Sie ja von Ihrer eigenen Frau . . .

— Wahr, sehr wahr. Wenn meine Frau zu einem Balle eingeladen wird, der erst heute über vierzehn Tage Statt findet, so fängt sie schon morgen an, darüber nachzudenken, wie sie sich an jenem Abend

kleiden soll. — Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie so oft um Manuscript mahne. Mag Ihnen dies ein Beweis sein, daß mir an Ihren Arbeiten mehr als an anderen gelegen ist. Andere Autoren müssen mondenlang warten, bis ich ihre Manuscripte in die Druckerei schicke — doch das Ihrige kann ich kaum erwarten, brühheiß wandert es in die Rue des Jeuneurs zu Selligue.

— Ob das vielleicht daher kommen mag, daß Sie den Autoren Honorar zahlen müssen, während ich Ihnen mit meinen Manuscripten ein Geschenk mache. — Wie? fragte schelmisch-verschämt Frau von Bellefleure, mit den beiden Enden ihrer Boa spielend.

Unser Buchhändler machte ein Gesicht, wie Jemand, welcher gern niesen möchte, der es aber nicht kann. Er wollte der Frau von Bellefleure eine Antwort geben, schien aber nicht einig zu sein, wie sie lauten solle. Er schwieg also lieber, sah sie, sah mich an und — lächelte. Da lachten wir denn ebenfalls.

Zu seinem Glück traten jetzt zwei junge Leute hinzu, die dem Gespräche sogleich eine andere Wendung gaben. Der Eine von ihnen war ein Redacteur des Figaro, den ich bereits kannte, und der Andere (wie ich so eben erfuhr) ein Dichter vom Théâtre de Madame.

— Ich bringe Ihnen, reizende Frau, eine wichtige Neuigkeit. Gestern Abend hat man mir im Théâtre de Madame mein neues Stück ausgepocht.

— Ich weiß es, lieber W.

— Und woher, schöne Frau.

— Ich war im Theater, habe den Spectakel mit angehört und bin Zeuge Ihrer Niederlage gewesen.

— Kabale war's, die meinem Lustspiele den Hals gebrochen hat, Kabale von Seiten neidischer

Rivalen und mißvergnügter Schauspieler. Die Letzteren hatten ihre Rollen schlecht memorirt, Herr P. wußte nicht den zehnten Theil seiner Rolle, und das Ensemble — das hinkte wie der Teufel des Herrn Lesage. Kabale, nichts als Kabale.

— So seid Ihr Herren Theaterdichter. Wenn Eines Eurer Stücke mißfallen hat, weil es langweilig war, so schiebt ihr die Schuld auf die armen Schauspieler und träumt von Neid und Kabalen, an die keine Seele gedacht hat.

— Reden Sie aufrichtig, schöne Frau: hat es denn auch Ihnen so mißfallen?

— Ei freilich, lieber W. Danken Sie dem Himmel, daß er aus mir keinen Mann gemacht, ich wäre der Erste gewesen, der gepocht hätte.

— Was haben Sie an meinem Stücke auszusetzen?

— Viel, sehr viel, mein theurer Freund. Das Stück hat keine Handlung, keine Intrigue, keine Situation, und selbst der Dialog, worin sonst Ihre Hauptforce liegt, ist in dieser Komödie fad und frostig.

— Siehst Du, lieber Freund (sprach der Journalist) das habe auch ich Dir gesagt. Mir wolltest Du das nicht glauben. Nun hörst Du es auch von Frau von Bellefleure. Gnädige Frau, ich bin ganz Ihrer Meinung, sein Stück ist fad und frostig.

— Werden Sie es tadeln in Ihrem Blatte.

— Nein.

— Ei, sagten Sie mir nicht vorhin, daß es fad und frostig sei?

— Das sag' ich auch jetzt noch, ich werde es aber dennoch loben.

— Ach ja, ich vergaß, daß unser Freund W. ein Mitarbeiter Ihres Blattes ist.

Wir fingen Alle zu lachen an, der Journalist lachte mit und auch der Bühnendichter fing zu schmunzeln an.

— Wie wär's, Herr Buchhändler, wenn Sie mir das Stück abkauften?

— Freund, wie können Sie mir so etwas zumuthen. Haben Sie denn schon vergessen, daß es durchgefallen ist?

— Das hat nichts zu sagen (erwiderte ich zu des Dichters Entschuldigung). Wurde ja auch Beaumarchais Barbier von Sevilla bei der ersten Vorstellung ausgepocht! Hatte es darum weniger Werth?

Das Rad dieses Gespräches ward durch das Erscheinen eines jungen Engländers, des Lords Plikplok, gehemmt.

Du wirst es nicht übel nehmen, wenn ich mich bei dem Sohne Albions etwas länger aufhalte, und Dir vor Allem eine Beschreibung seiner Person liefere. Mylord, der Repräsentant des modernen Dandynismus, glich einer romantischen Caricatur. Er trug einen langen, langen Ueberrock, dessen Farbe einem frischen Eidotter glich; schwarze Pantalons, die unten so breit waren, daß sie den ganzen Fuß verdeckten, eine gelbe Cashemirweste mit grüner Stickerei und ein breites schwarzes Halstuch ohne Vatermörder. Seine beiden Hände hatten sich mit dem Daumen in die Armlöcher seiner Weste so eingehäkelt, daß man die gesteifte Chemisette und ihre drei bunten Knöpfchen sehen konnte. Mylords Physiognomie glich einem nur halb gebratenen Beefsteak, seine Taille einem Schilderhaus und seine lange, hagere Gestalt einem Violinbogen ohne Haarbezug.

Beim Eintreten machte er eine linkische Verbeugung, die so komisch ausfiel, daß auf allen Mienen ein kleines Lächeln zum Vorschein kam.

— Mylady, how do you do?

— Parlons français, je vous en prie.

— Et pourquoi, „Medemm.“

— Veuillez vous souvenir, que je ne comprends pas un mot de votre langue diablement divine.

Mylord mußte sich dazu bequemen. Keiner auf der weiten Erde ist größer im Radebrechen dieser schönen Sprache, als der Engländer. Man muß sich todtlachen, wenn man einen Englishman französisch sprechen hört. Unserm Lord schien die fremde Sprache sehr sauer zu werden; oftmals sprach er Worte, die mir nicht französisch, sondern spanisch vorkamen. Der arme Lord! Ich bedauerte ihn, als ich einsah, daß er ein Stichblatt des Witzes, ein Anglais pour rire war.

— Mylord hat eine herrliche Haltung, sprach der Journalist, putzte mit dem parfümirten Foulard das Glas seines Lorgnons und sah sich damit den Lord vom Kopf bis zum Fuße an.

— Man sieht doch gleich, daß Seine Herrlichkeit Tanzunterricht bei der kleinen Emmeline nimmt, fuhr er fort und ließ den Ring des Lorgnons um seinen Zeigefinger kreisen.

— Bei welcher Emmeline, fragte Frau von Bellefleure.

— Bei der schönen Koryphäe der großen Oper, antwortete der Journalist.

— Ist es wahr, Mylord, daß Sie bei dieser Dame Unterricht im Tanzen nehmen?

— Yes, Mylady. Ich zahle ihr für jede Stunde

2 Guineen. Was liegt mir an solcher Kleinigkeit. Ich bin reich, sehr reich, ungeheuer reich . . .

— Mylord, das wissen wir, sagte Frau von Bellefleure.

— Ich habe jährlich 25,000 Pfund Revenüen.

— Auch das haben Sie uns schon oft erzählt.

— Macht nichts, Mylady — Sie können das noch öfter hören.

Der Engländer gab sich immer neue Blößen, drum ward er bald von der Frau von Bellefleure, bald von dem Journalisten, bald von dem Theaterdichter und bald von dem Buchhändler durchgehechelt. Mylord war aber so bornirt, daß er es gar nicht merkte.

Später kam noch ein Obrist, ein Schauspieler vom Théâtre français und ein junger Maler (der Neffe der Frau von Bellefleure).

Wir unterhielten uns gruppenweise bis gegen 3 Uhr. Frau von Bellefleure bat jeden der Anwesenden, über Mittag ihr Gast zu sein . . . Und um 4 Uhr ging's zu Tische.

115.

Wunderkinder.

„Wunder über Wunder."
F. Förster.

Mort de ma vie! überall Wunderkinder. Wenn ich der Teufel wäre, möchte ich zuerst mich selbst holen. Ueberall Wunderkinder, 's ist nicht zum Aushalten.

Neulich besuchte ich die Frau Generalin Federbusch. So oft ich ihr meine Aufwartung mache, erzählt sie mir Wunderdinge von ihren drei Sprößlingen. Die Jungen, sagt sie, sind wahre Wunderkinder. Der Aelteste, Alphons, der nächsten Mittwoch 7 Jahr alt wird, kann, denken Sie sich, schon Boston spielen; der Mittlere, Edwin, ein Bursche von 6 Jahren, kann schon mensa decliniren, und der Jüngste, Hannibal, der vor acht Tagen 4 Jahr geworden, weiß schon sechs französische Vocabeln auswendig.

Nicht möglich, erwiderte ich und schlug verwundert die Hände zusammen.

Sogleich ertheilte die Frau Generalin (um mich von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen) der blumenbegießenden Bonne den Befehl, den Adolf, das Wunderkind, herbeizuholen.

Die Bonne, Madame Lafleure, eine uralte Französin, deren Gurlismus mich schon oft zum Lachen gereizt, hüpfte zur Thür hinaus, um Hannibalchen aufzusuchen.

Nach fünf Minuten brachte sie das Wunderkind hereingeschleppt.

— Hannibal (sagte die Mutter zu dem Knaben) sag' mir doch die sechs französischen Vocabeln, die Du Dir gemerkt hast.

— Mag nicht, brummte der Kleine und kratzte sich in den Haaren.

— Hannibal, sei nicht unartig. Gleich sag' mir, wie sie heißen.

— Mag nicht . . .

— Fi donc, Annibal, il faut être galant, sagte die alte Gurli und wischte dem Jungen die unsaubere Nase ab.

Erst nach langem Bitten und vielen Versprechun-

gen ließ sich Hannibalchen zur Erfüllung des mütterlichen Wunsches geneigt finden. Aber wie erstaunte ich, als ich aus dem Munde eines vierjährigen Kindes die Worte „Le roi perd, la Dame gagne“ vernahm. Die Frau Generalin war darüber ganz entzückt, hob den Jungen in die Höhe, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und schickte ihn wieder in die Kinderstube.

— Ich hätte gewünscht, Sie wären gestern Abend bei uns gewesen.

— Und weshalb, gnädige Frau?

— Um zu sehen, was mein Alphons für ein Wunderkind ist. Der Legationsrath L. und der Lieutenant P. waren bei mir. Wir wollten Boston spielen, und da uns der vierte Mann fehlte, so mußte mein Junge die Lücke füllen. Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß dieser siebenjährige Bursche schon besser, als seine Mutter spielt.

Ich stellte, um ihr die Freude zu gönnen, mich sehr gerührt.

Vor ungefähr zwei Monaten lud mich der Banquier A. zu einem Diner ein. Die Artigkeit gebot mir, zu erscheinen. Eh' wir zu Tische gingen, stellte mir Banquier A. seine 13jährige Tochter, Aurora, vor. Das Mädchen, wiewohl noch sehr jung, war doch schon sehr kokett. In ihrem Benehmen lag etwas Geziertes und Affectirtes, das mir durchaus nicht gefallen wollte. Kinder, die schon im zwölften oder dreizehnten Jahre die große Dame spielen wollen, sind mir in der Regel sehr zuwider. Aurora gehört zu jenen zu früh gereiften Mädchen, die schon im zwölften Jahr altklug und gefallsüchtig sind, und Pretensionen machen. Sie verlangt, daß man ihr schon jetzt den Hof mache und sich um ihre Gunst bewerbe. Aus Coquetterie spielt sie bald die Zerstreute, bald die

Andächtige, bald die Gefällige, bald die An- und bald die Abstoßende. Dies Alles hat sie von ihrer Frau Mama gelernt, von der jeder Zoll eine grandiöse Coquette ist. Wie die Mutter, so die Tochter. Sind ein Paar Jährchen verstrichen, ist Aurora das Fac simile ihrer Mutter. Gott besser's!

Der Papa gab mir mit verblümten Worten recht deutlich zu verstehen, daß Aurora ein Wunderkind sei.

— Sie spielt Schach so gut, daß sie mir neulich einen Läufer vorgegeben und trotzdem die Partie gewonnen hat, sie spricht französisch so geläufig, wie ein Mann, der zehn Jahre in Frankreich gelebt, sie nimmt jetzt Unterricht in der italienischen Sprache, hat erst 3 Lectionen gehabt und kann schon amo conjugiren, sie spielt Clavier, kann zeichnen, malen und . . . und . . .

— Nun, was denn, wenn ich fragen darf.

— Dichten. Ja, ja, sehen Sie mich nur an, es ist wahr, was ich Ihnen hier erzähle. Neulich hat sie ein Sonett auf eine Rose gemacht . . . ein Sonett, ich sag' Ihnen, es ist himmlisch. Aurora soll es Ihnen abschreiben, Sie können es in Ihr Blatt aufnehmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, es wird Ihnen gefallen und Ihrem Journale keine Schande machen.

— Ich bin sehr neugierig und kann es nicht verhehlen, daß ich das Sonett wohl hören möchte.

— Warten Sie, ich werde sie bitten, sie soll es Ihnen vortragen.

Der Herr Banquier ging ins andere Zimmer, in dem Aurora auf dem Sopha saß und (wie ich später aus ihrem eigenen Munde erfuhr) Lafontaine's „Romulus" las. Da die Thür halb offen blieb, konnte ich folgendes Gespräch belauschen.

— Aurorchen, willst Du mir einen Gefallen thun.

— Was denn, lieber Vater.

— Willst Du so gut sein, das Sonett zu declamiren.

— Welches Sonett?

— Das, welches Du auf eine Rose gedichtet hast.

— Wie oft soll ich das noch declamiren.

— Herr O. möcht' es gern hören . . .

— So? Nun, da declamir' ich's gerade nicht.

— Warum nicht, liebes Kind?

— Weil mir der Mensch furchtbar zuwider ist. Er behandelt mich wie ein Kind. Vorhin hat er mich liebe Kleine genannt.

— Wie soll er Dich denn nennen?

— Fräulein.

— Nu, nu, sei nur nicht böse. Vermuthlich hat er sich versprochen. Ich werde ihm sagen: er soll sich nie mehr unterstehen, zu Dir liebe Kleine zu sagen.

— Liebe kann er wohl zu mir sagen, aber nur nicht Kleine — denn das ist flegelhaft.

— Pst! nicht so laut, Aurorchen, er könnte es sonst hören.

Ich mußte jetzt all' meine Seelenkräfte zusammenraffen, um die Explosion meines Zwerchfells zu unterdrücken.

Der Papa bot noch einmal alle Künste der Ueberredung auf, um sein Aurorchen zum Declamiren zu bewegen.

— Geh, Aurorchen, Du thust mir einen großen Gefallen. Wenn Du das Sonett declamirst, kauf' ich Dir morgen ein neues „Sieh-mir-an.“

— Ich sage Ihnen noch einmal, es geht nicht.

— Warum nicht, Aurorchen?

— Ich bin heut nicht disponirt dazu — ich . . . ich . . . ich habe es vergessen.

— Aber liebes Aurorchen!

— Lassen Sie mich jetzt in Ruh.

Herr A. brachte mir die Nachricht, daß Aurorchen heute nicht gut disponirt sei und mir ein andermal das Sonett mittheilen werde.

Bei Tische hatte ich das Vergnügen, neben Aurorens Mutter zu sitzen. Sie trat einigemal vorsätzlich auf mein Hühnerauge, um mich auf ihr Töchterlein aufmerksam zu machen, das auch über Tisch Lafontaine's Romulus las und die Suppe und das Rindfleisch ungekostet stehen ließ. Vermuthlich hatte Aurorchen viel gefrühstückt.

Die Kleine warf mehrmals einen flüchtigen und doch forschenden Blick auf mich herüber. Ich fand das höchst komisch und mußte darüber lachen.

Mama raunte mir jetzt ins Ohr: Aurorchen sei ein Wunderkind, es mache sogar schon Verse.

— Aurorchen (rief sie zu ihrem Töchterlein hinüber), wie heißt doch schnell das Räthsel, das Du neulich in der Gesellschaft bei Geheimrathens gemacht. Kind, genir Dich nicht . . .

— Ich bitte mich heute zu verschonen.

— Rorchen, sei nicht eigensinnig. Sage das Räthsel her . . . ich bitte Dich darum.

Aurora schien die Mama weit mehr als den Herrn Papa zu respectiren. Die Augen unabläßlich auf das Buch geheftet, das vor ihr auf dem Teller lag, recitirte sie mit einer monotonen Kaltblütigkeit folgendes Räthsel:

Wer die Letzten durch sein Handeln,
Wer den Schmerz in fremder Brust
In die Ersten kann verwandeln,
Dem wird meines Ganzen Lust.

— Ist das Räthsel von Ihnen, liebe Kleine? fragte ich sie gleichgültig und ließ das Messer, dessen Griff ich locker zwischen dem Mittel- und Zeigefinger hielt, langsam auf dem Rand meines leeren Tellers klirren.

— Ja, antwortete sie, ohne mich eines Blickes zu würdigen, mit ruhiger Kälte, und las weiter in Lafontaine's Romulus.

— Wie gefällt Ihnen das Räthsel meiner Tochter? fragte der beglückte Vater.

— Nicht wahr, es ist gut? sagte die triumphirende Mutter.

— Ich lächelte.

— Haben Sie, liebe Kleine, die Sphynx von Freimund Ohnesorgen gelesen?

Kaum hatte ich die Frage über meinen Lippen, als auf den Wangen Aurorchens blitzschnell ein dunkles Roth zum Vorschein kam.

— Rorchen, warum wirst Du roth? fragte der ängstliche Vater.

Statt auf die Frage Antwort zu geben, sprang die Kleine heftig auf, warf zornig Buch und Serviette zur Erde und lief schamroth und verlegen ins Nebenzimmer.

* * *

Zufällig hatte ich einige Tage vorher Ohnesorgens Räthsel-Almanach gelesen, um ihn in meinem Blatte beurtheilen zu können. Ich erinnerte mich nun, auch das Räthsel darin gefunden zu haben, welches Aurorchen, das Wunderkind, für das ihrige ausgab, wiewohl es vom Freiherrn von Zedlitz herrührt. (Siehe Sphynx Jahrgang 3. Seite 254.)

Mit dem Sonett, das sie durchaus nicht vortragen wollte, wird es wahrscheinlich gleiche Bewandniß gehabt haben.

Das böse Gewissen hatte bei der Kleinen gerade zur rechten Zeit angeklopft. Ich wollte die Eltern in ihrem süßen Wahne lassen, die Kleine nicht beschämen und verschwieg also meine Entdeckung.

Aber seit jenem Tage kann mich das Wunderkind und ich die sogenannten Wunderkinder nicht leiden.

Wie lächerlich ist oft die blinde Liebe der Eltern. Jedes Ehepaar will ein Wunderkind haben. Laßt Euch, Freunde, nicht auslachen, es gibt keine Wunderkinder!

116.

Victor Escousse.

„Nur zwei Vorzüge besitzt der Mensch vor dem Thiere. Der Mensch kann lachen und — sich ums Leben bringen. Er könnte nicht lachen, wenn er nicht wüßte, daß er sich ums Leben bringen kann, und könnte sich nicht ums Leben bringen, wenn er nicht die Kraft hätte, über gewisse Dinge lachen zu können."

Ein altes Blatt des Eulenspiegel.

Escousse hat sich das Leben genommen! Das lies't man jetzt in allen französischen, deutschen, englischen und portugiesischen Journalen. Wer war denn dieser Escousse, daß man ein solches Zetergeschrei über ihn erhebt. Es war ein junger Bühnendichter, der zwei Theaterstücke geschrieben, von denen das erste: Faruch le Maure ge- und das zweite: Pierre III., mißfallen hat. Das ist seine vollständige Biographie. Quel bruit pour une omelette! Er hat sich durch Kohlendampf erstickt. Und warum? Weil die Pariser Journalisten sein zweites Machwerk tadelten.

„Und darum Räuber und Mörder?"

Und darum so viel Lärmen?! Als sich unser Daniel Leßmann das Leben nahm, da sprach keine Seele von ihm. Fünf, sechs Blätter theilten die Nachricht mit, daß er sich erhängt habe — das war Alles. In Frankreich krähte kein Hahn um ihn . . . kein einziges von den Pariser 78 Journalen nahm davon

Notiz, denn Paris bekümmert sich um deutsche Schriftsteller wenig oder gar nicht. Aber desto mehr bekümmert sich unser Deutschland um die Pariser Schriftsteller. Wenn heute ein Sextaner der neuen romantischen Schule einen Roman schreibt, so darf man wetten, daß vier Wochen später in Deutschland davon eine Uebersetzung erscheint. Was ein französischer Autor schreibt, das finden unsere ehrlichen Deutschen schön und interessant, mag es auch noch so fad und albern sein. Ein Franzose hat es geschrieben, ein Pariser Blatt hat es gelobhudelt, das ist genug.

Herr Victor erstickt sich durch Kohlendampf und siehe: ganz Europa spricht von ihm — in Deutschland könnten sich drei Dutzend solcher Victors ersticken, es spräche keine Katze, oder höchstens ihr Gläubiger von ihnen.

Herr Victor Escousse war aber ein Franzose, der Constitutionnell, der Temps und die Gazette haben mit der Erzählung seines Selbstmordes eine leere Spalte gefüllt — nun kommen alle deutschen Blätter und beten nach, was sie in den Pariser Journalen über Herrn Victor gelesen haben. Wohl einem jeden Schriftsteller, der in Paris das Licht der Welt erblickt hat. Einem französischen Autor wird Ruf, Ruhm und Unsterblichkeit nicht so sauer gemacht, als dem armen Deutschen. Unsere Collegen können zehn und zwölf Theaterstücke schreiben — ein Pariser Journalist wird darum nicht die Feder eintunken, ein deutscher Bühnendichter kann sich zehn und zwanzig Mal ums Leben bringen, er übergeht seinen Tod, wie sein Leben, mit hartnäckigem Stillschweigen.

Offen gesagt: es ärgert mich, daß die deutschen Journale so viel Aufhebens von diesem obscuren Es-

couſſe machen; es ärgert mich, daß man nicht müde wird, uns mit der Erzählung dieſes Selbſtmordes zu langweilen. Victor Escouſſe hat ſich erſtickt, weil er Schulden gehabt und ſich in ſeinen großen Erwartungen getäuſcht ſah. Er iſt nun todt . . . Friede ſeiner Aſche und damit Punctum.

Sagt mir, meine lieben Landsleute, iſt denn das etwas ſo außerordentlich Merkwürdiges, wenn ſich ein Jüngling von zwanzig Jahren ums Leben bringt?!

Ich hatte einen Freund — auch er war Dichter. Neid und Mißgunſt hatten ihm jede Freude vergällt . . . aus den Armen des eitlen Ruhmes flüchtete er ſich in die Arme der holden Liebe; er ſank an ihren Buſen und wollte aus ihren Brüſten die balſamiſche Milch ſchlürfen, welche die Wunden ſeines Grames vernarben ſollte. Er liebte Louiſe, aber Louiſe — liebte einen Andern. Ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung ſtand er verlaſſen in der großen Welt, ohne Hülfe, ohne Troſt. Louiſens Geburtstag rückte heran. Die Eltern veranſtalteten, ihrer Tochter zu Liebe, einen prächtigen Ball, auch mein hoffnungsloſer Freund, der arme Eugen, ward dazu eingeladen. Auf dieſem Balle war es, wo er zum letzten Male das holde Antlitz ſeiner theuren, heißgeliebten Louiſe ſah, hier war es, wo er zum letzten Male in den offenen Himmel ihrer Cyanen-Augen ſchaute, hier, wo er zum letzten Male die Zaubertöne ihrer Stimme, das Rauſchen ihres Gewandes vernahm, hier, wo er zum letzten Male ihre Hand erfaßte und ſie bebend an ſein Herz drückte . . . . hier war es, wo er zum letzten Male mit ihr im flüchtigen Tanze dahinſchwebte in die bunten Wogen der Freude und ihr ſeufzend den Gram ſeiner Liebe klagte.

Um 11 Uhr ſchlich er ſich betrübt aus dem

Reigen der Tanzenden fort — gequält von Eifersucht, ohne Hoffnung, ohne Lebewohl von Louisen, die jetzt nur Blicke für seinen glücklichen Nebenbuhler hatte.

Zu Hause angekommen, warf er seinen Frack und seine Halsbinde weg, und befahl seinem alten Diener, Champagner zu bringen. Gottfried holte eine Flasche Sillery. Eugen hieß den Alten schlafen gehen, entkorkte den Champagner und goß mit hitziger Hast sechs Gläser hinab. Sein Blut, schon ohnedies echauffirt, gerieth desto mehr in Wallung — er warf sich aufs Sopha, schloß die thränenleeren Augen, sah noch einmal die Reize seiner Angebeteten, fühlte noch einmal den süßen Ambra ihres Odems und das üppige Parfüm ihres Haares, hörte noch einmal die Polonaise, die sie so meisterhaft auf dem Claviere vortrug und erwachte dann plötzlich wie aus einem leichten Morgentraume.

Louise, rief er, und sank auf den Boden, um ihre Knie zu umfassen — das schöne Phantom war verschwunden und mit ihm jede Lust und jede Freude. Eben leerte er das letzte Glas seines Champagners, da fing die Wanduhr zu schlagen an. Er zählt die Stunden mit pochendem Herzen, springt aufs Sopha, nimmt die geladene Pistole herab und mit dem letzten Glockenschlag der zwölften Stunde jagt er sich eine gekaute Kugel durch den Mund.

Der Schuß weckt den alten Diener aus süßem Schlummer auf, er eilt halbnackt in das Schlafzimmer seines Herrn und sieht dort auf der Erde Eugens Leiche. Die Kugel hatte ihm das Gehirn zerschmettert; das herausspritzende Blut fiel auf den gestickten Teppich und die Persienne-Gardinen, und ein Theil seiner obern Kinnlade flog auf die Tasten des offenen

Claviers, dem sie dadurch eine ohr- und herzzerschneidende Dissonanz entriß.

Victor erschoß sich wegen Schulden, Eugen wegen unglücklicher Liebe. Wer von beiden Unglücklichen ist wohl mehr zu bedauern? Mitleidige Leserin, schenkst Du dem armen Eugen keine Thräne? Eine Perle aus Deinem Auge wird die Nacht seines Grabes erhellen und seinen Hügel mit einem Vergißmeinnicht zieren.

117.

Classification der Hunde.

Und es gibt jetzt der Hunde mehr als man glauben sollte, denn es leben nicht blos vier- sondern auch zweibeinige Hunde auf unserer Erde. Das Vaterland dieser zweibeinigen Hunde ist — überall. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Hof sieht man sie herumlaufen. Sie schniffeln, bellen, klaffen, knurren, zwicken und beißen wie ihre vierbeinigen Spiegelbilder, doch von der Treue und Anhänglichkeit, welche man den Quadrupeden nachrühmt, von diesen Tugenden ist bei den Bipeden auch nicht die allerkleinste Dosis anzutreffen.

Da weder ein Psycho- noch Zoologe dieses Hundeheer systematisch geordnet hat, so will ich mich dieser Mühe unterwinden.

Anfangs wollte ich die zweibeinigen Hunde nach den 4 Facultäten: in theologische, juristische, medicinische und philosophische eintheilen, später gab ich aber diese Plane auf und theilte sie in folgende 9 Cohorten:

1) In Spürhunde; 2) Apportirhunde; 3) Gifthunde; 4) Kettenhunde; 5) Schooßhunde; 6) Windhunde; 7) Jagdhunde; 8) Lumpenhunde und 9) Schweinehunde.

Zur ersten Cohorte gehört der Spürhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem feinnäsigen Spitz, der ängstlich von Thür zu Thür läuft, emsig die Ohren spitzt, eifrig lauscht und horcht, in Alles seine Nase steckt, Alles beleckt und beschniffelt, Alles von hinten und von vorne besieht, vor dem geringsten Dinge zurückbebt und bei dem mindesten Lärm gleich Mord und Todtschlag, Criminal- und Majestäts-Verbrechen wittert und nicht eher zu klaffen und zu bellen aufhört, bis der Anstifter dieses Lärms verrathen ist. Du wirst wissen, lieber Leser, was für Subjecte ich meine.

Zur zweiten Cohorte gehört der Apportirhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pudel. Der Pudel apportirt Tücher, Stöcke, Tabackspfeifen, jener Neuigkeiten, saubere Dirnen und jüdische Capitalisten. Beide warten ihrem Herrn auf, beide gehen für ihn ins Wasser und beide machen zu seiner Belustigung allerhand Lazzi. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, was dies für Geschöpfe sind.

Zur dritten Cohorte gehört der Gifthund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pintscher. Er sitzt beständig auf ein und demselben Platze, gleichsam, als ob er, Gott weiß was ausbrütete. Er sieht starr und mürrisch vor sich hin, sein Auge thränt, er knurrt den ganzen lieben Tag, fletscht die Zähne und will immer um sich beißen, wiewohl ihm Niemand etwas zu Leide thut. Es werden Dir, guter Leser, schon häufig solche Hunde begegnet sein — Du wirst sie kennen — geh' ihnen aus dem Wege!

Zur vierten Cohorte gehört der Kettenhund. Be-

kanntlich gibt es nicht nur eiserne, sondern auch goldene Ketten. Ich meine hier solche Hunde, welche an goldenen Ketten liegen. Diese Hunde halten Wache vor der Thür ihres Herrn und lassen keinen Fremden ins Haus hinein. Sie brummen nicht nur den Spitzbuben, sondern auch den Biedermann an, welcher sich dem Eingange nähert. Diese Hunde sind die dicksten und fettesten, aber auch die pikirtesten und gröbsten. Wer aber mit ihnen schön thut, wer sie streichelt und liebkost und wer ihnen etwas hinwirft, woran sie ihren Zorn verbeißen können, den lassen sie ungehindert passiren. Wohl dem Manne, der mit solchen Hunden nie in nähere Berührung oder Collision zu kommen braucht.

Zur fünften Cohorte gehört der Schooßhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit einem Bologneser Mops. So ein Schooßhund steht bei der gnädigen Frau oft besser angeschrieben, als der Herr Gemahl. Der Hund ruht auf ihrem Schooße, sie kratzt ihn hinter den Ohren, glättet mit ihrer zarten Hand seine gefurchte Stirn, pflegt ihn mit einer alle Grenzen überfliegenden Sorgfalt und liebt ihn mit leidenschaftlicher Gluth. Dessenungeachtet ist so ein Schooßhund oft zu bedauern. Die Gnädige ist zuweilen alt und häßlich, da langweilt sich der Schooßhund wie ein Mops. Hütet Euch, Ihr Ehemänner vor solchen Hunden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß so ein Hund oft mehr kostet als tausend Andere.

Zur sechsten Cohorte gehört der Windhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem türkischen Windspiel. Er hüpft beständig herum, leckt Allen die Hände ab, sieht in die Spiegel und betrachtet sein Conterfei, einem Narcissus gleich, mit dem höchsten Wohlgefallen, bürstet mit der Zunge sein Fell, auf daß es recht sau-

ber sei, spielt, wie ein Kind, mit jedem Papierschnitzchen, säubert sich wieder, streckt die Glieder, gähnt und legt sich schlafen. So ein Windhund ist der Bürstenabzug von dem Bilde eines Zierbengels, der sich striegelt und bügelt, der sich schmiert und parfümerirt, der jeder Dame die Hände abküßt, der beständig in den Spiegel guckt und sich selbst und Andere langweilt. So ein Hund ist doch zu gar nichts zu gebrauchen!!!

Zur siebenten Cohorte gehört der Jagdhund, d. h. ein Hund, der auf andere Wesen Jagd macht, der sie so zu sagen abfängt, der sie in den Staub wirft und nicht eher zu beißen nachläßt, bis das arme Thier seinen Geist aufgibt. Solch ein Hund ist eine Matrize von einem bissigen Recensenten à la . . . Sein ganzes Thun und Treiben, seine höchste Wonne besteht darin, andere Geschöpfe zu verfolgen, sie bei den Ohren zu fassen und sie so lange zu rütteln und zu schütteln, bis sie sich im Staub wälzen, in den er sie mit boshaftem Ingrimm herabgezogen hat. Diese Art von Hunden vermehrt sich jetzt so stark, daß es Noth wäre, ihnen Maulkörbe anzulegen.

Zur achten Cohorte gehört der Lumpenhund. Lumpenhund! Die deutsche Sprache darf stolz sein, ein Wort zu besitzen, das in zehn Buchstaben so viel, so unendlich viel ausdrückt. Lumpenhund! das ist ein Wort, das tausend Schimpfworte in sich vereinigt und alle andern überflüssig macht. Lumpenhund! das ist ein Wort, das keine andere Sprache aufzuweisen hat, als die deutsche. Sollte es deshalb sein, weil es nur in Deutschland solche Wesen gibt?! O nein, es gibt auch in Spanien und Portugal Lumpenhunde! Lumpenhund! Wer verlangt von diesem Worte eine Definition? Wer von den Sterblichen weiß nicht, was

ein Lumpenhund ist?! Der Name ist hinreichend, um diese Wesen erschöpfend zu charakterisiren.

Zur neunten und letzten Cohorte gehört der Schweinhund. Auch dieses Wort ist ein Myriomorphorama von unzähligen Begriffen. Was versteht der Deutsche nicht Alles unter diesem Namen? Mit ihm tauft er alle Undankbaren, Meineidigen, Vaterlandsverräther, feile Staatsdiener, bestechliche Richter, verschmitzte Jesuiten, schändliche Verläumder, verstockte Nabobs, mitleidlose Reiche und mehr solch nichtswürdiges Gelichter.

Das wären die neun Hunde-Cohorten. Ach!

118.

Gespräch zwischen zwei Hauslaternen.

— Wahrlich! Laterne zu sein, ist gar nicht übel.

— Hm, ich finde im Gegentheil keinen Posten so langweilig und abscheulich, als den einer Laterne.

— Chacun a son gout. Ich möchte nichts Anderes als Laterne sein. Wenn die Nacht einbricht und man mich anzündet, wenn die Menschen zu Bett gehen und die Straßen leer und öde werden, da schaue ich herab auf die menschenleere Gasse und vertiefe mich in allerlei Gedanken.

— Ich, liebe Schwester, wollte Alles eher als Laterne sein. Was gewährt mir die Nacht für Unterhaltung? Wenn sich nicht zufällig ein Dieb oder ein Verliebter blicken läßt, so kommt mir keine Menschenseele vor die Augen. Da hänge ich, brenne, leuchte

und weiß nicht wozu. Oftmals möchte ich aus Langeweile einschlafen.

— Mache es wie ich, spiele den Beobachter, Du wirst sehen, daß dies der beste Zeitvertreib ist. Sieh' nur, vor dem Hause gerade über von uns, da steht eine Equipage. Sie hält schon seit 11 Uhr; drei Stunden geht bereits der Kutscher ungeduldig auf und ab, murmelt etwas verdrießlich in den Bart, streichelt die stampfenden Rappen und säubert sich die Nase. Oben im zweiten Stockwerk, da ist noch Licht. Auf der rothseidenen Gardine gaukelt der Schatten eines Menschen bald hin, bald her. — Still, das Hausthor öffnet sich — ein alter Herr, eingehüllt in einen dicken Pelz, steigt in den Wagen, nachdem er der leuchtenden Zofe „eine gute Nacht" gesagt. Mit Blitzesschnelle besteigt der Kutscher den Bock, der Wagen rollt von dannen und noch hundert Schritt weit hört man der Räder Gerassel. Husch, da schleicht sich ein junger Mann in das offen gebliebene Hausthor hinein. Was mag er wohl vorhaben; er sah sich so verdächtig rings um. Parbleu, auf der rothseidenen Gardine tanzen jetzt zwei Schatten herum. „Comprenez-vous, Louiken?"

— Ich verstehe. Sieh, es bietet sich uns ein zweites Abenteuer dar. Da unten schlendert ein Mann, trällert eine Arie aus Fra Diavolo und ficht mit seiner Reitgerte in der Luft herum. Er nies't, und weithin dringt das Echo dieses Niesers. Eine weibliche Stimme ruft „zur Genesung." Der Mann bleibt stehen, eine Dame kommt dazu. Beide wechseln einige philanthropische Fragen und gehen dann in ein Haus hinein, das sie hinter sich zuschließen. Comprenez-vous?

— Ich verstehe. Horch, wer klingelt an unserm

Nachbarhaus? Ein Mädchen ist's, in halbem Negligée. Wie das arme Kind jammert und winselt! Was mag es nur wollen und wem mag es angehören? Es reißt recht gewaltig am Klingelzuge. Halt! da biegt sich eine Nachtmütze zum Fenster hinaus. Wer da, ruft Jemand von der Belle-Etage hinab. Sind Sie's, Herr Doctor, so fragt das Mädchen mit schluchzender Stimme. Ich bin sein Kammerdiener, erhält es zur Antwort. Was gibt's? Ach, jammert die Kleine, haben Sie doch die Gnade, den Herrn Doctor zu wecken — meine Mutter liegt in den letzten Zügen. Wer ist Deine Mutter? Die Witwe eines armen Holzhauers. — Mit der hat's keine Eile, die kann bis morgen warten. — Morgen ist Alles zu spät; ach, wecken Sie den Herrn Doctor. — Pack' Dich fort, das geht nicht; er hat mir anbefohlen, ihn nur dann zu wecken, wenn r e i c h e Kranke seiner Hülfe bedürfen. Der hartherzige Schlingel! Er schlägt das Fenster zu und das arme Mädchen läuft weinend zu einem andern Arzt.

— Dort am Eckhause geht es doch alle Abend recht bunt zu. Jetzt erst gehen die Pharao-Spieler auseinander. Das Häuflein zertheilt sich, der Eine schlägt diesen, der Andere jenen Weg ein. Der Eine recitirt den Monolog aus Hamlet „Sein oder nicht Sein.“ Der Andere singt die Barcarole: Amis, la matinée est belle und schnalzt mit den Fingern: der Dritte stößt Flüche in allen Sprachen aus und borgt sich vom Zweiten ein Frankenstück, damit er dem Menschen das Trinkgeld bezahlen kann, der ihm das Hausthor öffnet.

— Pst — in unserer Nähe wird Jemandem eine Serenade gebracht. Das Ständchen ist brillant, die artigen Musikstücke locken die Nachbaren ans Fenster.

Ein drolliger Anblick. Dort sieht man ein Paar Nachthauben, hier ein Paar Schlafmützen, die emsig dem Sänger zuhören. Gewiß ist dieses Ständchen zu Ehren der schönen Tänzerin gebracht, die auf gleicher Erde wohnt und eben so viel Anbeter als Stunden im Tage hat. Richtig; das ist der Violinist, ihr Verlobter. Wie gefällt Dir die Rossinische Arie, die das Finale macht:

O Weiber, Eure Treue,
Ist mir ein sich'res Zeichen,
Daß in des Hymens Reichen,
Ein Rosengarten blüht.

Sänger und Musikanten gehen nach Hause und Nachthauben und Schlafmützen ziehen sich applaudirend zurück.

Potz Element, was seh' ich da — — — So eben stieg ein Officier aus dem Parterrefenster.

O Weiber, Eure Treue . . . .

— Nun sag' mir, liebe Schwester, habe ich nicht Recht. Nicht wahr, das Beobachten gewährt vielen Spaß? O, ich könnte 100 Bände Memoiren schreiben, wollte ich erzählen, was ich in meinem Laternen-Leben mit an- und zugesehen habe. Mort de ma vie! Da klingelt schon wieder Jemand bei unserm Nachbar, dem Arzte . . Ein betreßter Diener ist's. Der Kammerdiener wirft wiederum ein gellendes „Wer da" zum Fenster hinab. Ich bin der Kammerdiener von Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten. Der Herr Doctor sollen augenblicklich zu der gnädigen Frau kommen. Fräulein Aline liegt im Sterben. — Ist das die Tochter der gnädigen Frau? fragt der Bediente. Nein, das ist die kleine Hündin der Frau Präsidentin; wecken Sie nur recht bald Ihren Herrn. —

In zehn Minuten wird mein Herr dort sein, erwiederte der Schlingel und schlägt alsogleich Feuer.

— Wer klopft denn da drüben an den Fensterläden der Apotheke. Sehe ich recht — ja — das arme Mädchen ist's, das vorhin den Arzt zur sterbenden Mutter holen wollte. Sie klopft so stark sie kann. Der Laden öffnet sich, ein Provisor, so dünn wie ein Strohhalm, eingehüllt in 27 Schlafröcke, erscheint am Fenster. Was ist denn los? Ach, lieber Herr, machen Sie mir doch recht schnell dies kleine Recept — meine arme Mutter ringt mit dem Tode — eilen Sie. Der Apotheker-Stöpsel gähnt erst ein Weilchen, dann raisonnirt er ein Weilchen, und endlich geht er an die Arbeit. Das geht rasch — die Pulver sind fertig. 3 Francs kostet die Medicin, brummt der Provisor und steckt die Pulver zum Fenster hinaus. Lieber Herr Apotheker, bittet die Kleine, ich habe jetzt keinen Sous, aber morgen bringe ich die 3 Francs, borgen Sie mir die Medicin nur bis morgen früh. — Was, erwidert der Pulverfabricant, die Person hat kein Geld und erkühnt sich, einen Apotheker, einen Bürger, aus dem Schlaf zu wecken?! Welche Ipecacuanha-Impertinenz! Borgen soll ich Ihr? Warum nicht gar! Wer kein Geld hat, muß nicht Medicin machen lassen. — Was meinst Du dazu, liebe Schwester? Er zieht sich und die Pulver zurück und schlägt mit fürchterlicher Vehemenz die Fensterladen zu.

— Wenn ich Tiger wäre, diesen Apotheker zerrisse ich in Myriaden Fetzen. Was höre ich — die Sturmglocke wird geläutet — man ruft Feuer — eine dichte Masse von Menschen, mit Löscheimern bewaffnet, bedeckt die ganze Straße. Reiter kommen herangesprengt — die Trommel wirbelt — Spritzen fahren auf. Alles stürzt an die Fenster. Wo brennt's?

Wo brennt's? Beim Doctor! Schon steht sein Haus in lichterlohen Flammen. Die Unvorsichtigkeit des Bedienten, der Feuer gemacht, ist Schuld daran. Die Flamme verzehrt mit einem Erysichtons-Hunger das Gebäude — schon jetzt ist es ein halber Aschenhügel.

— Schau dort hin, Schwester. Der Wind hat sich gewendet und einen Feuerpfahl in das Haus des Apothekers geschleudert. Auch da wüthet die Flamme mit wilder Gier, der Brand greift mit Riesenschritten um sich. Gott ist gerecht — er lohnt den Guten und straft den Bösen.

119.

Wenn ich der Teufel wär'!

Man sage, was man will .... ich glaube es durchaus nicht, daß wir wirklich im Jahre 1830 post Christum natum leben. Eine Chiffre muß in dieser Jahreszahl zu viel sein, ob die 1 oder die 8, ob die 3 oder die 0, das weiß ich nicht. Zählten wir aber wirklich 1830, wie wäre es möglich, daß in manchen Staaten noch so viele Spuren egyptischer Finsterniß und barbarischer Rohheit herrschten!

Da machen die Leute so viel Rühmens von den mächtigen Fortschritten der Cultur, Humanität und Toleranz. Genau betrachtet, steckt nichts dahinter. Wo man hinblickt, sieht man noch Fehler und Gebrechen, die sich von frühern Jahrhunderten auf unsere Zeit fortgepflanzt haben. Wo man hinblickt, sieht man noch Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und

Institutionen, die auf das Jahr 1830 eben so wenig passen, als die Faust aufs Auge.

Wenn ich über Alles dieses nachdenke, so dringt sich mir der Wunsch auf: 8 Tage der Gottseibeiuns zu sein, um die Welt und die Menschheit von ihren Schlacken zu befreien; sie zu säubern von dem physischen und psychischen Schmutz, der sich so tief eingefressen hat, daß er eine steinartige Cruste geworden.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte zuerst den Sclavenhandel. Was wird die Nachwelt für Gesichter schneiden, wenn sie einstmals durch die asbestenen Blätter der Geschichte erfahren wird, daß es im Jahre 1830 noch Kannibalen gegeben, welche mit ihren Nebenmenschen, wie mit Beinkleidern, Blumenzwiebeln, Grünzeug und Thierhäuten, Handel getrieben haben. Was werden sich unsere Posteriora vom 1830er Jahrgang der Cultur für Begriffe machen, wenn sie erfahren werden, daß England, die Wiege der Freiheit, den Sclavenhandel geduldet hat. Ich höre, wie sie sagen werden: „Die Leute, die im Jahre 1830 gelebt haben, müssen schöne Kerlchen gewesen sein. Laßt uns Gott danken, daß wir ein Jahrhundert später auf die Welt gekommen sind, daß wir nicht Zeugen und Mitgenossen jener erbärmlichen Zeit geworden."

Herzzerreißend ist es, wenn man bedenkt, daß das Völkerrecht solch' tief-empörende Frevel duldet! Mag England noch 100,000 Maschinen erfinden, wodurch es Menschenköpfe und Menschenhände entbehrlich macht, dadurch wäscht es nicht den Schandfleck rein, den es sich selbst, durch den verruchten Sclavenhandel, in das Buch seiner sonst ehrwürdigen Geschichte gemacht. Mit dankbarem Herzen preis't zwar Jeder die rühmlichen Bemühungen Einzelner aus der englischen Nation, die ihr Hab' und Gut für die Abschaf-

fung dieses schändlichsten aller Verbrechen aufopfern; (wer erinnert sich nicht an Miß Wright und Sir Flower, von denen die Erstere im Staate Illinois ein „Memphis," der Letztere im Staate Connecticut ein „Liberty" begründet hat, die nun Freistätte für die von ihnen losgekauften Sclaven geworden) doch so lange das Gesetz diesem Frevel keinen Einhalt thut, so lange haben wir einen triftigen Grund, zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 post Christum leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Monopole und Privilegien.

Was wird die Nachwelt von uns denken, wenn sie erfahren wird, daß im Jahre 1830 dem B. ein Gewerbe zu treiben untersagt wurde, das man dem A. zu treiben erlaubt hatte. „Ei," werden unsere Nachkommen fragen, „hatte denn damals ein Mensch weniger Ansprüche als ein anderer — hatten nicht Alle gleiche Rechte? War denn keine vollkommene Gewerbefreiheit?"

Was dem Einen erlaubt ist, darf dem Andern nicht verboten werden. Wenn Peter eine Schneiderwerkstatt errichten darf, so soll es auch dem Paul gestattet sein. Wenn Hinz ein Theater bauen darf, so soll es auch dem Kunz erlaubt sein. Wenn dem A. der Buchhandel gestattet ist, so soll er auch dem B. nicht verweigert werden. Wenn X. eine politische Zeitung herausgeben darf, so soll es auch dem Y. erlaubt sein. Jedem Menschen sollte es gestattet sein, ein Gewerbe zu treiben, welches ihm beliebt, eine Kunst auszuüben, für welche er sich befähigt glaubt.

Eine vollkommene Gewerbefreiheit ruft eine rüstige Concurrenz wach, welche Künste und Industrie befördert und sie mit Riesenschritten ihrer Vervollkommnung nahe bringt. Findet der Handelsmann keine Kunden,

der Künstler keine Theilnehmer, so hat er alsdann nur sich und nicht dem Staate seine Brodlosigkeit zur Last zu legen, denn die Meister gehen siegreich und die Pfuscher besiegt aus dem Kampfe der Concurrenz.

So lange es noch Monopole und Privilegien gibt, so lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Jesuiten.

Was wird die Nachwelt von uns sagen, wenn sie erfahren wird, daß man noch im Jahre 1830 einen Orden geduldet, der so viel Unheil in der Welt gestiftet hat. Ach, werden unsere Nachkommen ausrufen, unsere Vorfahren müssen stockblind gewesen sein, sonst wären sie zu der Einsicht gelangt, daß die Urheber der meisten Staatsumwälzungen, der meisten Uebel — Jesuiten waren.

So lange man noch Jesuiten duldet, so lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte noch gar Manches, was ich deshalb nicht namhaft machen mag — weil ich auch den geringsten Schein von Persönlichkeit vermeiden will.

120.

Sendschreiben
des Berliner Eulenspiegel an den Pariser Figaro.

Mein liebenswürdiger Herr Vetter.

Gestern erhielt ich Nr. 174 Ihres Blattes (vom 23. Junius). Unter Ihren „Bigarrures" fand ich folgendes Artikelchen;

„La charmante Comtesse de Rossi (Dlle. Sontag) va publier ses Voyages."

Ohne Präambula, Herr Figaro, Sie sind aufgesessen! Die Nachricht, daß Dlle. Sontag „Reisescizzen" herausgeben werde, ist, wie ich bereits in Nr. 142 meines Blattes gebeichtet habe, weiter nichts als une petite plaisanterie à la Guido Dettarnère, d. h. ein von mir aus der Luft gegriffenes Mährchen. Dlle. Sontag wird eben so wenig ihre Reisescizzen, als ich meine Memoiren herausgeben. Ich habe diesen kleinen Scherz ersonnen, um wieder einmal der Freude genießen zu können: Hundert Journale zum Besten gehabt zu haben.

Trösten Sie sich, witziger Figaro, es ist ja nicht die erste Lüge, die Sie der Seinestadt mittheilen. Wenn ich für jeden solcher Scherze, den Sie den Parisern aufheften, einen Soldaten hätte, ich könnte eine große Armee ausrüsten und sie gegen unsere Feinde schicken.

Trösten Sie sich, charmanter Figaro. Als Barbier haben Sie gewiß schon Manchem etwas weiß gemacht; warum soll man Sie nicht auch einmal einseifen und über den Löffel barbieren?

Trösten Sie sich, geliebter Figaro, diese Nachricht ist schon in mehr als funfzig Blätter übergegangen.

Alle haben sie, wie Sie, für reine Wahrheit aufgetischt; die Frankfurter Oberpostamt-Zeitung, die Vossische Zeitung und noch ein Dutzend anderer politischen Journale sind dem kleinen Eulenspiegel in die Falle gelaufen, der Furet de Londres hat sie dem emporium of the world, der Figaro der capitale du monde erzählt. O! mein Scherz hat nun schon große Reisen gemacht, sich in vielen Ländern umgesehen, und wird nun aller Wahrscheinlichkeit nach, wie die Beschreibung des Sontag-Hotels, übers mittelländische und atlantische Meer setzen, um auch den Americanern etwas weiß zu machen. Darf ich nicht stolz darauf sein, daß das, was ich fingire, von der ganzen Welt für Wahrheit und noch dazu für interessante Wahrheit gehalten wird?

Ich mag schreiben, was ich will, gleich finden sich eine Masse von Blättern, die mir Alles nachplaudern. Schreibe ich heute, im Haag sei ein dreizehnjähriges Mädchen zu sehen, das ein blaues und ein schwarzes Auge habe, so reis't diese Plaisanterie erst nach Wien, steigt dort in der Theaterzeitung ab, geht dann nach München, läßt sich in der Flora nieder, fährt von da nach Nürnberg, wird von dem Correspondenten von und für Deutschland beherbergt, reis't dann nach Frankfurt am Main, wird da von der Oberpostamt-Zeitung in Beschlag genommen, und eilt dann nach Berlin zurück, wo sie die Vossische Zeitung aufnimmt mit offenen Armen — dann macht sie kleine Ausflüge nach Brüssel, Paris, London, schifft sich übers Meer und siedelt sich zuletzt im New-York Enquirer an. Sie sehen, Herr Figaro, daß die Neuigkeits-Depeschen des kleinen Eulenspiegel in jedem Lande Couriere finden, die sie weiter befördern.

Ich mag schreiben, was ich will, es wird in 100

andern Blättern nachgedruckt. Schreibe ich, ein Kind sei mit drei Nasen zur Welt gekommen, Rossini habe eine neue Oper „Coriolan" componirt, Walter Scott sei vom Schlagfluß gerührt worden, in Zeit von drei Monaten kann ich für diese Lüge funfzig Zeugen aufweisen, die das Nämliche aussagen.

Was wird aber die schöne Gräfin Rossi sagen, wenn sie durch die Zeitungen erfahren wird, daß sie bei Hartmann im Haag, „Reisesciззen" herausgegeben, wofür sie von ihm 4000 Fl. erhalten hat? Sie wird nachdenken, sie wird glauben, es müsse wahr sein, denn es steht ja in der Vossischen Zeitung und in zwanzig andern politischen Blättern. Sie wird abermals nachdenken, sich aber durchaus nicht erinnern können, daß sie Reisesciззen geschrieben habe, wofür sie von Herrn Hartmann ein Honorar von 4000 Fl. erhalten. „Aber mein Gott, es steht ja im Figaro," wird sie ausrufen. Sollte ich diese Reisesciззen vielleicht hinter meinem Rücken, ohne mein Wissen geschrieben haben, wie Rossini den „Coriolan" und die „Doralice," wie Auber den „Sultan." Sie wird zum dritten und letzten Mal nachdenken, sodann ihren Honigmund in süßes Lächeln verziehen und ausrufen: „Ach, das hat gewiß der Oettinger wieder geschrieben."

Sie wird sich dann, um mich zu bestrafen, zum Pulte setzen und wirklich „Reisesciззen" schreiben.

Sie sehen, lieber Figaro, daß diese Art von Lügen mehr Nutzen als Schaden verursacht, und daß aus dieser Lüge einmal Wahrheit werden kann. Doch genug von dieser Bagatelle.

Eine Welt voll heißer Grüße an das schöne Frankreich. Vielleicht komme ich bald zu einer Heure de bergère in Ihre Cité Bergère. Meine Empfehlung an Ihre Cousins Sylphe und Corsaire, Zeit-

schriften, aus denen ich schon manchen Aufsatz mitgetheilt habe, welcher — unter vier Augen sei es gesagt — weder in der Einen, noch in der Andern gestanden hat.

„La vérité, rien que la vérité, vive la vérité!"

Der Himmel erhalte Ihnen Ihren Witz und mir Ihre Freundschaft.

Till Eulenspiegel.

121.

Der kühne Ritter.

Gar Viele warben um Ricca's Hand, aber Papachen erklärte:

Nur der Mann erhält meine Ricca zur Frau, der dem vermaledeiten Journalisten, (welcher mich fast in jeder Nummer seines malitiösen Blattes lächerlich macht) drei Backzähne ausreißt und eine Handvoll Bart auszupft.

Da meldet sich ein kühner Ritter, ein zweiter Hüon von Bordeaux, und erbietet sich, des Vaters frommen Wunsch baldmöglichst zu erfüllen.

Der kühne Jüngling ging in einen Liqueurladen, trank einen Englischbittern und verfügte sich sodann zum Journalisten.

Der Bediente meldet ihn beim Herrn.

— Ein Herr ist draußen, der Sie zu sprechen wünscht.

— Ist er einer meiner Gläubiger?

— Nein!

— Ist er Executor?

— Nein!

— So laß ihn herein!

(Der kühne Ritter tritt ein.)

— Sind Sie der Journalist Spitzig?

— Oui. Nehmen Sie Platz, junger Mann. Ich habe eine Correctur zu machen. Sobald diese beendigt ist, stehe ich Ihnen ganz zu Diensten. Hans!

(Der Bediente tritt ein.)

— Bring' dem Herrn einen Stuhl.

— Ich will keinen Stuhl.

— Wollen Sie eine Hutsche?

— Ich will auch keine Hutsche.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction für die Kränkungen, die Sie meinem zukünftigen Schwiegerpapa zugefügt haben.

— Sie wollen Satisfaction haben? Bon! In einem Viertelstündchen gebe ich Ihnen jede, welche Sie wollen. Lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans, bringe dem Herrn ein Bilderbuch.

— Ich will kein Bilderbuch.

— So bringe dem Herrn einen Zahnstocher.

— Ich will keinen Zahnstocher.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction will ich haben.

— Die sollen Sie haben, aber erst dann, wenn ich die Correctur gemacht. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans! bring' dem Herrn ein Glas Wein.

— Ich will keinen Wein.

— Hans! bring' dem Herrn Hoffmannsche Tropfen.

— Ich will keine Hoffmannschen Tropfen.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction, sag' ich Ihnen zum dritten Male.

— Und was für eine Satisfaction, wenn ich fragen darf?

— Mein Schwiegervater hat mir aufgetragen, Ihnen drei Backzähne und eine Hand voll Bart auszureißen.

— So! Haben Sie den Muth dazu?

— Nein! Ich hoffe aber, daß Sie die Gewogenheit haben werden, sich gutwillig die drei Backzähne und die Handvoll Bart von mir ausreißen zu lassen.

— Glauben Sie das wirklich? . . .

— Ich glaube es. Ach, erbarmen Sie sich meiner! Sehen Sie, verehrter Herr, ich bekomme nur dann die Tochter jenes Mannes zur Frau, wenn ich diese schwierige Aufgabe gelös't. Ich werfe mich zu Ihren Füßen und umfasse Ihre Knie. Wenn nur ein Funke von Mitleid in Ihrem Herzen wohnt, so gestatten Sie, daß ich mich erdreisten dürfe, Ihnen in tiefster Ergebenheit drei Backenzähne und eine Handvoll Bart ausreißen zu dürfen.

— Um Ihnen zu einer Frau zu verhelfen, will ich mich gern Ihrem Wunsche unterwerfen. Nun! ziehen Sie sich den Rock und mir die drei Backzähne aus.

Mit Zittern und Beben legt der kühne Jüngling die Hand ans Werk.

(Kleine Pause.)

— Nun, haben Sie schon die drei Backzähne?

— Noch nicht.

— Woran liegt das?

— Sie haben deren blos zwei.

— Freilich, da ist es schwer, mir drei auszuziehen. Wollen Sie mir jetzt eine Handvoll Bart auszupfen?

— Wenn Sie es erlauben. —

— Sehr gern; geniren Sie sich nicht.

(Kleine Pause.)

— Nun, haben Sie schon die Handvoll Bart?

— Nein.

— Warum nicht?

— Weil Sie nicht so viel Bart haben.

— Ei, das ist freilich schlimm. Jetzt hätte ich aber eine Bitte an Sie.

— Sie wünschen?

— Ich wünsche, daß Sie sich jetzt enfernen möchten.

— Ich gehe. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich Sie mit meinem Besuche incommodirt habe.

Der kühne Jüngling geht. Der Journalist ruft ihn zurück.

— Mir fällt so eben etwas ein. Es bleiben Ihnen noch zwei Mittel. — Lassen Sie sich von mir die drei Backzähne und die Handvoll Bart ausziehen, und zeigen Sie diese Ihrem Schwiegervater als die mir abgenommenen Trophäen vor, oder warten Sie so lange, bis mir der dritte Backzahn und der nöthige Bart gewachsen ist. Was von Beiden wollen Sie thun? —

— Ich werde warten.

Der kühne Jüngling ging beschämt von dannen. Wahrhaftig, er jammert mir!

122.

Naturgeschichte der Manichäer.

Ein heiliger Schauer erfaßt mich . . . Manichäer! . . Gläubiger! . . . „O himmlische Musik des Worts." Es ist der Inbegriff aller irdischen Seligkeiten, aller erquickenden Hochgenüsse, aller anziehenden Zauberwonnen.

Was wäre das langweilige Leben ohne Manichäer?! Ein uninteressantes Kartenspiel ohne Rechenpfennige und Zahlmarken, ein Staat ohne Steuerpflichtige, eine Uhr ohne Feder.

Jeder ordentliche Mensch hat Manichäer, ich bin ein ordentlicher Mensch, folglich habe ich Manichäer. Glaubst Du etwa, daß ich mich ihrer schäme? O bewahre, ich bin, im Gegentheil, sehr stolz auf sie; ich freue mich sogar, daß ich Manichäer habe. Frage nicht, warum? Sie sind es, die mir das trostbringende Bewußtsein verschaffen, daß es doch noch einige Menschen auf der pitoyablen Erde gibt, die einen innigen, ungeheuchelten Antheil an meinem Schicksale nehmen.

Wenn mein Eulenspiegel 10,000 Abonnenten hätte, wer würde sich am Meisten darüber freuen? Meine Manichäer! Wenn ich Berlin verlassen müßte, wer würde sich am Meisten über meine Abreise grämen? Meine Manichäer! Wenn ich eine große Erbschaft, oder eine reiche Braut, oder das große Loos erschnappen sollte, wer würde darüber außer sich vor Freude sein? Meine Manichäer! Wenn ich stürbe, wer würde mich, einen Satyriker, beweinen? Meine Manichäer!

Und ich soll undankbar sein, mich ihrer zu schämen!

Sprich mir von allen Schrecknissen des Gewissens,
Nur von dem Undank sprich mir nicht.

Nein, ich kann Alles, doch nicht undankbar sein. In meinen Manichäern erkenne ich weiter nichts, als warme, theilnahmvolle Freunde und Anhänger; darum schätze, darum liebe ich sie. Ja, noch mehr — ich bete sie an, als Penaten, als Schutzengel und Hausfreunde.

Der Umgang mit Manichäern ist nicht so schwer, als man sich einbilden mag. Sie werden von Laien, die in die Mysterien der Creditologie noch nicht eingeweiht sind, für Tyrannen, Barbaren, Ungeheuer, Krokodille, Haifische und Saducäer ausgeschrieen, mit denen man nicht auskommen kann.

Wie unrecht thut man diesen edlen Seelen, diesen hochherzigen Menschenfreunden, diesen barmherzigen Brüdern der Beau monde!

Ich weiß es aus der Schule der Erfahrung, daß die Manichäer nachsichtsvolle, langmüthige, duldsame, vortreffliche und liebenswürdige Wesen sind, die sich, wie Seidenfäden, willig um den Finger, wie Schafdarmsaiten, geduldig aufziehen, und sich, wie die lieben Narren, zehn bis zwanzig Mal bei der Nase herumführen und in den April schicken lassen, wenn man nur mit ihnen ein klein Wenig umzugehen weiß.

Knigge schrieb eine Kunst, mit Menschen umzugehen, ich will Dich in der Kunst unterrichten, mit Manichäern umzugehen.

Die ganze Menschheit, schuldiger oder unschuldiger Leser, zerfällt in zwei große Haufen: 1) in Manichäer und 2) in Nicht-Manichäer.

Die Nicht-Manichäer lasse ich liegen, denn ich habe es jetzt nur mit Manichäern zu thun.

Der Haufe der Manichäer zerfällt wieder in drei Häuflein:

1) in feine oder artige,
2) in ordinäre oder grobe, und
3) in patentirte oder außerordentliche Manichäer.

Jedes dieser Häuflein will, wie sich von selbst versteht, anders aufgefaßt, anders behandelt sein.

Stelle Dir vor, lieber Leser, Du wärst bei mir zum Besuch, ständest mit mir auf dem Balcone meiner Wohnung und rauchtest eine Cigarre, oder: Du säßest neben mir auf dem Sopha und schlürftest mit mir eine Tasse Chocolade, oder ein Gläschen Malagga. Da klopfte es an meiner Thür und ich — ich rufte herein!

Ein Manichäer tritt ein; ein Gläubiger vom ersten Kaliber, d. h. ein feiner oder artiger.

— Nun, was gibt's schon wieder?

— Sie haben die Güte gehabt, mich auf heute herzubestellen . . .

— Kommen Sie morgen, übermorgen, oder in acht Tagen, jetzt habe ich Geschäfte.

— Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir den kleinen Rest von dreiundvierzig Thalern heute auszahlen wollen.

— Es geht nicht, bester Mann. Kommen Sie morgen; Sie sehen, daß ich jetzt Gesellschaft habe . . .

— Ich würde Sie gewiß nicht incommodirt haben, wenn ich das Geld nicht so nothwendig brauchte. Michaelis ist vor der Thür — ich muß die Miethe bezahlen . . . . .

— Bis Michaelis sind noch sechs Wochen Zeit, unterdessen sind Sie zehn Mal bezahlt . . . .

— Ich brauche das Geld aber zu etwas Wichtigerm: mein Knabe ist mir vorgestern gestorben, ich muß ihn morgen beerdigen lassen . . . . .

— Mann, ich habe Ihren Knaben ja noch gestern Abend aus der Schule kommen sehen . . . .

— So? 'S ist wahr, mein Junge lebt — ich brauche aber doch mein Geld . . . . .

— Wozu?

— Na, ich will's Ihnen nur sagen (ich genirte mich vorhin), meine Frau ist gestern Abend niedergekommen . . . .

— Was? Ihre Frau ist niedergekommen? Mit einem Knaben oder einem Mädchen?

— Mit einem Knaben.

— Hören Sie, da muß ich sein Pathe sein. Aber Potz Blitz, mir fällt so eben ein, daß Ihre Frau erst vor sieben Wochen niedergekommen. Wie ist das möglich? Mann! glauben Sie, daß ich's schon vergessen hätte . . . oder wollen Sie mich narren?! Das werd' ich mir verbitten müssen . . . . Kommen Sie in acht Tagen wieder, jetzt lassen Sie mich ungeschoren.

— Aber, lieber Herr Doctor, wär' es denn gar nicht möglich, daß Sie . . . .

— Lassen Sie mich jetzt ungeschoren.

— Wenn Sie mir nur derweilen die Hälfte geben könnten . . .

— Für heute ist's mir unmöglich, leben Sie wohl.

— Ach, ich brauche das Geld so nothwendig . .

— Mann, heulen sie mir den Kopf nicht voll. Kommen Sie übermorgen. Adieu!

Der Mann geht seine Wege. Es klopft. Ein

zweiter Manichäer tritt herein. Er gehört zum Häuflein der ordinären oder groben Gläubiger.

— Gun Moorgen.

— Ei, guten Tag, lieber Freund. Wie geht's, was machen Sie . . . . Sie haben sich ja schon sehr lange nicht bei mir sehen lassen . . . Es ist Ihnen während der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, doch recht wohl gegangen? Bestimmt, bestimmt! Man sieht's Ihnen allzudeutlich an, daß es Ihnen recht gut geht. Das geschieht Ihnen recht, sehr recht. Sie sind ein braver Mann, ein charmanter . . . .

— Aber, lieber Herr . . .

— Ja, ja, ich weiß, daß Sie's nicht leiden mögen, sich loben zu hören. Bescheidenheit, nichts als Bescheidenheit! Wollen Sie sich nicht niederlassen? Kann ich Ihnen mit einem Gläschen Cholera-Liqueur aufwarten? Hören Sie, Freund, den müssen Sie trinken, ich lasse Sie nicht eher von der Stelle, bis Sie ein Paar Gläschen zu sich genommen. Sie müssen mir das nicht übel nehmen — ich bin für Ihre Gesundheit besorgt. Hans!

— Lassen Sie, lassen Sie, ich will keinen Cholera-Liqueur, ich will mein . . . .

— Freund, ich weiß, was Sie sagen wollen. Nur Geduld, nur Geduld, verehrter Gönner. Apropos, in welches Theater wollen Sie heute Abend gehen? Ins Theater an der Königsbrücke oder ins Königliche Schauspielhaus? Oder wollen Sie heute lieber den Circus besuchen? Da, verehrter Mäcen, nehmen Sie diese drei Billets, für Sie, Ihre liebe Frau und eines Ihrer lieben Töchterchen. Es befindet sich doch Alles hübsch wohl bei Ihnen zu Hause? Ich will mir doch gleich einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich's nicht vergesse, Sie

morgen in aller Frühe zu besuchen und mich nach dem Wohlbefinden Ihrer lieben Gattin zu erkundigen. Sie ist doch wieder ganz hergestellt? Mein Bedienter hat mir erzählt, ein Ziegelstein wäre ihr unlängst auf den Kopf gefallen . . . . . Ich habe sie innig bedauert, wahrhaftig, sehr bedauert.

— Mein Gott, was reden Sie denn da? So hören Sie doch einmal auf zu fragen — Sie lassen mich ja gar nicht zu Worte kommen.

— Aus purer Besorgniß. Die Wunde Ihrer lieben Frau ist also schon geheilt?

— Meine Frau hat gar keine Wunde . . . . . was wollen Sie denn?

— Wie, wäre ihr kein Ziegelstein auf den Kopf gefallen?

— Nein, was fällt Ihnen ein . . . . . Meine Frau müßte doch auch etwas davon wissen, wenn ihr ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen wäre . . . . .

— Ja wohl, das versteht sich. Die Sache ist also unwahr?

— Freilich!

— I da soll ihn ja der Teufel holen!

— Wen?

— Meinen Bedienten, der mich so schändlich belogen hat. Sie können nicht glauben, theuerster Gönner, wie sehr ich deshalb betrübt war. I — den verdammten Kerl muß ich ja gleich auf der Stelle aus meinem Dienst jagen . . . .

— Machen Sie, was Sie wollen, ich will mein Geld haben und weiter nichts!

— Sie wollen Ihr Geld haben? Zuvor muß ich Ihnen aber einen Kuß geben. Freund, Gönner, lassen Sie sich umarmen und an mein Herz drücken.

Man sage mir, was man will, ich behaupte, Sie sind der ehrlichste Mann auf Gottes Erde.

— Das bin ich auch . . . . .

— Sie sind nicht nur ein ehrlicher, Sie sind auch ein vernünftiger Mann, der Lehren annimmt und bei dem ein gutes Wort eine gute Stelle findet.

— Das kann auch wahr sein — aber ich will mein Geld haben.

— Das sollen Sie auch haben, verehrter Freund, aber gedulden Sie sich nur noch acht Tage.

— Was, ich soll mich wiederum acht Tage gedulden? Nein, das kann nicht sein . . . . ich will mein Geld haben.

— Freund, Gönner, Mäcen, wie können Sie so grausam sein. Bin ich nicht Ihr wärmster Verehrer, Ihr bester Kunde?

— Das mag sein . . . . . ich will aber mein Geld haben!

— Freund, Gönner, Mäcen! Wie können Sie, ein so braver, ehrlicher und vernünftiger Mann, so hart sein, mich in Gegenwart eines Dritten dergestalt zu compromittiren, blamiren, perturbiren, afficiren, irritiren . . . . .

— Ich bitte Sie, hören Sie auf.

— O das ist nicht brav von Ihnen! Das hätte ich von einem Manne, von einem Manne von so viel Bildung und Herzensgüte nie, nie erwartet. Sollte ich Sie denn wirklich verkannt haben? . . . Nein, ich habe Sie nicht verkannt — Sie sind der ehrlichste Biedermann . . . dies beweis't ja jene theilnahmvolle Thräne, die jetzt so majestätisch-schön in Ihrem Auge glänzt. Sie sind so brav, daß Sie Niemanden kränken können, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen und zu sich selbst zu sagen: Nikodem, du thust Un-

recht, das kannst du einst vor deinem Schöpfer nicht verantworten . .

— Hören Sie auf, hören Sie auf, machen Sie mir mein Herz nicht so weich.

— Dieser Thränenstrom, der jetzt Ihrem Aug' entquillt, gibt mir die beruhigende Gewißheit, daß Sie mir noch 14 Tage Frist schenken werden. . .

— Wie! gar 14 Tage? . . Sie wollten ja Anfangs nur 8 Tage Frist haben . . .

— Freund, Gönner, Biedermann, ich habe mich nur versprochen. Ich brauche 14 Tage Frist, um meine Schuld abtragen zu können.

— Gut, ich will nun noch 14 Tage warten, aber das sag' ich Ihnen, wenn ich dann auch umsonst komme, so . . .

— Können Sie mit mir machen, was Sie wollen.

— Na gut. Leben Sie recht wohl und nehmen Sie's nicht übel, daß ich etwas auffahrend war . . .

— Hat nichts zu sagen, theuerster Freund. Apropos, wollen Sie vielleicht jetzt einen Cholera-Liqueur versuchen . . . .

— Ne, ne, ich dank'! Ein ander Mal, ich hab' jetzt keine Zeit. Leben Sie wohl! Ich empfehle mich Ihnen.

Auch den bin ich los! Das hat Mühe gekostet. Pah! mir ist ordentlich heiß geworden. Sacre nom de Dieu! es klopft schon wieder. Himmel tausend Donnerwetter! Herein! Ach — ein Gläubiger vom dritten Rang — ein patentirter Manichäer — ein Executor.

Lieber Leser, das sind die schlimmsten Manichäer. Diese nehmen weder Moral noch Raison an. Mit diesen ist nichts anzufangen und noch weniger aufzu-

hören, da heißt es: zahlen oder: in Arrest. Nur Leute, welche so häufig als ich mit dieser Race in Collision kommen, gelangen mit der Zeit zu einer Tranquillität, die sich nicht außer Fassung bringen läßt und diesen Sturm, bei dem Herannahen eines solchen Justiz-Ungewitters, geschickt abzuwehren versteht.

Schließlich noch die Maxime: der grobe Manichäer muß (wenn man sich vor ihm Ruhe verschaffen will) artig, und der artige Manichäer grob behandelt werden. Contraria contrariis curantur. Merke Dir diesen Lehrsatz, schuldiger Leser, und Du wirst fast mit jedem Manichäer zurecht kommen.

123.

Der Schnurrbart.

(Factisch.)

... Sylvesterabend war gekommen. Cäsar, der dolce-far-niente-Cavalier befand sich in einem liebenswürdigen Familienkreise, der bei der duftenden Punsch-Bowle die Ankunft des neuen Jahres erwartete.

Man lachte und spielte und brachte Toaste aus. Cäsar, in dulci jubilo, koquettirte bald mit der rauchenden Punsch-Terrine, bald mit der reizenden Hausfrau. Er spielte dabei den „angenehmen Süßholzraspler," der sich für ungemein interessant hielt, denn er hatte Jus studirt, ließ sich täglich rasiren und konnte den Devrient copiren.

Unter Scherz und Hammer- und Glockenspiel ver-

strich der freundliche Abend. Mitternacht brach herein, es schlug zwölf.

Die Gesellschaft füllte ihre Gläser und brachte dem neugeborenen Jahre ein herzliches Lebehoch. Cäsar aber bat sich von der holden Hausfrau einen Kuß aus, denn er wußte, daß sie ihm diese Bitte nicht abschlagen konnte, weil, nach herkömmlicher Sitte, der Kuß, um den man bei dem Erwachen eines neuen Jahres bittet, füglich nicht verweigert werden darf.

Einem Manne wie Cäsar kann man um so weniger etwas abschlagen, denn er hat Jus studirt, läßt sich täglich rasiren und kann den Devrient copiren.

Die liebenswürdige Frau versprach ihm also, die Bitte zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Cäsar sich zuvor seinen Schnurrbart abrasiren läßt, denn, fügte sie schelmisch hinzu, ich habe das Gelübde gethan, keinen Mann zu küssen, der einen Schnurrbart trägt.

Cäsar, der Jus studirt hatte und sich täglich rasiren ließ, glaubte dagegen nichts einwenden zu können und — schwieg; doch sah man nur zu deutlich, daß seine Seele einen Kampf kämpfe, der ihr viele Anstrengung koste.

Es war zwei Uhr, als die kleine Gesellschaft frohvergnügt auseinander ging. Cäsar, der Jus studirt hatte und sich täglich rasiren ließ, wünschte nur mit sehr steifer Miene der Dame des Hauses eine „angenehme Ruh" und ging.

Auf der Straße stellte er Reflexionen, ich weiß nicht über was, an. Es schien, als wolle irgend ein bösartiger Entschluß in seiner aufgereizten Seele zur Reife gelangen. Einmal rief er aus: „Ja, es soll geschehen!" und zwei Secunden später: „Nein, just nicht!"

Als er zu Hause war, faßte er den kühnen Entschluß, vorläufig schlafen zu gehen und sich die Sache über Nacht noch reiflicher zu überlegen.

Er schlief bald ein und träumte — doch wovo er träumte, weiß ich nicht.

Um acht Uhr Morgens, als er noch von süßen Traumgöttern geschaukelt wurde, weckte ihn der Hufschlag eines Mannes, der ins Zimmer trat.

Cäsar, der Jus studirt hatte und sich täglich rasiren ließ, erwachte, und vor ihm stand Cephises, der Bader, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm ist.

Soll ich wiederkommen? fragte Cephises. Bleiben Sie, ich will aufstehen, antwortete Cäsar.

Und er stand wirklich auf, schlüpfte in den geerbten Schafspelz und in die legitimen Pantoffel und stellte sich gähnend vor den kleinen Spiegel.

Ein dickes Ach riß sich von seinem Herzen los. Er warf einen Blick auf seinen schönen Schnurrbart und ließ ein zweites „Ach!“ los.

Cephises, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm ist, stellte einen Stuhl vor den Spiegel und Cäsar, der Jus studirt hat und sich täglich rasiren läßt, setzt sich nieder.

Und Cephises begann alsbald den Cäsar einzuseifen. Und als der Bader mit dem Pinsel an den Mund kam, ertheilte ihm Cäsar den Befehl, auch den Schnurrbart einzuseifen.

— Wie, Sie wollen sich doch nicht etwa den Schnurrbart abnehmen lassen?

— Ja, das will ich — er muß runter.

— Warum denn, Herr Refredarius?

— Eine Dame, in die ich bis zum Sterben verliebt bin, will mir nicht eher einen Kuß geben, bis

ich meinen schönen Schnurrbart ihrem Eigensinn zum Opfer gebracht.

— Malice! Und Sie wollen wirklich so dumm sein — artig will ich sagen ....

— Ja, ich will's, dafür bin ich Cäsar, der Jus studirt hat, sich täglich rasiren läßt und den Devrient copiren kann.

— Aber bedenken Sie doch, was Sie thun wollen. Einen Kuß können Sie alle Tage, aber einen Schnurrbart vielleicht erst in Jahr und Tag bekommen. Denken Sie nur, wie viel Mühe und Bartwichse es gekostet hat, bis wir den Schnurrbart so weit gebracht haben. Und jetzt, da er zu wachsen anfängt und schon ohne Vergrößerungsglas zu sehen ist, jetzt wollen Sie ihn runternehmen lassen. Ne, das thäte ich nicht, wenn ich Sie wäre.

— Sie mögen Recht haben, verehrter Cephises. Der Schnurrbart kleidet mich, er leiht meiner blassen Gesichtsfarbe ein gewisses je ne sais quoi, das sich principaliter nicht beschreiben und eventualiter nicht definiren läßt. Erst gestern gestand mir Andromache, Geheimrathens Köchin, daß mir dieser Schnurrbart einen Reiz verleihe, dem sie nicht widerstehen könne .... Aber er muß dennoch fallen, Cephises.

— Liegt Ihnen denn gar so viel an einem Kuß. Ich gebe Ihnen zweie, wenn Sie wollen .....

— Halten Sie Ihren Schnabel, Herr Cephises! So einen Kuß bekommt man nicht alle Tage. Der Mund, von dem ich ihn empfangen soll, gleicht einem Beet mit frischen Erdbeeren, die in Wein und Zucker schwimmen. So ein Kuß ist mir lieber als ein Assessorposten und Unsterblichkeit. Nehmen Sie ihn runter, Cephises; er falle unter der Guillotine Ihrer Hand.

— Noch ist es Zeit. Bedenken Sie, daß der

Schnurrbart in einem Nu abrasirt ist und daß vielleicht Jahre und Monden vergehen, ehe er wieder zum Vorschein kommt . . . . . .

— Sie mögen Recht haben, theilnahmvoller Cephises. Aber ich habe es mir reiflich überlegt, ich muß den Kuß haben, also runter mit ihm!

— Ich zähle bis drei. Besinnen sie sich. Eins!

— Nur zu, Cephises!

— Zwei und —

— Halt, Cephises. Noch einmal will ich in den Spiegel sehen. Ach, Schnurrbart, wie reizend schön bist du, wie ausnehmend einnehmend. Und dennoch falle! —

— Eins, Zwei und — — Drei. Weg ist er. Da haben Sie den Schnurrbart, heben Sie sich die schönen Haare auf und lassen Sie sich daraus eine Uhrkette machen.

— Cephises, ich verbitte mir solche Späße. Vergessen Sie nicht, mit wem Sie's zu thun haben. Ich bin der Cäsar, der Jus studirt hat, sich täglich rasiren läßt und den Devrient copiren kann. Bader! nehmen Sie sich vor mir in Acht!

Und Cephises, der gern Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm ist, machte, daß er fortkam. Cäsar aber wickelte den abgemähten Schnurrbart in ein Stückchen Postpapier ein, zog sich an und eilte zu der schönen Frau, die ihm den Kuß versprochen hatte.

Als sie den Cäsar, der Jus studirt hat und sich täglich rasiren läßt, ohne Schnurrbart sah, rief sie ihren am Schachbret sitzenden Gemahl und fing dann heftig zu lachen an.

— Worüber lachen Sie, Gnädige?

— Ich lache darüber, daß Sie sich den Schnurrbart abnehmen ließen.

— Ich that es deshalb, um von Ihnen einen Kuß zu bekommen. Der Schnurrbart ist abrasirt, geben Sie mir jetzt einen Kuß.

— Warum nicht gar, daraus wird nichts.

— Sie spaßen nur, Madame.

— Nein, nein, es ist mein völliger Ernst — ich küsse keine fremden Herren und allerwenigsten solche, die keinen Schnurrbart haben. Wenn Ihnen der Henri quatre wieder gewachsen ist, dann sollen Sie einen Kuß von mir haben, doch nur dann, wenn es mein Gemahl erlaubt.

Cäsar, der Jus studirt hat, sich täglich rasiren läßt und den Devrient copiren kann, stand, wie ein von Zorn aufgeblasener Puthahn da. Und was that er?

„Er warf ihr den Schnurrbart ins Gesicht,
Den Kuß, sprach er, begehr ich nicht,
Und verließ sie zur nämlichen Stunde.“

Seit dieser Zeit hat die Dame einen Schnurrbart. Der Himmel hatte den armen Cäsar gerächt!

124.

Physiognomien.

Es gibt Physiognomien, welche ich nicht ansehen kann, ohne den Mittelfinger an den Daumen zu legen. Ich würde glücklich sein, wenn ich diesen Physiognomien ein Dutzend Nasenstüber dediciren könnte.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, in die ich mich gewissermaßen verlieben kann.

Es gibt Physiognomien, welche mir so verhaßt

sind, daß ich wünschen möchte: ich wäre ein Hund, und sie wären Eckensteine.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, die mich dergestalt anziehen, daß ich wünschen möchte: sie wären Rosen, die ich pflücken und ins Wasser stellen könnte.

Es gibt Physiognomien, die mich dergestalt afficiren, daß ich Chamillenthee trinken muß, um die Züge, die ich in meine Seele eingezogen, wieder auszuschwitzen.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, von denen ich mich, wie von dem Bilde der Geliebten, nur mit schwerer Mühe losreißen kann.

Es gibt Physiognomien, deren Anblick mir Kopfschmerzen und Magenkrampf verursacht. Ich würde mir den kleinen Finger absägen lassen, wenn ich sie ein Viertelstündchen maulschelliren dürfte.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, deren Anblick mir Achtung und Liebe und Ehrfurcht einflößt. Wären sie Blumen, so möchte ich ein Zephyr sein, um die Reize ihrer Wangen wegzuküssen.

Es gibt Physiognomien, die mich dergestalt anekeln, daß mir übel wird, wenn ich nicht alsogleich Hoffmann'sche Tropfen verschlucke.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, die mir so wohlgefallen, daß ich sie mir wie ein schönes Bouquet ins Knopfloch meines Rockes stecken möchte.

Es gibt Physiognomien, die mich noch mehr anwidern, als Stockfisch und Sauerkraut. Wären sie Fliegen, so möchte ich eine Klatsche sein!

Es gibt aber wiederum Physiognomien, die ich so einnehmend finde, daß ich mich zu ihnen hingezogen fühle. Ich wollte, sie wären Papierscheibchen, ich würde mir eine Dose anschaffen, sie hineinlegen, um mich ihrer stets zu erinnern.

Es gibt Physiognomien, die mir so unerträglich

sind, daß sich meine Hand wider Willen zur Faust zusammenballt. Wären sie Anschlagzettel, ich risse sie herunter; wären sie Bilder, ich hinge sie auf.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, deren Anmuth mich stundenlang fesseln kann. Wären sie Baisers oder Pfannkuchen, ich verschlänge sie.

Es gibt Physiognomien, bei deren Anblick ich das kalte Fieber bekomme. Wären sie Dintenklexse, ich möchte das Radirmesser sein.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, die für mich unendlichen Reiz haben. Wären sie Locken, ich trüge sie beständig in einer Capsel an meiner Brust.

125.

Die französischen Restaurateurs.

.... Wo ich aß? Bald da, bald dort. Gewöhnlich dinirte ich bei Richard im Palais-royal für zwei Francs. Bei Beyermann hätte ich für fünf Schüsseln, für ein Dessert und ein Carafon de vin dreimal mehr bezahlen müssen.

Einmal aß ich aber auch bei Very für zwanzig Francs und am andern Tage bei Almeroth, in der Rue J. J. Rousseau, für achtzehn Sous; ich habe also alle Classen der französischen Küche durchgemacht.

Die vornehmern Restaurateurs haben nicht Speisezettel, sondern Speisebücher. In der Restauration der trois frères provinciaux (dicht neben Very im Palais-royal) fand ich ein Speisenlexicon, in dem über 400 Gerichte aufgezählt waren. Noch mehr;

jedes der Gerichte war abgemalt. Auf dieser Seite lachte mich ein einmarinirter Stockfisch, auf jener ein eingemachter Kalbskopf an.

Man macht so viel Rühmens von den Wiener Speisezetteln. Sie sind arme Schlucker gegen die französischen.

Anfangs wollte mir die französische Küche durchaus nicht behagen. Ich ließ mich durch schöne Namen zu der Wahl der unschmackhaftesten Gerichte verleiten. Als ich aber nach und nach ein ganzes Speisebuch durchgegessen hatte, da wußte ich, was meinem deutschen Gaumen am besten behagte und dabei blieb ich.

Als ich bei Very aß, ließ ich mir ein Gericht geben, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Der Garçon brachte es mir. Ich beguckte die Speise von allen Seiten und wußte nicht, ob sie mit Löffeln oder mit Messern behandelt wird. Zum Glück verlangte mein Nebenmann die nämliche Speise. Wie froh war ich! Verstohlen warf ich einen Blick auf seinen Teller, lauschte ihm Schnitt für Schnitt das Tranchiren ab, copirte den culinarischen Anatomen, und lös'te auf diese Weise das schwierige Räthsel der Pariser Kochkunst zu meiner größten Zufriedenheit. Das Ding wollte mir aber durchaus nicht munden, es war nicht süß, nicht sauer! Ich mußte für ein Paar Gänge einen Louisd'or bezahlen und war nicht einmal satt. Da hat es mir für zwei Francs bei Richard, Pestell und Andern weit besser geschmeckt.

Very, dessen Name in den Annalen der französischen Kochkunst eine so bedeutende Rolle spielt, ist nicht mehr so berühmt, als er war. Er und Demoiselle Mars haben in den letzten sechs Jahren sehr viel von ihrem Ansehen verloren. Seine culinarischen und ihre theatralischen Leistungen sind nicht mehr so beliebt

als früher. Die Gourmands haben jetzt dem Restaurateur der frères provinciaux, und die Kunstliebhaber der Demoiselle Jenny Vertpré am Théâtre Gymnase ihre Gunst geschenkt.

Die französischen Restaurationen besitzen einen Vorzug, der eine magnetische Attractionskraft ausübt. Es werden nämlich die Pariser Speisesäle nicht nur von Männern, sondern auch von Damen aus der vornehmen und mittlern Classe besucht.

Mir schmeckt das Essen noch einmal so gut, wenn auch Damen an der Tafel sitzen. Ich habe noch einmal so viel Appetit, wenn ich während des Essens mit einer holden Frau conversiren oder liebäugeln kann. Frauenblicke können zwar sehr oft die Suppe versalzen, aber was schadet dies? Sie bleiben doch immer die Würze des Lebens. Ohne Weiber und Austern wäre die Erde ein wahres Jammerthal, ohne Champagner und Liebe wäre das Leben ein Bogen Löschpapier mit tausend Dintenklexsen.

An Sonntagen findet man fast an jedem Tische ein Paar allerliebste Französinnen. Der Commis führt seine Geliebte, der Officier seine Grisette, der Marquis seine Maitresse zu Very und fährt dann mit ihr nach Montmorency.

Eines Mittags fand ich in der Restauration der frères provinciaux die bekannte Leontine Fay, die schon seit sechs Jahren funfzehn Sommer alt ist. Zu ihrer Rechten saß der unerschöpfliche Vaudevillen-Fabricant Scribe, zu ihrer Linken der Gérant des Journal des Comédiens und Leontinen gegenüber ein alter Ritter der Ehrenlegion. Sie kamen mir wie eine Whistpartie vor, in der der Alte der Strohmann war.

126.

Madame Pflaumenmus.

. . . Sie war Schauspielerin. Die Kritik hatte der Armen aber dergestalt das Leben verbittert, daß sie ihren Abschied nahm und eine neue Laufbahn begann.

Madame Pflaumenmus war im Ganzen nur zwei Jahre beim Theater. In diesen zwei Jahren trat sie höchstens zwanzig Mal auf. Aber jedes Mal ward sie von den Journalen dergestalt durchgehechelt, daß sie am Ende Lust und Muth verlor.

Die Dame hat aus diesem Grunde eine schreckliche Antipathie gegen die Journale. Wenn ihr ein Blatt unter die Augen kömmt, so geräth sie so sehr in Wuth, daß sie sich selbst an ihrem Herrn Gemahl vergreifen konnte, wenn er ihr nicht aus dem Wege geht.

Um sich an den Journalen zu rächen, die ihr so viele Thränen verursacht haben, gerieth sie auf einen Einfall, der eben so geistreich als boshaft ist.

Madame Pflaumenmus hat in Summa Summarum 5 Schooßhunde. Jedem Hund hat sie den Namen einer Berliner Zeitschrift beigelegt. Der eine Schooßhund heißt: „Till Eulenspiegel," der zweite, der „Freimüthige," der dritte, der „Gesellschafter," Nr. vier und fünf sind Hündinnen, von denen die eine die „Vossische" und die andere die „Spenersche" heißt. Der „Freimüthige" und der „Gesellschafter" sind ihre Lieblinge — diese haben es am besten bei der Dame. Sie fährt täglich mit ihnen spazieren, nimmt sie in Theater und Concerte, in Gärten und Theegesellschaften mit, und füttert sie mit Süßigkeiten ab. Aus der „Spenerschen" und „Vossischen" macht sie sich wenig

oder gar nichts, sie läßt sie laufen und kümmert sich nicht um sie. Aber den „Till Eulenspiegel," den kleinen schwarzen Pinscher, den haßt sie. Er bekommt bei ihr mehr Schläge als Essen.

Besucht sie Jemand, so ruft sie: „Eulenspiegel," schön herein! Der Pinscher ist aber starrköpfig und eigensinnig — er kommt nicht. Sie ruft ihn zum zweiten und zehnten Mal: Schön herein, „Eulenspiegel." Der Pinscher kommt trotzdem nicht. Madame Pflaumenmus wird wüthend und schlägt ihn. Der Pinscher fängt zu heulen und zu winseln an, Madame Pflaumenmus ruft: Couche — der Pinscher bellt aber desto stärker. Sie ruft zehn und zwanzig Mal „will er wohl couchen" der Pinscher läßt sich durch dieses Gebot aber gar nicht aus der Fassung bringen und bellt bis er genug hat.

Die „Spenersche" und „Vossische" können aufwarten, apportiren und mehr dergleichen Stückchen. Der „Freimüthige" und der „Gesellschafter" sind aber sehr unbeholfen, sie liegen den ganzen, lieben Tag auf dem Sopha, gähnen und schlafen.

Es ist gut, daß es in Berlin nicht mehr als fünf Zeitungen gibt, die über Theater referiren. Gäbe es hier soviel Journale als in Paris, Madame Pflaumenmus müßte sich, um jede Zeitung auf den Hund zu bringen, hundert Schooßhunde halten. Die Rache wäre dann freilich etwas kostspielig und uncommode.

Manche Zeitungen haben übrigens, unter uns gesagt, sehr viel Aehnlichkeit mit den Hunden. Sie bellen, klaffen, beißen. Die Meisten liegen an der Kette, sind wachsam und machen Lärmen, wenn sich ein Fremder einschleicht. Du siehst, lieber Leser, daß ich selbst meinen Stand nicht schone, und auch die Journalistik bisweilen ein Wenig touchire, wiewohl

ich in Deutschland vielleicht ihr wärmster Verehrer, ihr treuester Anhänger, ihr größter Lobredner und ihr eifrigster Verfechter bin. Scherz muß sie sich aber gefallen lassen!

127.

Die Vestalin.

„Kommst Du mir so, komm ich Dir so.“
Petrarca.

Leon trat eben in den Saal. Das buntscheckige, hin- und herwogende Maskengewimmel, das schimmernde Lichtmeer der hundertflammigen Kronenleuchter, der fröhliche Melodienruf der tanzluststachelnden Musik, der bunte Reigen der Tanzenden, die orientalische Pracht und der majestätische Geschmack der Costüme, das Blitzen und Funkeln und Flimmern und Flittern der Demanten und Juwelen, womit die Gewänder der Damen übersäet waren, die Neuheit der vielen Maskenanzüge, und das Mysterieuse, das jedweder Maske eigen ist — dies Alles schuf ein zaubervolles Panorama, dem er in jeder Minute eine neue Schönheit, einen neuen Reiz ablauschte.

Fröhlich tauchte er, mehr als je zu Abenteuern aufgelegt, in die bunte Fluth der sich drängenden Masken, badete sich in dem wonnevollen Meer unwiderstehbarer Reize, wurde bald von dem blendenden Nacken einer Anadyomene, bald von der reizenden Gestalt einer Hebe, bald von der kleinen Hand einer Lais

und bald von dem noch kleineren Fuß einer Rhodope fort- und hingerissen.

Sein rosenfarbener Domino harmonirte mit seiner rosenfarbenen Laune. Er schwamm in Wonne und Entzücken.

Plötzlich fällt sein Auge auf ein Maskenpaar, von denen die Eine als Vestalin, die Andere als Pilgerin gekleidet war. Mehr als die Braune fesselte ihn die Weiße. Der wunderholde Bau ihres reizumgürteten Körpers, ihr himmlischer Wuchs, ihre göttliche Taille und vor Allem der kleine Fuß flößten ihm eine heftige Leidenschaft ein.

Leon war, unter vier Augen sei es gesagt, ein großer Geck. Er hielt sich für den schönsten und interessantesten aller Männer und rühmte sich mehr als einmal, daß ihm keine Dame widerstehen könne. Er richtete jetzt sein ganzes Augenmerk auf die reizende Vestalin und war im Voraus seines Sieges gewiß. Wie der Schatten an ihre Ferse gekettet, verfolgte er sie durch alle Säle, betrachtete sie von allen Seiten und entdeckte stets neue Vorzüge an ihr. Seine wollüstige Phantasie lieh dieser Maske Millionen Reize, von denen der eine verführerischer als der andere war.

Leon gehörte zu jenen Roués aimables, die sich durch ihre Keckheit und Zudringlichkeit auszeichnen, die sich nicht so leicht abweisen, nicht so leicht zurückschrecken lassen.

Auch hier erlaubte er sich Dinge, die sich ein Mann von Bildung gegen Damen nie hätte zu Schulden kommen lassen. Seine Huldigungen schienen Anfangs der Vestalin nicht sehr angenehm zu sein, man sah es nur zu deutlich, wie viel Mühe sie sich gab, ihm und seiner Zärtlichkeit aus dem Wege zu gehen. Sie zog sich deshalb mit ihrer Begleiterin in einen

der Nebensäle zurück. Leon folgte ihr aber, stellte sich ihr gegenüber und fixirte sie so stark mit seinen Blicken, daß sie dadurch recht verlegen wurde. Da zischelte die Pilgerin der Vestalin recht geheimnißvoll ein Paar Worte ins Ohr, die sie ganz umstimmten. Die Vestalin zeigte sich nicht mehr so kalt gegen Leon, näherte sich ihm und malte in seine Hand ein L.

— Wie, schöne Maske, Du kennst mich?

— Wer wird Dich nicht kennen?

— So sage mir, wie ich heiße.

— Leon ist Dein Name.

— Getroffen, schöne Maske.

Die Pilgerin hatte ihn an seinem blonden Haar, an seinem Backenbart und an seinem ganzen Benehmen erkannt, und es der Vestalin vorhin ins Ohr geraunt, daß dieser rothe Domino jener Leon sei, der sich für den schönsten und interessantesten aller Männer hält, und dem, wie er sagt, kein Weib auf Erden widerstehen könne. Die Vestalin lächelte und wurde mit jeder Minute freundlicher und zuvorkommender gegen ihn. Leon hatte Grund, das für einen guten Vorboten zu halten; er schloß sich immer mehr und mehr an die Vestalin an und engagirte sie sogar zum Contretanz. Die Dame willigte ein.

Während des Tanzes entfaltete er den ganzen Fond seiner kecken Höflichkeit, überschüttete sie mit den feinsten Complimenten, fand sie reizend, schön, liebenswürdig und so weiter.

— Wie können Sie mich reizend, schön und liebenswürdig finden, Sie haben mich ja noch nie ohne Larve gesehen.

— Das Blut, das jetzt so rasch und ungestüm in meinen Adern rollt, es sagt mir, daß Sie schön

sind. Ich besitze in derlei Fällen eine große Divinationsgabe.

— Es wäre doch leicht möglich, daß Sie sich diesmal geirrt hätten.

— Nein, nein! Das Feuer Ihrer schwarzen Augen, das durch die Larve wie die Sonne durch den Wolkenschleier blitzt, der liebliche Ton Ihrer jugendlichen Silberstimme, der Alabaster Ihrer zarten Hand, Ihr Wuchs, Ihr Fuß bestätigen nur allzuklar, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe.

Zärtlich drückte er jetzt ihre Hand und war überglücklich, als er diesen zarten Druck leise erwidert fühlte. Sie ist Dein, sagte er zu sich selbst und triumphirte schon im Voraus.

Um zu erfahren, wen er vor sich habe, stellte er einige verfängliche Fragen an sie. Die Vestalin war aber nicht dumm, errieth seine Absicht und richtete darnach ihre Antworten ein.

— Sind Sie hier allein auf dem Balle?

— Ich bin mit einer andern Dame hier. Die Pilgerin, mit der Sie mich gehen sahen, ist meine jüngere Schwester.

— Warum ist nicht auch Ihr Herr Gemahl auf dem Ball?

— Mein Gemahl? Wer sagte Ihnen daß ich verheirathet bin?

— Ich vermuthete es nur.

— Gedanken sind zollfrei.

Der Contretanz war jetzt beendet. Leon führte die Vestalin und ihre Schwester ins Büffet. Die Damen sträubten sich Anfangs. Ah bah das macht nichts, dachte er bei sich, das Sträuben ist blos Styl und Etikette bei den Damen, hat aber nicht viel zu

bedeuten. Er bat sie so lange, mit ihm zu soupiren, bis sie endlich nachgaben.

Nachdem er seine Larve abgenommen, eine Trüffelpastete, Austern und Champagner bestellt hatte, drang er in seine Damen, sich zu demasciren. Sie wollten das nicht. Leon hielt dies für eine bloße Caprice, konnte sich aber nicht enthalten, den Flor ihrer Halblarve aufzuheben, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob es denn wirklich der Mühe werth sei, für sie das Souper zu bezahlen und ihr den Hof zu machen. Er wollte seine Neigung an keine Häßliche verschwenden. Der Mann hatte Recht! Aber die Vestalin war schön. Das schelmische Lächeln, das um die Damascusrose ihres Mundes spielte, zeigte ihm zwei Perlenreihen blendendweißer Zähne. Das war genug! Er hatte sich nicht geirrt.

Die Vestalin aß wenig oder gar nichts. Weit mehr Appetit hatte ihre Schwester, die Pilgerin. Das Meiste aber aß unser Leon. Er entfaltete im Essen eine Virtuosität, gegen die sich nichts einwenden ließ. In zehn Minuten hatte er eine halbe Trüffelpastete, circa zwanzig Austern und sechs bis acht Gläser Champagner in das Felleisen seines Magens eingepackt.

Nachdem er seine Teller zierlich geleert hatte, begehrte er vom Marquer seine Rechnung.

— Was bin ich Ihnen schuldig?

— Nichts.

— Nichts?

— Es ist schon Alles bezahlt.

— Bezahlt? Sind Sie toll? Wer hat es bezahlt?

Der Marqueur zeigte auf die Vestalin — Leon stutzte, die Damen kicherten unter ihren Larven und freuten sich über seine Verlegenheit. Während ihr

Chapeau im Austernessen vertieft war, verfügte sich die Vestalin, unter dem Vorwande, ihr aufgegangenes Schuhband wieder zuzubinden, in die Stube des Restaurateurs, und bezahlte dort, zu stolz, um sich von einem fremden Herrn freihalten zu lassen, das Souper für ihn.

Leon stellte sich, als ob das ihn, Gott weiß wie sehr, verdrösse; im Innern mochte es ihm aber nicht unlieb gewesen sein, denn wer weiß, ob seine Baarschaft zur Bezahlung dieses Abendschmauses ausgereicht hätte. Das hätte freilich nichts zu sagen gehabt, denn er hätte seine Cylinder-Uhr oder einen seiner vielen Ringe, die auf dem Mittelfinger seiner rechten Hand saßen, dem Restaurateur als Pfand zurückgelassen.

Leon wollte seiner Vestalin Vorwürfe darüber machen, da erhob sie sich von der Tafel und erklärte, daß es jetzt Zeit sei, sich nach Haus zu begeben.

— Warum eilen Sie so?

— Ich bin sehr ermüdet. Komm Emilie, es ist die höchste Zeit, daß wir uns entfernen, denn (sie sah auf ihr Uehrchen) Zwölf ist schon längst vorüber. Komm, komm . . .

— Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten?

— Wir danken Ihnen recht sehr.

— Wie, Sie werden doch nicht in später Nacht allein zu Fuß nach Hause gehen?? Unsere Straßen sind öde und finster. Sie könnten fallen, oder überfallen werden.

— Sein Sie unbesorgt. Mein Wagen wartet unten.

— Erlauben Sie, daß ich Sie begleiten darf?

— O ja, doch wie sich von selbst versteht, nur bis zum Wagen.

— Façon de parler, ich begleite Sie bis nach Hause, in Ihre Wohnung.

Statt der Antwort warf sie ihm einen freundlichen Blick zu.

Ich verstehe, rief der entzückte Leon aus, ergriff ihre Hand und drückte sie voll Inbrunst an seine heißen Lippen. Die Vestalin ließ ihn ruhig gewähren und die Schwester, sie schlug die Augen nieder.

Im großen Vorsale wartete der Diener der Damen mit ihren Mänteln. Leon warf der Vestalin, der Diener ihrer Schwester den schottischen Wickler um. Zuerst stieg die Vestalin, dann die Pilgerin und zuletzt unser Leon in den Wagen. Der Diener schlug die Wagenthür zu und schwang sich dann auf den Bock zu dem bepelzten Kutscher.

Der Wagen rollte mit Blitzesschnelle durch die dunklen Straßen. Leon schwelgte schon in dem Vorgeschmack beseligender Wonnen, die er kaum erwarten konnte. Der Champagner hatte sein Gehirn erhitzt, seine Einbildungskraft malte sich diese mystische Maske und die Freuden, die er sich von ihr versprach, mit den keckften, üppigsten Farben aus. Er träumte, im Mahomeds-Paradiese zu sein, in welchem ihm die schönste der Houris den vollen Becher der süßesten aller Freuden credenzte. Das erhitzte, ungestüm rollende Blut schwellte seine Adern und trocknete seine Zunge aus. Zehn Mal ergriff er die Hand seiner gegenübersitzenden Vestalin, mit heißer Gluth preßte er sie an seine bebenden Lippen. Allein mehr als einmal versuchte sie es, ihre Hand der seinigen zu entziehen — diese spröde Weigerung aber, die unser Leon für nichts Anderes, als eine zum Bonton gehörige Affectation hielt, schürte um so mehr die lodernde Flamme seiner brennenden Triebe an und brachte ihn in eine Art

anakreontischer Verzückung, der allmälig alle seine Sinne unterlagen. Die Vestalin wußte ihn aber trotzdem in den Grenzen des Anstandes zu erhalten und dämpfte die Gluth seiner Liebe bald durch Ermahnungen, bald durch Vorwürfe. Aber diese Vorwürfe klangen so liebevoll, daß sie ihn immer mehr in seinem Glauben bestärkten und jeden Zweifel aus seiner frohbewegten Seele verscheuchten. Mein ist sie, dachte er, und konnte kaum den Moment erwarten, wo er die Früchte seines Sieges einernten durfte.

Der Wagen fuhr zum Thore hinaus und hielt endlich vor einem großen Eckhause. Der Diener sprang von seinem Bock herab, öffnete den Wagenschlag und hob zuerst die Pilgerin, dann die Vestalin und zuletzt den rosenrothen Domino hinaus. Die Pilgerin zog an der Klingel und zwei Minuten später öffnete ein Diener das Hausthor.

Die Damen erstiegen die mit Gas erleuchtete Treppe, Leon folgte ihnen.

Die Vestalin führte ihren Ritter in ein stockfinsteres Gemach, geleitete ihn zum Sopha und bat ihn, hier so lange sitzen zu bleiben, bis sie wiederkäme.

— Sie wollen sich entfernen und mich hier allein lassen?

— Ich will blos meine Maske ablegen, sagte sie und eilte mit ihrer Schwester in ein Seitengemach.

Leon befand sich nun allein, ganz allein in einem wildfremden Hause in einem stockfinstern Zimmer. Mäuschenstill blieb er auf dem Sopha sitzen, mit gespannter Sehnsucht der erwünschten Katastrophe seines Abenteuers entgegensehend.

Es vergingen fünf, es vergingen zehn Minuten, die Heißersehnte kam nicht. Meine schöne Unbekannte, sprach er zu sich selbst, läßt mich lange im Finstern

tappen. Sagte sie nicht: sie wolle blos ihre Maske ablegen? . . . Braucht sie dazu so viel Zeit . . . mort de ma vie! das kommt mir verdächtig vor.

Mit jeder Secunde wuchs seine Neugier, seine Ungeduld. Das pochende Herz, das Prickeln des Blutes in seinen Adern, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung . . . sollte ihm da nicht angst und bang' werden?! Das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, benahm ihm allen Muth, er wagte kaum zu athmen . . .

Endlich öffnet sich die Thür. Die Vestalin — nein, ein Diener tritt ein, der erst seine Verbeugung macht und dann einen silbernen Armleuchter mit drei Lichtern und ein großes Lavoir auf den Tisch setzt und sich dann eiligst wieder entfernt.

Das Licht verscheuchte die Nacht des bangen Zweifels; Leon schöpfte wieder freier Athem, sah sich im Zimmer um und überzeugte sich, daß er in einem vornehmen Hause sei und keinen Grund habe, sich zu ängstigen.

Bald darauf kam ein anderer Diener, der in der einen Hand ein großes Handtuch, in der andern Hand ein Paar Flacons mit farbigen Flüssigkeiten trug. Er legte Beides auf den Tisch und wollte gehen.

— Nur ein Wort, mein lieber Freund . . .

— Sie befehlen?

— Werd' ich hier noch lange warten müssen?

— Gedulden Sie sich nur noch einige Minuten. Sie werden gleich hier sein. Der Diener entfernte sich. Leon faßte neuen Muth, schnalzte mit seinen Fingern vor Freude und Ungeduld, und wünschte sich den ersehnten Augenblick herbei, der ihm die schönste aller Freuden bringen sollte.

Meine schöne Unbekannte läßt lange auf sich

warten, murmelte er leise vor sich hin. Vermuthlich wirft sie sich in ein reizendes Negligé, um mir noch mehr zu gefallen. Leon, rief er freudig aus, Du bist ein glücklicher Kerl — es gibt kein Weib, das Dir widerstehen könnte . . .

Da trat ein dritter Diener ein und legte mitten ins Zimmer ein breites, hohes Polsterkissen, das viel Aehnlichkeit mit einer Pavelace hatte, worauf die Türken ihre Siesta halten.

Welche Vorbereitungen! Flacons mit farbigen Flüssigkeiten, (vermuthlich waren es kostbare Liqueure), ein Lavoir mit Wasser, ein Handtuch und ein großes Polsterkissen. Das wäre Alles recht gut und schön, wenn nur schon die schöne Unbekannte da wäre, damit ich wüßte, woran ich bin. Aber warum kommt sie nicht. Teufel, was geht hier vor. Horch!! Jetzt glaubte er das Rauschen ihres Nachtgewandes zu vernehmen. Sprach sie da nicht, war das nicht ihre Stimme, die ich jetzt vernahm. Sieh', jetzt öffnet sich die Thür.

Wer malt die Verwunderung und den Schreck Leons, als er — rathe wen? eintreten sah. Die Vestalin? Nein! Etwa die Pilgerin? Nein! Oder gar einen Geist oder ein Gespenst? Auch das nicht!

Da Du es schwerlich errathen wirst, so will ich's Dir lieber sagen, damit Deine Neugier nicht auf die Folter gespannt werde.

Ein ziemlich alter Herr in einem braunseidenen Schlafrock trat ein. Er rückte sein schwarzes Sammtkäppchen und machte eine kurze, aber sehr kalte Verbeugung.

— Mein Herr, ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so lange warten ließ. Meine Frau, die Vestalin, die Sie auf der Redoute kennen

gelernt, mußte mich wecken, denn ich lag schon im tiefsten Schlafe . . .

Leon konnte sich von Schreck und Verwunderung noch immer nicht erholen, er stand wie vom Blitz getroffen da, wußte nicht, was er davon denken, was er dazu sagen sollte.

— Ziehen Sie sich Ihren Rock aus, fuhr der alte Herr fort, machen Sie sich's bequem, geniren Sie sich nicht . . .

Leon sollte seinen Rock ausziehen?! Warum? Was hatte der alte Herr für Absichten?

— Setzen Sie sich gefälligst auf dieses Polsterkissen, verhalten Sie sich ganz ruhig, wenn ich bitten darf, es ist bald vorüber . . .

Ich soll mich aufs Polsterkissen setzen (dachte sich Leon), soll mich ruhig verhalten, es wird bald vorüber sein? Was hat dieser Mensch mit mir vor??? Ein schrecklicher Gedanke wurde in seiner geängstigten Seele wach . . . Dieser Mann wird doch nicht etwa . . . Nein, das wäre entsetzlich, gräßlich, abscheulich . . . Leon zitterte an allen Gliedern, wie ein vom Sturmwind zerzaus'tes Espenlaub.

— Warum ängstigen Sie sich so? Stellen Sie sich doch die Sache nicht so schrecklich vor . . . eins, zwei, drei und Alles ist überstanden. Setzen Sie sich.

Leon, von Schreck ganz perplex gemacht, setzte sich. Der alte Herr legte eine Hand auf Leons Kinn, die andere auf Leons Stirn, riß ihm den Mund auf und fragte ihn:

— Welcher ist es?

— Mein Herr, was wollen Sie?

— Ihnen den Zahn ausziehen . . .

— Welchen Zahn?

— Den Zahn, welcher Ihnen auf der Redoute so gräßliche Schmerzen verursacht hat.

— Woher wissen Sie das?

— Komische Frage! Meine Frau hat es mir gesagt. Weckte sie mich doch deshalb aus dem Schlafe auf, um Sie von Ihren Schmerzen zu befreien.

Himmel tausend Donnerwetter — jetzt ging dem armen Leon ein furchtbares Licht auf. Durch den Schreck ganz verdutzt und dumm gemacht, wußte er nicht, was er anfangen sollte. Dem Mann der Vestalin gestehen, daß er aus einem ganz andern Grunde seiner Frau gefolgt, das wäre nicht discret und noch weniger heilsam gewesen — diese Offenherzigkeit wäre ihm theuer zu stehen gekommen. Wie sollte er sich da aus der Affaire ziehen? Er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und gutwillig in den Plan der malitiösen Vestalin eingehen, um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen.

— Es ist wohl wahr, daß ich heftige Zahnschmerzen hatte, sie haben aber jetzt ganz aufgehört.

— Das macht die Angst, in fünf Minuten kehrt das alte Uebel mit erneuerter Kraft wieder. Sie haben keine Ruh' bei Tag und Nacht und müssen sich vielleicht Monden lang damit herumquälen. Zeigen Sie mir den kranken Zahn. Ist er hohl? Vielleicht kann ich ihn plombiren, das thut Ihnen nicht im Geringsten weh.

Was war da zu thun?! Leon mußte sich fügen und zeigte auf einen der obern Schneidezähne.

— Ziehen Sie ihn aber ja nicht aus.

— Nein, nein, ich will ihn blos untersuchen.

Der Zahnarzt, einer der geschicktesten der Residenz, holte jetzt, ohne daß es Leon merkte, aus dem Aermel

seines Schlafrocks rasch ein Zängelchen hervor und — ratsch! der bezeichnete Schneidezahn war ausgezogen.

Leon stieß einen heftigen Schrei aus und fiel, von Schreck und Schmerz überwältigt, in Ohnmacht.

Der Arzt hielt ihm ein Flacon mit Hirschhorngeist unter die Nase — Leon kam schnell wieder zu sich.

— Spülen Sie sich jetzt den Mund mit diesem Essigwasser aus, damit sich das wunde Zahnfleisch wieder schließe.

Während sich Leon den Mund mit Essig ausspülte, betrachtete der Zahnarzt durch die Loupe den ausgezogenen Zahn und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ihm dieser Zahn wehethun konnte, da doch Krone und Wurzel desselben ganz gesund aussähen.

Leon war außer sich vor Wuth. Ohne Adieu zu sagen, wollte er fortrennen. Als er schon die Thür in der Hand hatte, rief ihn der Zahnarzt zurück.

— Mein Herr!

— Was wollen Sie?

— Es thut mir leid, wenn ich's Ihnen erst sagen muß, was ich will. Sie sollten das doch selbst wissen, daß man Zähne nicht umsonst auszieht.

— Wie? ich soll Sie auch noch dafür bezahlen??

— Freilich, freilich, sagte mit kaltblütiger Ruhe der Zahnarzt, und bat ihn, den ausgezogenen Zahn, den er so eben in ein Stückchen Papier eingewickelt hatte, mitzunehmen.

— Da möchte man doch gleich . . . . . . Was bekommen Sie?

— Einen Ducaten.

— Was, einen Ducaten?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Haben Sie vergessen, daß mich meine Frau Ihretwegen aus dem Schlaf aufgeweckt ....

— Das hätte sie sollen bleiben lassen! rief wuthentbrannt der getäuschte Leon aus, warf drei harte Thaler auf den Tisch und lief zornig zur Thür hinaus.

In dem nämlichen Augenblick stürzte lachend aus dem Seitengemach die Frau des Zahnarztes herein und erzählte jetzt erst ihrem Gemahl, daß sie ihm ein Märchen aufgeheftet habe, um den Gecken für seine Zudringlichkeit bestrafen zu lassen.

Der Zahnarzt wollte sich darüber todtlachen. Hätte ich das früher gewußt, sagte er, so würde ich ihm blos Angst eingejagt, aber keinesweges einen kerngesunden Zahn ausgezogen und dadurch sein ganzes Gebiß verunstaltet haben. Liebes Weibchen, der Himmel verzeihe Dir diesen malitiösen Streich, fuhr er fort und ging zu Bette.

* * *

Gemüthlicher Leser, himmlische Leserin — siehst Du jetzt irgendwo einen jungen Stutzer, dem einer der obern Schneidezähne fehlt, so denke Dir: Das ist Leon.

128.

Vorwürfe.

Ich kenne einen Schriftsteller, einen jungen, äußerst liebenswürdigen und ungemein interessanten Mann, an dessen Schicksal ich einen eben so warmen Antheil nehme, als an dem meinigen.

Diesem jungen, interessanten, liebenswürdigen Schriftsteller werden von der Kritik allerhand Vorwürfe gemacht, die meinem Ich eben so nahe treten als dem seinigen. Drum drängt es mich, seine Vertheidigung zu übernehmen.

Man wirft ihm eine allzugroße Bitterkeit vor.

Parbleu! Kann der süß sein, dem die Menschheit den vollen Giftbecher zu leeren gegeben? Wer so viel traurige, herzrädernde Erfahrungen gemacht, als er, wer so viel ungerechte, himmelschreiende Verfolgungen erlitten hat, als er, der muß zur Coloquinthe werden, selbst wenn er früher eine Ananas gewesen wäre. Er will die Laster und Thorheiten der Menschen dergestalt geißeln, daß sie es fühlen sollen. Die Thoren haben aber Rhinoceros-Häute, auf die das Kitzeln leichter Scherze und das Touchiren scherzhafter Laune keinen Eindruck macht. Er muß mit Knitteln dreinhauen, wenn der Streich durch das dicke Rhinoceros-Fell durchdringen soll.

Mein junger Freund macht keine Ansprüche auf den Namen eines Humoristen, er ist nur ein Satyriker, der die Schwächen und Narretheien der Men-

schen unbarmherzig durchfuchteln will. Die Ruthenhiebe der Laune und Bonhommie sind viel zu gelind' für jene Dickhäute, nur die Peitschenhiebe und Stockschläge juvenalischer Satyre dringen durch.

Homöopathische Satyre, die mit einem Millionentheil von einem Gran satyrischen Glaubersalzes ein festgewurzeltes Gebrechen ausrotten will, bleibt ohne Wirkung. In der Satyre gelangt der allöopathische Arzt weit früher zum Ziele.

Man macht meinem zweiten Ich den Vorwurf, es sei zu hitzig, zu exaltirt, es hasche immer nach Extremen und trage bei der Portraitirung seiner Schurken und Thoren zu crasse, grelle Farben auf.

Soll ein Schriftsteller nicht hitzig sein, wenn man ihm von allen Seiten einheizt und den Kopf warm macht?

Er trägt deshalb so starke Farben auf, weil es seine Absicht ist, durch diese crasse Farbengebung die Thorheit und das Laster desto abschreckender erscheinen zu lassen. Die Satyre soll die Schwächen der Menschen dergestalt schildern, daß sie in andern Gemüthern Abscheu erregen. Durch diesen Ekel, den sie durch die crassen Farben einimpft, erstickt sie den Keim zur Nachahmung und dies ist, meinem Erachten nach, der erste Zweck der Satyre. Sie will nicht bessern, dies wäre vergebliche Mühe; denn Schurke bleibt Schurke, Thor bleibt Thor, an Beiden ist Hopfen und Malz verloren. Sie will den Schurken und Thoren nur bestrafen und Andere, deren Sinne noch nicht von den Netzen der Thorheit und des Lasters umstrickt sind, durch das Vorhalten eines Spiegels, der alle Folgen dieser Verirrungen zurückstrahlt, davon abschre-

cken. Sie kann nicht die Zahl der Thoren und Schurken vermindern, sondern blos Präservativ-Mittel ersinnen, daß die Legion wenigstens nicht vermehrt werde. Laster und Thorheit sind ansteckende Seuchen. Die Satyre zieht deshalb einen Sanitätscordon und warnt die Gesunden, daß sie sich vor dem Miasmus in Acht nehmen und verwahren möchten. Je scheußlicher ein Laster, je lächerlicher eine Thorheit dargestellt wird, desto abschreckender ist sie; aus diesem Grunde schildert mein Freund nicht die gewöhnliche Thorheit, sondern die Thorheit in höchster Potenz.

Man wirft ihm vor, daß er manchmal von dem Strudel der Persönlichkeit fortgerissen werde.

Wahr ist's, daß die Satyre nur die Sache, nicht die Person durchhecheln und geißeln soll. Sie soll die Thorheit, aber niemals den Thoren verlachen. Sie soll den Eigendünkel, aber nicht den Eigendünkeligen durch die Hechel ziehen. Es gibt aber viele Fälle, wo die Thorheit von dem Thoren ganz unzertrennlich und gleichsam die Haut seines Fleisches ist. Schlägt man die Haut, so schmerzt es auch den Körper.

Ein Poetaster hat ein langweiliges Buch in die Welt gesetzt und hält sich nun für einen zweiten Shakespeare. Die Satyre macht nun das Buch lächerlich, läßt aber den Verfasser ganz aus dem Spiele. Sie bekrittelt ein Bild und thut dem Maler nicht weh', sie geißelt ein musikalisches Charivari und braucht trotzdem nicht im Mindesten dem Compositeur nahe zu treten. Wenn sie aber über die elende Leistung einer Theaterperson herfällt, so muß sie bon-gré — mal-gré persönlich werden. Sagt sie: Der Schauspieler X. habe durchaus kein Talent, so schreit der vielköpfige

Maulwurf — (in der eleganten Welt: Publicum geheißen), das ist eine Persönlichkeit. Der Maulwurf hat Recht; aber läßt sich dies vermeiden? Das Talent einer Theaterperson ist von ihrer persönlichen Individualität ganz unzertrennlich. Tadelt man die Leistung, so leidet auch die Individualität des Bühnensubjectes darunter. So kommt es, daß jeder Recensent, bei der Beurtheilung der Theaterleute — wider seinen Willen — Persönlichkeiten niederschreiben muß.

Man schiebt den satyrischen Silhouetten meines Freundes Personen aus der Wirklichkeit unter.

Malt er einen Lumpen, so rufen Hundert: Dieser Lump bin ich, das ist ein Pasquill auf meine Person, der Kerl muß auf die Festung kommen.

Was kann mein Freund dafür, daß sich alle Lumpen getroffen fühlen, wenn von einem Lump im Allgemeinen die Rede ist.

Zeuxis nahm sich, um das Bild einer vollkommenen Schönheit zu liefern, von einem Weibe diese, von einem andern Weibe jene Schönheit. Mein Freund nimmt sich, um das Bild einer vollkommen häßlichen Narrheit hinzustellen, von dem einen Narren die hochtragende Nase, von dem andern das große Maul, von diesem die gewichtige Miene, von jenem die gefaltete Stirn und formt die fremdartigen Theile zu einem neuen Ganzen um. Die Narren betrachten das Bild. Einer ruft: Das bin ich, die Nase ist ganz so wie die meinige. Der Andere schreit: Das bin ich, der Mund sieht dem meinigen, wie ein Wollsack dem andern ähnlich. Der Dritte brummt: Das bin ich, das sind meine Mienen. Da kommt der Vierte hinzu und

sagt: Das bin ich, das ist meine Stirn. Hundert und Tausende betrachten das Bild und Jeder findet irgend eine Aehnlichkeit zwischen sich und dem Gemälde auf.

Kein Wunder, daß ein Satyriker an nichts so reich als an Feinden und Injurienprocessen ist; denn in jedem einzelnen Portrait fühlt sich eine Anzahl von Menschen getroffen, die sich's nicht nehmen läßt, daß sie das Original ist, von dem der Maler eine Copie genommen.

Man macht noch einen andern Vorwurf meinem Freunde. Man moquirt sich darüber, daß er stets nur kleine Aufsätze, niemals aber eine große, dicke Satyre von mehreren hundert Seiten liefert.

Ach, ihr lieben Abderiten, glaubt ihr denn, daß der Werth eines Aufsatzes in der Anzahl der Seiten liegt?

Glaubt ihr denn, daß es ein schweres Kunststück ist, einen dreibändigen Roman zu schreiben? Das ist kinderleicht. Der Stoff wird wie ein Stück Gummi elasticum ausgedehnt. Der Romanschreiber fragt nichts darnach, ob ein Riß oder ein Loch hinein kommt. Er nimmt sich vor, drei bis vier oder fünf Bände mit diesem magern Süjet voll zu füllen und damit Punctum. Was nun Andere in drei Zeilen sagen, das reckt er dergestalt auseinander, daß es drei Seiten Platz einnimmt. Er füllt mit der Erzählung eines Sonnenuntergangs oder mit der Schilderung einer Manchester-Weste zwei Druckbogen.

Glaubt ihr denn, daß dies mein Freund nicht auch kann? Er will es nur nicht, denn er ist zu

bescheiden, um seinen Lesern zuzumuthen, daß sie sechshundert Seiten auf einmal zu sich nehmen sollen. Die meisten Satyriker lieben die kurze Waare; Swift, Addison, Boileau, Jouy, Lichtenberg, Börne, Alle haben nur Satyren von zehn bis zwölf Seiten geschrieben.

Kürze ist die Würze der Satyre. Die bunte Menge beweis't Ideenreichthum und Erfindungsgabe. Sie bringt Abwechselung und Mannigfaltigkeit, zwei der schönsten Eigenschaften, in die Lectüre, spannt dadurch die Neugier und erhält die Theilnahme des Lesers in stets reger Kraft.

Zuletzt macht man meinem Freunde auch noch den Vorwurf, daß er zu flüchtig arbeite.

Er denkt aber wie der Franzose: Lieber flüchtig, als schwerfällig. Der Styl soll nicht ein unbehülflicher Dudu sein, der sich nur mit Mühe fortschleppen kann; er soll ein loser Zeisig sein, der ohne alle Anstrengung um uns herumflattern muß, wie ein von Zephyren geschaukeltes Rosenblatt. Er will nicht, daß sein Styl einem schweren Packwagen, sondern einem leichten Carrickel gleiche, das rasch und munter fortrollt.

Es gibt Leute, welche nur denjenigen Styl schön finden, dessen Perioden hübsch lang wie die Bandwürmer sind, dessen Sätze wie die Maccaroni-Nudeln fast kein Ende nehmen. Je kürzer eine Periode ist, desto klarer, faßlicher und lebendiger ist sie; lange Perioden hingegen verwirren und lähmen die Kraft der Gedanken.

Das allzulange Nachbrüten taugt nichts. Je schneller ein Gedanke vom Gehirn durch den Arm in

den Gänsekiel fährt, desto ungesuchter und ansprechender erscheint er. Auch das Drechseln und Feilen taugt nichts. Man muß die Phantasie nicht nothzüchtigen wollen. Man versuche es nicht, ihr mit Gewalt etwas zu entreißen, was sie in Güte nicht selbst reicht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria, 1808-1872 / Oettinger, Eduard Maria, / Friedrich Wilhelm

Der confiscirte Eulenspiegel, oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen

Bd.: 2

Hamburg (1833)

P.o.germ. 2051 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129346-5